Das Grab

der

Steinbrecher bei Wehlen,

nebst lithographirten Abbildungen.

Zum Besten

der

hilfsbedürftigen Hinterlassenen der Erschlagenen.

Frage nicht, schuldiger Unbesonnener auf deinem Sterbebette mit gebrochener Stimme: Wo aber deine Verzeihung ist? Schreitet hinter zu großem Glück die Nemesis strafend, so geht sie auch hinter zu großem Unglück, belehrend! Blick nur, so wirst du sie sehen! — Jean Paul.

Dresden,
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

1829.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

Vorwort.

Geliebter Leser! — Wenn ich Dir etwas Näheres von jenem herzerschütternden Trauerfall erzählen soll, dessen die nachfolgenden wenigen Blätter gedenken, so mußt Du zuvörderst nicht ungehalten seyn, wenn ich, jeder irrigen Erwartung voraus zu begegnen, mich bescheidentlich darauf berufe, daß ich weder ein Zeitungsblatt bin, welches mit trocknem Munde und derselben Tonart über Völkerschlachten und Kindtaufen berichtet, noch ein Almosensammler, welcher einen Unfall, wie der nur eben gedachte in der Nähe unsers lieben Wehlen, Dir mit erkünsteltem Pathos vorträgt und am Ende drei Kreuze schlägt, weil er Dir drei Kreuzer abgeweint hat. In jener Gegend giebt es ja so viele Naturwunder,

die mit ihren steinernen Schriftzügen und Hieroglyphen noch weit wundersamere Dinge aussprechen; ich will Dir also nicht nur alles, was ich durch fremde Mittheilung und eignes Bemühen Näheres über jenen Unglücksfall erfahren konnte, getreulich mittheilen, sondern auch Dir vorher erzählen, wie das ganze wild-entsetzliche Ereigniß sich in meinem Innern nachgespielt hat; denn im Menschenherzen gibt es ja ebenso Berge, Thäler, Klippen und Abgründe, wie in unserm Meißner Hochlande, und die Seele ist, wie die Natur, am formenreichsten in ihren Schrecknissen. Und somit erst ein kleines Vorspiel! —

Erſtes Kapitel.

Das Mailied und die nächtliche Reiſe nach Wehlen.

Die ganze Welt erhebt ſich, doch nur der Mann, das Meer ertönt und ſingt und rauſcht, wie Strahlen unter dem Hochgebet von ſelber erklingen. O, ſo werfe gleiche Wellen auch mich, Sehnſucht! Dichte mich in deine weiten Flure, die über unſeren Augen und Wimpern Leben und Farbe das gebrauchte Herz vor den Unendlichen tragen, damit das enge Herz die Bilder an Dich gedrängter nehme und heiß und warme! —

Ich frage Dich, lieber Leſer, hat Dein Ohr, oder beſſer Dein Herz, noch nie etwas vernommen von dem großen Mailiede? — Das Lied iſt nicht ganz neu, es iſt, wenn wir der Tradition trauen, ſeit ziemlich ſechstauſend Jahren allemal zur rechten Zeit geſungen worden; Blumen, Bäume, Vögel, Felſen, alles hat mitgeſungen, die Stimmen ſind ſeit ewigen Zeiten geſetzt, und es iſt noch nie ein Ton dabei verſehen worden, denn ein unendlich großer Kapellmeiſter leitet das mächtige Orcheſter mit unſichtbarem Takte. Nicht Jeder aber will das Lied hören, geſchweige denn begreifen. Ich glaube ſo etwas

davon vernommen zu haben und will Dir einiges davon mittheilen, denn nachsingen läßt sich das nun ein- für allemal nicht.

Es ist Mai! — Die Pappeln zirpen ihre grünen Lenzlieder, der Abendwind schlägt mit den Zweigen den Takt dazu; wildsehnsüchtig stürzen sich die Wellen des Baches über die Kiesel, und vernichten sich eine in der andern. Der Abendhimmel aber blickt thauig hernieder, ostwärts hat er tausend silberne Lämmchen hingesendet, die der neuen Sonne als Friedensboten entgegenziehen müssen, im Westen aber ruht sein Haupt sinnend auf den duftigen Bergen, mit der ewigen Krone aus Sonnenpurpur, Abendgold und Azur. Ach, und auch durch meine Seele tönt es golden und heimlich, wie Glöcklein ferner Heerden, die silberweiß zur Heimath ziehen! — Es ist Mai, Mai! Die Gebüsche schweigen, der Thau fällt und meine Thränen rinnen! —

Es war Dienstag Abend den neunzehnten Mai, als ich die gewohnte Arbeit verlassend, das düstere, gräßliche Leichenbild der zermalmten Steinbrecher vor meinen Augen, der Stadt mit wehmüthigen Blicken den Rücken wandte und meinen Lauf nach Pillnitz richtete. Ich scheuchte den enteilenden Tag vor mir her, in meinem Rücken aber lauschte der Abend vorsichtig hinter den Elbgebirgen auf

und lullte die Sonne, welche in seine dunkeln Arme sank, mit einem langsamen Kusse in dämmernden Schlummer. Links blickten die abendlichen Rebenhügel mit ihren vielen bunten Häuschen neugierig mir nach, rechts traten die Höhen in schweigende Dämmerung zurück und gönnten dem Blicke Aussicht und der Phantasie Spielraum.

Abends gegen 10 Uhr erst gelangte ich nach Pillnitz und bestieg ohne zu rasten die nahgelegene Schloßruine; der Westen zog mehr und mehr den Purpurhauch wieder an sich, der sich von dort aus über die matt schimmernden Dächer des unten vor mir liegenden Schlosses breitete, die Elbe versenkte zögernd den rothen Widerschein in ihre Tiefen, das gesammte Leben der Natur versank, wie ein edler Phönix, in der westlichen Glut und die Nacht richtete sich träumend auf, während die Gegenstände rings um mich in ungewisse zitternde Umrisse zurücktraten. Da schlossen sich meinem Innern die Gefilde der Kindheit wieder auf, Todesschmerz und Seligkeit zogen wechselnd in meinem Herzen aus und ein, und die Geister der gestorbenen Lieben schwebten in milder Sehnsucht mir vorüber. Die künstliche Ruine wurde mir zur wirklichen, alte Riesengestalten stiegen abentheuerlich an ihr empor, wunderbare Bilder, die meine ganze Seele erfüllten, während die Pappeln unten in der Allee,

in deren Laub der Abendwind griff, mit ihrem Geflüster die Melodie dazu angaben. Duft und Dämmerung wiegten mich in süße Ermattung, ich lehnte das Haupt zurück und entschlief auf der Ruine, ja ich würde das nicht einmal gemerkt haben, wenn ich nicht dabei geträumt hätte. Die erschlagenen Steinbrecher traten mit ihren gräßlich zerquetschten Gliedern vor mich hin, und dann verwebten sie sich mit meinen Ruinenbildern zu wunderlichen Trauergestalten, aus welchen endlich eine seltsame Erscheinung sich bildete, die ich, mindestens nicht an dieser Stelle, aus ihrer träumerischen Dunkelheit ans Licht ziehen will. So träumen wir denn meist immer dichtend und dichten träumend, denn das Dichten selbst ist wie Geburt und Tod ein Lebensinstinkt; deshalb sollten auch Dichter, Todtengräber und Brautnachtfeiernde mit einander gehen, weil alle drei, ihrer selbst unbewußt, eine neue Generation auf einen neuen Schauplatz rufen. —

Ich hatte wüstes Zeug geträumt und ärgerte mich beim Erwachen darüber. Nicht einmal vernünftig träumen können die Dichter, alles ein sehnsüchtiges Fratzenspiel ihrer beengten Phantasie. Was aber hatte ich mit meinem Traume gewonnen? — Von dem Schlummer gestärkt, doch von dem Traume erschöpft, setzte ich meine Wanderung fort, und die Bäume winkten mir

glückliche Reise zu; der Mond schien nur auf meine Fährte zu scheinen, das Geflüster der Nacht schien mir immer beredter und verständlicher zu werden und überall tönte mir die Natur ihr großes Willkommen entgegen. Ich weiß nicht ob ich das alles in jenen schaurig-ernsten Augenblicken gehörig zu erwiedern verstand; denn der Traum hatte eine stumme Welt in mir aufgeschlossen, die wohl noch nächtlicher war als die wirkliche, welche in ihrem gespenstischen Halbschlummer ihre kranken Traumbilder mir in nächtlichen Täuschungen und Gaukelgestalten zeigte. —

Unvermerkt war ich endlich in Wehlen angekommen und ohne mir in diesem freundlichen Bergstädtchen einen Aufenthalt zu gönnen, beschloß ich noch bei Nacht und Nebel mir den Steinbruch zu betrachten, hierauf nach Wehlen zurückzukehren und auszuruhen, um dann bei frühem Morgen nähere Erkundigung über das Schicksal jener Leidensbrüder einzuziehen, deren Resultat mein zweites Kapitel Dir, lieber Leser, in gedrängter Kürze mittheilen soll. Nach manchem schweren Athemzuge, manchem Fehltritt und wiederholtem Stolpern auf dem lockern unter den Füßen zurückweichenden Schutt, hatte ich jene Stelle endlich erreicht, welche ich — und zwar, wie ich später erfuhr, richtig genug — für den Schauplatz jenes blutigen Trauerspiels hielt. Trübselig blinzelte der bleiche

Mond hernieder auf die geborstenen Felswände und Steinblöcke, die in formloser Vernichtungsgier sich hier chaotisch über einander geworfen hatten, um in riesig-kleinlichem Grimme ein armes Menschenleben mit seinen engen Hoffnungen und Wünschen zu zerschmettern. Der Gedanke war mir ergreifend und doch ärmlich. Wäre denn nicht schon der kleinste Brocken jener Felsengiganten genug gewesen, um das zu thun, wozu das blutige Verhängniß hier ganze Riesenmassen aufgeboten hatte, nämlich um eine kleine Zahl harmloser und dürftiger Menschen zu erschlagen? Der mildere Zufall schien dieser übertriebenen Kraftanstrengung spotten und sie strafen zu wollen; die blindanstürmenden Gesteine brachen gegenseitig ihre Kraft an einander, und wie sie in blöder Wuth ihre Titanenleiber an einander stemmten, um den Gegenstand ihrer Rache desto sicherer zu zerschmettern, hemmten sie einander selbst, gleich Kämpfern, denen eben die allzugroße Schwere ihrer Waffen, die sie schützen soll, Kraft und Bewegung hemmt. Der hartbedrängte Sohn der Erde barg sich gerettet unter ihren tölpischen Gliedern; die Gewalten, welche ihn zermalmen sollten, wurden zur Ursache seiner Rettung, und die steinernen Söhne des Chaos knirschten in ohnmächtigem Grimm über den Menschen hin, den ihre eigne Wuth vor ihnen beschützt hatte, und den sie jetzt vergeblich zu fassen strebten, da sie sich wechselseitig

in ihre eignen Riesenleiber verwickelt und gefesselt hatten. Die Kälte des Gesteins und die düstere Bedeutung jenes Ortes schauerten mich eisig an; unter mir, ich wußte es, lagen noch einige der zerschmetterten Leichen jener verunglückten Arbeiter und sehnten sich dem Lichte entgegen, um ihr hartes Bette mit dem freundlichen Lager in Erde und Grab zu tauschen. Ihr letzter Seufzer lag noch erstickt und begraben unter dem Gerölle und den Steinen und bebte ahnend an meine Seele und ergriff mich schwer in allen Tiefen meines Innern; in träumerischer Abgespanntheit warf ich mich auf den Schutt nieder und meine Phantasie brütete, von Nachtwehen und Todesbildern befruchtet, das folgende Lied aus, womit ich das erste Kapitel schließe, um mich in dem zweiten nur auf die einfache Erzählung des Felsensturzes und des Schicksals der Steinbrecher zu beschränken. — Hier also zuvörderst das Lied:

Das Grab der Steinbrecher zu Wehlen.

1.

Der Felsen.

Dort ragt ein öder Felsen
Der Mittagssonne zu,
Sie kann ihn nicht wärmen noch lockern,
Er starrt wie in dumpfer Ruh'.

Es hängt ihm am öden Busen
Der Mensch, so kraftbewußt,
Und bricht gewaltige Ribben
Ihm aus der steinernen Brust.

Der pocht und sprengt und hämmert,
Und mühet sich nimmer müd';
Eintönig klappen die Hämmer
Ein steinernes Todtenlied.

Es ringt sich der Schall der Hämmer
So mühsam herab von der Höh',
Sein Echo erfaßt mich gewaltig
Im Herzen mit dunklem Weh'.

2.

Der Felsensturz.

Lang' herrscht schon der alte Felsen;
Verwachsen dem eignen Thron
Stemmt er sich auf ewige Trümmer —
Der Urwelt moosiger Sohn.

Doch nagt's ihm im steinernen Busen
Wie Tod und wildes Leid;
Es stürmt seinen Thron, den ew'gen,
Der flüchtige Sohn der Zeit:

Der Menſch drückt mit Stahl und Feuer
Den ſteinernen Panzer ihm ein,
Auf untermintem Throne
Wankt der alte Held von Stein.

Da ſtürzt er zerſchmetternd vom Throne
Sich nieder mit Braus und Sturm,
Und malmt mit der Rieſenleiche
Den kühnen Menſchenwurm.

3.

Die Nachgrabenden.

„Was grabt ihr mit Schweiß und Mühe
Und wühlet im kargen Geſtein?“ —
Wir ſuchen in grauſigem Schachte
Nach unſrer Brüder Gebein.

Wir reißen die Leichen der Brüder
Aus gierigem Arme dem Tod',
Indeß er von wankenden Klippen
Uns ſelbſt mit Vernichtung bedroht.

4.

Die Verſchütteten.

Ein Donner jäher Vernichtung
Riß uns bewußtlos hinab,
Und bettet' uns, lebend und athmend,
In Tiefe und Nacht und Grab.

Was ſtört uns im dunklen Traume,
Im zweifelhaften Seyn?
Es dringt vollklingend das Leben
In unſ're Gruft herein.

Da draußen meiſelt es luſtig,
Der Grabſtein der Lebenden bricht;
Es bringen die Hämmer der Brüder
Uns Auferſtehung und Licht.

Sie ſuchten nach unſren Leichen
Und mühten mit Schmerzen ſich warm —
Und drücken erſtaunt die Begrab'nen,
Die Lebenden in den Arm.

Tief aber ſchlummern die Andern —
Es deckt ſie die Felswand zu:
Den Lebenden frohe Geneſung,
Den todten Brüdern Ruh'! —

Zweites Kapitel.

Das Grab der Steinbrecher.

Wie heilig iſt dieſe Stätte!
Hier iſt nichts anderk, denn Gottes Haus!
Heilige Schrift.

Wer kennt nicht jene ſtillen und zufriedenen Menſchen, die, in Schweiß und Mühe, und bald von dem kalten Hauche des feuchten Felſen erſtarrt, bald den brennendſten Strahlen der Sonne bloßgeſtellt, mit Meiſel, Keil und Hammer dem harten Geſteine ein karges Brod abzutrotzen ſtreben und in einem einfachen, gefahrvollen und karg belohnten Leben dem ſteinernen Schooße des Felſen jenes Material abkämpfen, woraus Kunſt und Luxus die ſtolzeſten Zeugen ihrer Größe — Paläſte und Kunſtwerke — aufführen! Viele unſrer prächtigſten Gebäude ſind Denkmale ihres Fleißes, obſchon der Menſch über dem ſtolzen Bauherrn gern den harmloſen beſcheidenen Arbeiter vergißt, welcher den erſten Grund zu jenen Kunſt-

werken legen mußte. Ungekannt und einfach — dem eintönigen Schalle seines Hammers vergleichbar — fließt das Leben des Steinbrechers hin, bis zuletzt das Grab ihn mit seinen stolzen Menschenbrüdern in gleiche Höhe und Tiefe bringt oder bis wohl gar ein trotziges Felsstück — Dank seinem Fleiße! — locker genug gearbeitet ward, um ihn jäh zu überfallen und zu erschlagen.

Die Gewohnheit, dieser in Zeit und Leben so mächtig eingreifende Gott, macht diese Arbeiter stumpf für die Gefahren, welche ihr mühevolles Gewerbe mit sich bringt, und jene Felsmassen, mit welchen sie ihr Beruf fortwährend kämpfen lehrt, womit ihre eigne Natur gleichsam verwachsen scheint, verschwenden ihre Schrecknisse vergebens an den einfachen aber festen Gemüthern dieser Männer. Ihre Loosung ist, mit Gefahr die Gefahr zu verscheuchen; und so fahren sie unerschrocken fort, Felsenklippen, die in überhängender Richtung von selbst schon den jähen Einsturz drohen, zu unterarbeiten, um dieselben zu dem Sturze, den sie drohen, geflißentlich zu zwingen und ihn herausfordernd zu beschleunigen, damit er nicht später und unvermuthet geschehe. Nicht selten wirft unter diesen Kühnen sich ein noch Kühnerer auf, der das vollbringt, wovor selbst seine Genossen zittern und um einen geringen Lohn, mit augenscheinlicher Lebensgefahr, bis zum letzten Punkte noch die Untergrabung einer Steinwand verfolgt, welche

allen Uebrigen zu gewagt scheint. Es läßt sich erwarten, daß diese Männer, so blind für eigne Gefahr, die sie doch in ihrer ganzen Bedeutung kennen, es nicht minder sind für die Wohlfahrt Anderer und daß sie es sich selten besonders angelegen seyn lassen, den harmlosen Wandrer, der jene Felsenwege betritt, zu warnen oder, im Falle wirklicher, wegen des Ablosens der Steine zu befürchtender Gefahr, von fern sehen zurückzuweisen. Namentlich dieser letztere Punkt erregte bereits vor Jahren die Aufmerksamkeit des edlen, leider zu früh heimgegangenen Kreis-Hauptmann von Zeschau (unter uns Dresdnern auch als gemüthvoller Dichter bekannt und gefeiert,) und seinen Anregungen wie den gleichzeitigen Vorstellungen des damaligen, eben so umsichtigen als unverdroßnen Amtshauptmanns, jetzigen geheimen Finanzrathes von Nostitz und Jänkendorf verdankt man jene Verordnung der hohen Landesregierung (vom 20. November 1820) nach welcher den Vormeistern der Steinbrecher-Innung sowohl als auch den sämmtlichen, bei den Steinbrüchen arbeitenden Personen ernstlich angedeutet wurde, daß: wenn das Fallen einer bearbeiteten Felswand zu erwarten stehe, solches unaufhältlich den Bewohnern der zunächst gelegenen Dorfschaften bekannt gemacht, ingleichen zur Warnung der Reisenden und Vorübergehenden bewegliche Pfähle mit Tafeln, auf allen den Wegen, welche an den

Steinbrüchen vorbeiführen, und zwar sowohl an deren Anfangs- als Endpunkten aufgerichtet werden sollten, welche die Passirenden mit deutlicher Schrift auf die ihnen drohenden Schrecknisse aufmerksam und mit den nach den Umständen getroffenen Vorsichtsmaaßregeln bekannt machten *); bei noch größerer Gefahr sollten an Orten, die das Umlenken gestatten, Vermachungsstangen vor den Weg gezogen werden; überhaupt aber wurden die Steinbrecher, bei dem Herablassen der Steinwerke, zu größerer Vorsicht aufgefordert und ihnen unter Androhung gesetzlicher Ahndung eingeschärft: die Reisenden durch Anrufen an gefährlichen Orten zu warnen, die durch das Herabrollen des Schuttes und Gesteines beschädigten Wege jedesmal wieder in ihren vorigen Zustand zu setzen u. s. w.

Wirklich schienen auch diese angeordneten Vorsichtsmaaßregeln die gute Folge zu haben, daß eine Zeitlang, und zwar bis zum Jahre 1821 kein Unglücksfall stattfand. Am 29. Mai aber verunglückte plötzlich in den zwischen Halbestadt und Proßen befindlichen Sandsteinbrüchen, der

*) Besonders ward dabei mit vieler Umsicht noch zur Pflicht gemacht, dergleichen Warnungstafeln jedesmal nach entfernter Gefahr wieder unverzüglich hinweg zu nehmen, um nicht durch deren steten Anblick das Publikum daran als etwas Unbedenkliches zu gewöhnen und in sorglose Sicherheit einzuwiegen.

Steinbrecher Johann August Noack aus Königstein, und schon am 24. November desselben Jahres traf in demselben Steinbruche den Steinbrecher Ernst Brink das nämliche Schicksal, indem auch auf ihn gleich seinem Vormann ein großer schwerer Stein, den er von unten hohl gemacht hatte, ehe er noch auf die Seite springen konnte, krachend niederstürzte und ihn auf der Stelle tödtete. Dasselbe Schicksal, welches diesen beiden Unglücklichen kurz hinter einander, einen gleichen Tod bereitete, hatte sie auch auf Erden in eine nahe gegenseitige Beziehung, und wahrhaft tragische Wahlverwandtschaft gebracht; denn Brink ward in zwei Verhältnissen der Nachfolger jenes Noack, da er nicht nur in dessen Stelle als Steinbrecher eingerückt war, sondern sich auch mit dessen hinterlassener Wittwe ehelich verbunden hatte.

Ein Unfall seltsamerer, wiewohl minder grauenhafter Art ereignete sich am 16. März 1828, als an welchem Tage durch ein losgetrenntes und niederstürzendes colossales Felsstück die eine Hälfte des, dem Häusler Mitzscherling zu Ober-Posta zugehörigen Hauses, wie durchgeschnitten, gänzlich weggerissen und zertrümmert ward, ohne daß jedoch Jemand dabei verunglückt oder auch nur im Geringsten beschädigt worden wäre. Dieser jähe Felssturz hätte weit bedeutendere Folgen nach sich ziehen können, wäre nicht von der herabgestürzten Steinwand, die ohn-

gefähr 24 Ellen in der Länge, 16 Ellen in der Breite und gegen 12 Ellen in der Dicke enthielt, der bei weitem größere Theil glücklicherweise auf einer Felsenvorlage liegen geblieben, während die übrigen Felsstücke in die unmittelbar darunter liegenden Petzoldischen und Mitzscherlingischen Weinberge rollten, wovon zwei das eben erwähnte Haus Mitzscherlings erreichten, 12 Ellen davon gänzlich hinwegrissen und in dem stehengebliebenen Drittheil desselben, durch die heftige Erschütterung, vermöge welcher die Balken und Wände aus ihren Fugen gewichen waren, eine solche Zerstörung verursachten, daß auch dieser stehen gebliebene Theil eilends abgetragen werden mußte.

Am reichsten an Unglücksfällen sollte leider das gegenwärtige Jahr 1829 seyn. Schon der 17. März mußte das Vorspiel zu einer Reihe von blutigen Unglücksfällen geben, die in den Jahrbüchern jener Steinbrüche unerhört und theilweis furchtbar neu sind; an diesem Tage ward nämlich der in Schandau ansässige Steinbrecher Carl Gottlieb Franz, in den zwischen Postelwitz und Schmilka befindlichen Sandsteinbrüchen, eben als er an einer bereits schon hohl gemachten Steinwand auf einer Leiter stand und emsig arbeitete, von einem gewaltigen Felsstück, welches, ohne daß Vorzeichen seines Sturzes bemerkbar gewesen wären, plötzlich und unvorhergesehen auf ihn nie-

derstürzte, auf der Stelle erschlagen und sein Körper erst nach einigen Stunden unter dem ihn überdeckenden Steine, den man zu zerschlagen genöthigt war, gräßlich zerquetscht und nur stückweise hervorgebracht. Wären die übrigen nahe dabei stehenden fünf Arbeiter nicht augenblicklich auf die Seite gesprungen, so hätten auch diese unausbleiblich das Schicksal des Erschlagenen getheilt.

Kurz darauf, nämlich schon am 4. April, wiederholte sich dieser Unglücksfall, an welchem Tage der zeither in den zwischen Proßen und Halbestadt befindlichen Brüchen als Räumer oder Tagelöhner arbeitende 62 jährige Hübner im Findeisenschen Steinbruche, als er eben beschäftigt war Schutt in den Schubkarren zu laden, von einem großen, aus der Wand niederstürzenden Steine, welcher ihm gerade auf den Kopf fiel, augenblicklich getödtet wurde.

Wenige Wochen später, am 9. Mai Mittags um 1 Uhr, löseте sich eine hinter dem Grützнerschen Hause zu Rathen befindliche große Steinwand, an deren Untergrabung der Besitzer trotz amtlichen Verbots und angedrohter Strafauflagen unbemerkt rastlos gearbeitet hatte, plötzlich ab und stürzte, des gewinnlustigen Besitzers Wunsch und gegebener Richtung gemäß, zwar theilweis auf den Weg, zu seinem großen Leidwesen aber das bei weitem größere Stück in die Elbe nieder, ohne daß jedoch dabei ein Haus vielweniger denn ein Mensch beschädigt wer-

den wäre. Die Steinmassen dieser Wand waren von so ansehnlichem Umfange, daß sie, in ihrer Linie, das reichliche Drittheil der Elbe ausschütteten, und die Gewalt mit welcher sie niederstürzten, wirkte so außerordentlich, daß das Wasser bei dem Falle mit donnerndem Getöse weit über seine Ufer hinaussprützte, während ein zufällig vorübersegelndes, bemanntes Fahrzeug, von der Kraft des aufgestörten Wassers weit in die, auf dem andern Ufer der Elbe liegende Wiese hinausgeworfen und, von einer zweiten aufosenden Woge, unbeschädigt in den Strom zurückgeschleudert wurde, worauf es ruhig und ohne Schaden gelitten zu haben, seine Fahrt verfolgen durfte, während der Boden eines dort befindlichen Elbkahns, von der pressenden Gewalt des Wassers so unwiderstehlich nach dem obern Rande des Fahrzeugs gezwängt wurde, daß es plötzlich einem unberandeten flachen Flosse glich.

Das größte und in seiner Art vielleicht einzige Unglück aber war dem 11ten Mai vorbehalten, und dieses ist denn der eigentliche Gegenstand unsrer gegenwärtigen Schilderung.

Obgleich das Geschäft des Steinbrechens an und für sich in sämmtlichen Steinbrüchen und unter allen Umständen eine höchst lebensgefährliche Arbeit ist, so war

dieſelbe, nach dem Urtheile Sachverſtändiger, zufolge der örtlichen Lage, gerade in den Steinbrüchen dieſer Gegend jederzeit am gefährlichſten, daher ſich auch vom Beginn ihrer Bearbeitung an gerade dort die meiſten Unglücksfälle ereignet haben. Alle jene Steinwände ſind nämlich ſowohl in horizontaler als vertikaler Richtung mit ſogenannten Looſungen (natürlichen Ritzen, wodurch die einzelnen über einander geſchichteten Steinlagen ſich abtheilen) durchſetzt. Jemehr ſich nun dergleichen Looſungen, beſonders in vertikaler Richtung vorfinden, deſto leichter und minder gefahrvoll wird die Arbeit des Brechens. In den Brüchen jener Gegend aber findet man ſolcher Looſungen nur wenige, deßhalb müſſen auch hier die Brecher, wie ſie ſich nach ihrem techniſchen Sprachgebrauche auszudrücken pflegen, auf den Bruch arbeiten, d. h. ſie müſſen die Wand, welche gefällt werden ſoll, ſo lange unterarbeiten, bis die verhängende Maſſe ſo viel Uebergewicht erhält, daß ſich dieſelbe durch einen Bruch von der Hauptmaſſe löſ't, welcher dann oft ſo plötzlich erfolgt, daß den Brechern nicht die nöthige Zeit übrig bleibt in Sicherheit zu gelangen und wobei die untergeſetzten ſogenannten Steifen (Stützen), wenn dieſelben auch noch ſo ſtark ſind, meiſt zertrümmert und niedergedrückt werden.

Wollte man die Steinwände von oben herab abtragen, so würde zwar die Arbeit minder gefahrvoll seyn, aber auch einen bedeutend höhern Kostenaufwand verursachen. Schon das Abtragen der obern Lager, welche da, wo sie nach oben auslaufen oder, wie der Brecher sich ausdrückt, zu Tage ausgehen, an 20 bis 30 Ellen von der Höhe gegen die Mitte der Wände gewöhnlich aus porösem, verwitterten Gestein bestehen und deshalb zu Steinwaaren gar nicht benutzt werden können, so wie das Abräumen dieses Gesteins vom Fuße der Felsenwände, wobei der Brecher wohl bei jahrelanger Arbeit keinen Verdienst hätte, dürfte diese Art und Weise sehr kostspielig, ja wohl ganz unthunlich machen, und auch selbst dieß Alles bei Seite gesetzt, könnte die Arbeit immer nur höchst langsam von Statten gehen, während dabei noch überdieß die besten Steinlager verschüttet werden würden. Die dem Brecher eigenthümliche Kühnheit und Sorglosigkeit aber öffnet, unter diesen Umständen, den ihn bedrohenden Gefahren eine zwiefach leichte Bahn.

Schon im November des entwichenen Jahres ward von dem Steinbrecher und Bruchseigenthümer, Johann Christian Steglich, welcher zugleich Besitzer des sogenannten Berggutes bei Stolpen, bereits seit vielen Jahren ununterbrochen das Steinbrechergewerbe betreibt und

den Ruf eines sehr thätigen Arbeiters behauptet, nebst noch sechzehn Mann Brechern, eine etwa 110 Ellen hohe Steinwand zu unterhöhlen angefangen, woran jedoch in den Wintermonaten nichts weiter unternommen und erst seit Anfang April dieses Jahres die Arbeit wieder begonnen wurde. Noch im December und nachdem die Wand, auf etwa zwanzig Ellen Länge, einige Ellen tief unterarbeitet worden, fing man dieselbe abzusteifen an. Bei einer am 13ten April 1829 gehaltenen amtlichen Revision fand man solche mit vierzig Steifen unterstützt, die Höhlung gegen 4 Ellen hoch und dergestalt angelegt, daß die Arbeiter vollkommen aufrecht stehen und ab- und zugehen konnten. Auf einem gegen Mittag seitwärts der Wand angelegten, ganz freien, geräumigen und ebenen Wege konnte man ungehindert aus der Höhlung in Sicherheit gelangen. Die untergesetzten Steifen waren noch ganz locker, ein Beweis, daß bis zu dieser Zeit noch keine Senkung eingetreten war, und nur erst seit dem 7ten Mai hat man, laut Steglichs und des Vormeisters Aussagen, nachdem die Wand etwa bis zu 10 Ellen Tiefe unterhöhlt gewesen, eine Pressung derselben auf die Steifen verspürt, dabei jedoch keines der sonst gewöhnlich damit verbundenen Vorzeichen des nahen Falles, welche sich durch das Trennen der unterhöhlten Wände von der Hauptsteinmasse, — wobei

sich oft 6 bis 12 Zoll breite Spalten bilden, — durch Kniſtern und Knallen, ingleichen durch Abbröckeln und Herabfallen kleiner Steinſtücken und dergl. zu erkennen geben, wahrgenommen; deshalb hatte man die Arbeit noch fortzuſetzen für nothwendig erachtet, jedoch der mehrern Vorſicht halber, wie gewöhnlich, die Warnungstafeln an dem am Fuße des Berges vorbeiführenden Fußwege ausgeſtellt, während der Arbeit aber auf einer, in einiger Entfernung von der Steinwand befindlichen Anhöhe zu Beobachtung aller ſich etwa äußernden Merkmale und Bewegungen, einen erfahrenen Steinbrecher hingeſtellt, welches Geſchäft in der Regel Steglich ſelbſt zu verrichten pflegte; da derſelbe aber häufig kränklich war und dieſerhalb auch am Tage des Unglücksfalles nicht zugegen ſeyn konnte, hatte er diesmal dem Brecher Wuſtmann dieſes Geſchäft ſo wie überhaupt die Leitung des Ganzen übertragen.

Am 11ten Mai während der Arbeit in den Vormittagsſtunden, in welcher Zeit der Vormeiſter immer abwechſelnd mit ab- und zugegangen, hatten ſich außer der bemerkten Preſſung auf die Steifen, was übrigens nie als ein nahes Vorzeichen angeſehen wird und ſich oft ſchon lange Zeit vorher einſtellt, noch nicht die geringſten Spuren eines nahen Falles gezeigt. Mittags ver-

ließen die sämmtlichen Arbeiter den Bruch, um in einem nicht weit entlegenen Hause ihr Mittagsbrod einzunehmen. Ohne die mindeste Ahnung der nahen Gefahr, die binnen wenigen Augenblicken felsenschwer auf sie herniederbrechen sollte, bereiten sie sich, nach beendigter Mahlzeit, wieder an ihre Arbeit zu gehen; Wustmann überläßt jetzt das Geschäft der Beobachtung auf der erwähnten vor der Steinwand befindlichen Anhöhe, dem Steinbrecher Berthold und will sich, um eigenhändig alles gehörig leiten zu können, selbst mit unter die Wand begeben. Indem man sich dazu anschickt und kaum daß Berthold seinen Platz auf der Anhöhe erreicht hat, die Uebrigen aber — zwei der Arbeiter befanden sich noch nicht wieder im Bruche — nach ihrem unter der Wand liegenden Handwerkszeuge greifen, stürzt plötzlich ohne alle Vorzeichen des nahen Falles, die Wand mit furchtbarem Krachen zusammen, wobei sich die obersten Steinlagen ganz nahe an Bertholds Füßen lagern, und dieser, wie er mit Einem Blicke noch zu unterscheiden vermag, auch seine unglücklichen Genossen, die auf sein erhobenes Geschrei gegen einander laufen, zusammensinken sieht. Auch nicht einen Schrei des Schreckens konnte er in diesem Augenblicke von den Unglücklichen vernehmen; der Donner des fallenden Felsens verhallte und stumm-geheimnißvoll lastete, wie in schweigender, gesättigter Mordlust,

das ungeheure Grab über dreizehn Menschenleben. Ein im Bruche zum Räumen angestellter Tagelöhner, Namens Mitzscherling aus Stolpen, war nur einen Augenblick zuvor mit einem Karren voll Schutt aus dem Bruche herausgefahren und befand sich eben wieder auf dem Wege dahin zurück, als der Felsen vor seinen Augen sich überstürzt und er nur durch ein schnelles Zurückweichen dem gräßlichen Schicksale seiner Gefährten entgeht; der Schreck aber hatte auch ihn anfangs fast der Sprache beraubt.

Die Namen dieser dreizehn Verunglückten, über deren eigentliches Schicksal man so lange in Ungewißheit bleiben sollte, waren folgende:

1.) Johann Gottlieb Wilkomm aus Bühlau bei Stolpen, welcher eine kinderlose Wittwe, im Besitze eines kleinen Hauses nebst Gärtchen und einem dazugehörigen Scheffel Feld, hinterläßt. Unter seinen übrigen Unglücksgenossen, welche fast sämmtlich in den dürftigsten Umständen lebten, waren seine häuslichen Verhältnisse noch die vortheilhaftesten, so daß seine und des Folgenden Wittwe wohl die einzigen sind, welche auch ohne fremde Unterstützung nothdürftig sich selbst würden ernähren können.

2.) Johann Christian Richter, Besitzer einer Häuslernahrung in Hartau; von ihm bleibt eine Wittwe und ein zweijähriges Kind zurück, welche erstere jedoch schon seit längerer Zeit nicht bei ihm sondern bei ihren Aeltern lebte und bei diesen wahrscheinlich auch Unterstützung und Unterhalt zu erwarten haben möchte.

3.) Mauer aus Hochburkersdorf, hinterläßt seine hochbejahrten Aeltern, deren einzige Stütze und Trost im Alter er war, in den hilflosesten und bedrängtesten Umständen.

4.) Carl Winkler aus Stolpen, Besitzer eines kleinen Häuschens daselbst; das grausige Ende dieses bedauernswerthen Mannes, wirft seine hochschwangere Wittwe nebst zwei kleinen Kindern in die hilfloseste Lage zurück.

5.) Carl August Horx aus Oberposta hatte, als unverheiratheter Mann, mit seiner Mutter, die sich ihren Lebensunterhalt durch einen Handel mit Weißbrod und grüner Waare verschaffte und von diesem ihren Sohne nur geringe Unterstützung genoß, zur Miethe gewohnt. Die bis in's Unnatürliche gehende Fühllosigkeit derselben verdient eine besondere Erwähnung; selbige soll, glaubwürdigen Berichten zufolge, um den erschlagenen Leichnam ihres einzigen Sohnes nicht Eine Thräne geweint und, als man unter andern auch das Brod

fand, welches der unglückliche junge Mensch vor einigen Tagen mit in den Bruch genommen hatte, verzehrte sie dasselbe im Angesicht vieler Menschen, im Bruche daselbst, und zwar an der Todesstätte ihres Sohnes, mit einer Ruhe, die fast an der Allgegenwärtigkeit der Mutterliebe zweifeln läßt und den rohen Heroismus, oder vielmehr die unglaubliche, gefühllose Gleichgiltigkeit dieses Weibes grell genug bekundet.

6.) Johann Gottlieb Wustmann aus Altstadt, noch unverheirathet, hinterläßt beide nicht ganz unbemittelte Aeltern und zwei Geschwister, welche die den Erstern zugehörige Landwirthschaft leiten helfen.

7.) Carl Jähnichen aus Rathen. Das gewaltsame Ende dieses Unglücklichen war zufolge mehrerer Umstände, das verhängnißvollste. Er war ohne alles Vermögen, wohnte zur Miethe und ernährte sich und seine Familie, die aus einer Frau und drei Kindern von 6, 3 und 1 Jahre bestand, auf das nothdürftigste vom Steinbrechen. Im verwichenen Jahre litt er geraume Zeit am kalten Fieber und mußte, zu allem Erwerb dadurch untauglich geworden, ärztliche Hilfe gebrauchen; er hatte sich diese Krankheit bei der Schifffahrt, welche er früher betrieb, zugezogen und mußte, nachdem er wieder einigermaßen hergestellt worden war, dieserhalb dieses Geschäft aufgeben und zur Arbeit des Steinbrechens greifen. Aber seine

schwachen Gesundheitsumstände, unter welchen er diese schwere Arbeit verrichten mußte, warfen ihn noch einmal auf's Krankenlager; er erkrankte lebensgefährlich, mußte abermals ärztlichen Beistand annehmen und konnte wiederum nicht seinen kümmerlichen Unterhalt verdienen. Erst am diesjährigen 11ten Mai, diesem verhängnißvollen Tage, war er soweit wiederhergestellt, daß er Nachmittags, von Noth und häuslichem Elend hart bedrängt, seine schwachen Kräfte zusammenrafft und in den Steinbruch geht, um bei Fällung der Wand Handleistung zu thun, wo er denn, kaum eine Stunde gegenwärtig, von der niederstürzenden Felsenmasse plötzlich erschlagen wird. Das Leben dieses unglücklichen Mannes erscheint, schon wenn wir diese kurze Schilderung überblicken, als ein fortwährendes Gewebe von Mißgeschick, Schmerz und Elend, welches frühzeitig seine Kräfte untergrub und ihn nur langsam wieder aufkommen ließ, um ihn, in eben dem Augenblicke wo er von seiner noch unvollkommenen Genesung zum Troste seiner gebeugten Familie Gebrauch machen will und, aus liebender Sorge für sie, seine schwachen Kräfte an eine harte Arbeit wagt, einem schnellen blutigen Tode in die Arme zu führen. Hätte die Krankheit, die so lange seine Kräfte gefesselt hielt, noch eine Stunde länger verweilt, so war sein Leben wenigstens vor jenem grausigen Ende gerettet.

Er hinterläßt einen alten, auf den Tod daniederliegenden Vater, eine Wittwe und drei unerzogene Kinder im tiefsten Elende, welches durch mehrfache Schulden, die sich durch seine langwierige Krankheit und Verdienstlosigkeit angehäuft haben, noch drückender wird. Uibrigens hat der jähe Tod Jähnichens seine, im langen Kampfe mit Elend und Noth schon geschwächte Wittwe so gewaltsam ergriffen, daß sie, wie ernstlich zu befürchten steht, wahrscheinlich einer Krankheit unterliegen wird.

8.) Zimmermann [vulgo Zimmer] jun. aus Hartha, dessen älterer Bruder ebenfalls mit verschüttet wurde und sich später mit unter den fünf Geretteten befand, läßt einen armen, schwächlichen Vater und eine kränkelnde Mutter nach, die ein baufälliges, ganz verschuldetes Haus besitzen, dessen Zinsen sie schon seit mehrern Jahren nicht mehr abzutragen vermögend sind, und die übrigens in so hilfsbedürftigen Umständen sich befinden, daß sie nicht selten im eigentlichen Wortverstande mit dem Hunger kämpfend der dortigen Gemeinde zur Last fallen.

Die Namen der übrigen fünf verschütteten Steinbrecher, die, wie wir bald hören werden, zu einer so wunderbaren Rettung bestimmt waren, werden wir weiter unten noch Gelegenheit finden zu erwähnen.

Da die 110 Ellen hohe Steinwand, — welche an ihrem obern Ende sich von einer der horizontalen Loosungen,

nach vertikaler Richtung aber nur auf einer Seite von der Schicht getrennt hatte, auf der andern hingegen von der Hauptmasse und zwar von unten nach oben ganz schmal auslaufend, abgebrochen war, nicht bis zu ihrer ganzen, sondern nur bis zu 90 Ellen Höhe herabstürzte, so konnte begreiflicherweise das Wegräumen der Wand nur mit der größten Vorsicht geschehen, weshalb auch anfänglich und so lange bis man sich erst gewiß überzeugt hatte, daß die noch überhängende Masse vor der Hand noch nicht einstürzen werde, nichts unternommen werden konnte. Der Schauplatz jenes blutigen Naturspiels war, nach dem Sturze, so dicht mit Felsblöcken und Schutt bedeckt, daß man fast mit Gewißheit annahm, unter den sämmtlichen Verunglückten sey nicht Einer, der nicht auf der Stelle von dieser Riesenmasse zerschmettert worden sey, und diese hoffnungslose Vermuthung bestätigte sich noch mehr, als man, nachdem man sich wieder in den Bruch gewagt hatte, in der Geräuschlosigkeit des Abends und des Morgens den Verunglückten wiederholt zugerufen und Zeichen gegeben, aber, selbst bei dem ängstlichsten, gespanntesten Horchen, nicht eine Antwort oder nur einen Laut vernommen hatte, der auf ein Zeichen des Lebens auch nur entfernt hätte schließen lassen können. Das Leben schien für ewig erstarrt unter der kalten Umarmung jener Felsen, und Ton und Gedanke erstickt unter die-

sen ungeheuren Lasten, welche die Körper schwacher Menschen überdeckten. Dennoch betrieb man die Aufgrabung und Wegräumung der niedergeworfenen Steinmassen mit Eifer und Vorsicht, man stellte soviel Taglöhner zu dieser Arbeit an, als die Beschränktheit des Raums es zuließ, und vermehrte die Zahl derselben im Verhältniß wie sich der Raum nach und nach erweiterte. Da die Wand zum Theil auf dem Steinschutte ruhte, welcher, wie sich gleich anfänglich vermuthen ließ, die Verunglückten bedeckte, so mußte die Wegräumung desselben mit doppelter Vorsicht betrieben werden, auch war man genöthigt die Wand zuvor abzusteifen. Der geringe Umfang des Felsenvorsprungs, auf welchem sie lag, verstattete nicht, anfangs mehr als vierzehn Arbeiter anzustellen, welche jedoch vom anbrechenden Tage bis zu Eintritt der Nacht unausgesetzt sich mühten, die Unglücklichen so schnell als möglich von ihrer Felsendecke zu befreien, obgleich wenig Hoffnung vorhanden war, auch nur einen derselben noch am Leben zu finden. Sechs Tage lang wurden diese Anstrengungen vergeblich fortgesetzt und in Folge dieser ununterbrochenen Beräumungsanstalten, waren die Arbeitenden endlich, Sonntags am 17ten Mai Nachmittags gegen vier Uhr, bis zu einem ziemlichen Steine vorgedrungen. Als sie denselben hinweggewälzt hatten, eröffnete sich eine niedrige Höhlung, aus welcher

ihnen Menschenstimmen entgegen drangen. Einer der von außen Arbeitenden vernahm zuerst einen Hilferuf; er gebot sogleich Ruhe, da er zweifelhaft war, ob der Ruf von innen oder außen erfolgt sey, worauf dann noch einmal das Geschrei „Hilfe" vernommen wurde. Als man hierauf durch eine kleine Oeffnung fragte, ob drinnen noch Jemand am Leben sey, antwortete einer der Verschütteten, daß drinnen ihrer fünf Lebende sich befänden, die noch gesund und unverletzt, obgleich völlig erschöpft und kraftlos wären. Man arbeitete nun mit verdoppelter Anstrengung an Erweiterung der Höhle und schon nach Verlauf einer Viertelstunde war dies so weit bewerkstelligt, daß die fünf Geretteten Einer nach dem Andern, aus der Höhlung hervorkrochen. Sie waren jedoch sämmtlich, mit Ausnahme Zimmermanns, welcher ziemlich rüstig von dannen ging, so entkräftet, daß sie aus dem Bruche hinweggeführt werden mußten. Die Namen dieser fünf Geretteten waren:

1.) Dietze aus Langburkersdorf, der einzige Verheirathete unter den Geretteten, welcher, für todt beweint, jetzt seiner Gattin und zwei unerzogenen Kindern, die durch seinen Verlust dem tiefsten Elende anheimgefallen seyn würden, plötzlich wiedergegeben wurde.

2.) Zimmermann der ältere, Bruder jenes schon oben unter den, durch die Steinwand Getödteten, erwähn-

ten Zimmermanns, ward vom Schicksale glücklich seinen armen Aeltern erhalten, damit diese nicht mit einem Male ganz linder- und hilflos werden sollten, da sie den einen Sohn bereits rettungslos verloren hatten.

3.) Carl Koch von Lehmen, Sohn eines dortigen Hausbesitzers und Schuhmachers.

4.) Johann Gottfried Zschaler aus Dorf Wehlen, unter seinen übrigen Geschwistern die thätigste Stütze seiner in ziemlich ungünstigen Glücksumständen lebenden Mutter.

5.) Forker aus Zeschnig, der ebenfalls zeither durch angestrengten Fleiß seinen bejahrten Aeltern Erleichterung und thätige Unterstützung zu verschaffen gesucht hatte.

Zimmermann, Dietze und Zschaler wurden, nach dem Urtheile des Arztes, gleich anfangs außer Gefahr erklärt, Forker und Koch aber befanden sich anfangs, da beide beim Falle der Wand starke Quetschungen erlitten hatten, in ziemlich bedenklichem Zustande, geben jedoch nun ebenfalls die sicherste Hoffnung zu glücklicher Genesung.

Die Höhlung, welche die Verschütteten unter ihren Schutz genommen und ihnen sechs Tage und ebensoviel Nächte zum engen Obdach gedient hatte, war durch das untergrabene untere Stück der sinkenden Felswand gebildet worden, welches sich, da im Ueberschlagen der obere

schwerere Theil der Bruchfläche den untern Theil, der sich vermöge einer horizontalen Loosung von dem obern abwärts getrennt, zurück drängte und sich von vorn gegen dessen gänzlichen Fall annahm, quer über die Geretteten gelegt und so gleichsam einen Schild über sie gebildet hatte, der sie nach allen Seiten hin hehl umschloß. Sie hatte die Form eines Dreiecks, ging daher oben spitz zu, war etwa sechs Ellen lang, in der Spitze nicht höher als höchstens anderthalb Ellen und auf dem Fußboden theils gegen anderthalb, theils nur gegen Eine Elle breit. In diesem beengten Raume konnten sie die ganze Zeit hindurch nur liegen oder ganz gebückt sitzen.

Beim Zusammensturz der Felsenwand hatten die fünf Geretteten ziemlich nahe neben einander gearbeitet und im Augenblicke des Sturzes, sich sogleich auf den Boden niedergeworfen, in dieser Lage wurden sie verschüttet. Die Gewalt des Luftdrucks und das Krachen des Felsens so nahe über ihren Häuptern, mochte alle ihre Sinne anfänglich betäubt und stumpf gemacht haben, das unterbrochene Lebensbewußtseyn kehrte endlich mit jenen trüben, quälenden Zweifeln wieder, die jede noch so glücklich bestandene Gefahr mehr oder minder in uns zurücklässt; ihre Gefühle ermannen sich, mit ängstlichen Blicken betrachten sie sich, ob sie wirklich unbeschädigt

sind oder ob die Gewalt des Schreckens ihr Gefühl betrügt; die Lebensthätigkeit kehrt zurück, doch beschränkt sich dieses Bewußtseyn auf sich selbst, und Keiner ahnet wohl in dem Augenblicke, daß er nicht allein in diesem finstern Grabe athmet; ein tiefer Seufzer bricht dem unterbrochenen Athem neue Bahn und jeder ist erstaunt, diesen Seufzer durch einen andern beantwortet zu hören, den er anfangs für den Wiederhall seines eignen hält, bis Jeder sich endlich von dem Daseyn noch anderer Leidens-genossen überzeugt. Mit ängstlicher Stimme ruft endlich der Eine seinen Gefährten zu und fürchtet ein Todesröcheln zur Antwort zu erhalten, aber mit schmerzlicher Lust erkennen sie sich in diesem Orte des Schreckens und der Abgeschiedenheit wieder, und der mächtige Reiz der Mittheilung siegt über Schmerz und Bewußtseyn der Todesgefahr.

Dietze, Zschaler und Zimmermann lagen im Hintergrunde der Höhle, Forkert und Koch im Vordergrunde derselben. Dem Forkert war im Fallen ein Stein auf die Brust gestürzt, welcher ihn hart beängstigte und drückte, Koch aber beinahe ganz mit Schutt bedeckt worden. Auf das Geschrey dieser Beiden war Dietze zu ihnen hingekrochen und hatte sie aus ihrer peinlichen Lage befreit. Anfangs glaubten sie nicht, daß die ganze Steinwand, sondern nur die niedere Lage derselben, herabge-

fallen seyn könne, woraus sie den trostlosen Schluß zogen, daß die obere Lage ohnfehlbar noch nachkommen, die Höhle zertrümmern und sie selbst zermalmen würde. Sie bereiteten sich also entschlossen zum Tode; um aber auf ihre Hinterlassenen eine Nachricht kommen zu lassen, daß sie nach dem Sturze der Wand noch eine Zeitlang am Leben sich befunden hätten, schrieb Forkert noch an dem nämlichen Tage in eine Schiefertafel, welche er eben bei sich führte, auf die einzelnen Blätter nachstehende, mit diplomatischer Treue abgeschriebenen Worte:

Zümmer Labt wohl Eltern	Zschler* Labt wohl Eltern *Zschaler.	Forkert Labt Wohl Freunde	Forker Freute dich Jesus
Dieße* hatge hanne *soll heißen: Diese, adieu Hanne. (Namen seiner Frau.)	Forker Nun hatge* Eltern * adieu.	Schaler Und Forker Zimmer Dieß der Abschied.	K u ch Lebt Wohl Eltern.

Diese Geistesgegenwart stiller einfacher Menschen in der Nähe eines grauenhaften Todes unter so schreckenvollen Umständen, und die treue liebende Erinnerung an

Eltern und Freunde, trägt einen unendlich rührenden Charakter und giebt jenen schlichten ungebildeten Worten eine poetische Färbung, die in die innersten Tiefen jedes wahrhaft fühlenden Herzen dringt. Die Uhr, welche einer dieser Leidensgefährten bei sich trug, zeigte bei dem schwachen Schimmer eines glimmenden, an einem vorhandenen Feuerzeuge angezündeten Zunderfleckens, den lebendig Begrabenen den schleichenden Gang der Stunden und des Tages, während einiges Brod und ein kleiner Vorrath von Taback, den sie kauten, ihren Hunger und Durst in den ersten Tagen beschwichtigen mußte. Die empfindliche Kälte des Gesteins, durch welche ihnen auch die Füße erfroren, brachte sie auf den Gedanken, Feuer anzumachen; sie zerspalteten daher die Stiele ihrer Beile und suchten dieselben in Brand zu stecken, aber der erstickende Rauch welcher, weil er keinen Abzug hatte, die Höhle erfüllte, nöthigte sie schnell wieder das Feuer ausgehen zu lassen, und sich so gut als möglich durch die kleinen mit Streu ausgefüllten Kissen gegen die Kälte zu verwahren, welche die Steinbrecher bei Unterarbeitung der Steinwände, unter die Schulter zu legen gewohnt sind, da sie diese Arbeit meist liegend verrichten müssen. Die eingeschlossene Luft dagegen beängstigte sie mehr und mehr, denn nur durch eine im Hintergrunde der Höhle befindliche ganz kleine Oeffnung, durch welche nicht

einmal ein Lichtſtrahl zu dringen vermochte, war einiger Luftzug bemerkbar. Obgleich ſchon am Dienſtag als den 12., das Abräumen des Schuttes und Geſteins mit der angeſtrengteſten Thätigkeit betrieben wurde, ſo kannten doch die innerhalb der Höhle Befindlichen in den beiden erſten Tagen nichts von dieſem Geräuſch vernehmen, nur erſt die darauf folgende Mittwoch, als den 13., an welchem Tage die Eiſen an die gefallenen Steinblöcke angeſetzt wurden, hatten ſie das Spitzen an den Steinblöcken, weven der Schall ſich dem daran liegenden Geſteine mittheilte, deutlich vernehmen; von dieſer Zeit an iſt überhaupt das Getöſe der Abräumungs-Arbeiter der Höhle immer näher und näher gedrungen, ohne daß jedoch die Verſchütteten einen menſchlichen Laut hätten vernehmen können. Bei jedesmaligem Hilferufen, welches ſie dann und wann verſuchten, mußte ſich einer der beiden im Hintergrunde der Höhle Liegenden in den Vordergrund derſelben begeben, weil die dort Liegenden zu ſchwach dazu waren. — Zu allen Zeiten und auf alle erdenkliche Weiſe ſuchten ſie oft von heißer Angſt und wilder Sehnſucht nach Licht und Leben erfaßt, ſich dem außerhalb der Höhle Arbeitenden bemerkbar zu machen, ſo ſchlugen ſie z. B. mit den eiſernen Spitzhauen zuſammen oder gegen Steinblöcke, oder ſie ſangen mit lauter Stimme geiſtliche Lieder, aber alle dieſe Verſuche,

ihren Rettern draußen ein Zeichen ihres Daseyns zu geben, blieben fruchtlos und ihr Rufen verhallte innerhalb der sie umdrängenden Felsblöcke, während ihnen in den letzten Tagen fast kein Wort der außerhalb der Höhle Beschäftigten entging. Obgleich ihnen, wie der Schall der Hämmer von außen sie vermuthen ließ, die Rettung immer näher kam, so fürchteten sie dennoch, daß dieselbe nicht von der richtigen allein zugänglichen Seite des Steinbruchs aus versucht werden möchte, indem sie aus der Stellung der Felsen gegen einander ihre Lebenrettung nur von der vordern Seite her, von welcher sie auch glücklicher Weise erfolgt ist, erwarten konnten, während ein Durchbruch von jeder andern Seite den Zusammensturz der sie sichernden Höhlung bewirkt und sie im Augenblicke der gehofften Rettung dem Tode preisgegeben haben würde. Es gehört in die Geschichte dieser wunderbaren Rettung, daß gerade die gewisse Vermuthung ihres augenblicklichen Todes wahrscheinlich zur Ursache ihrer Rettung ward, weil, wenn man von ihrer Erhaltung eine Ahnung gehabt hätte, die Arbeit des Wegräumens, welche ohnedies schon mit der größten Anstrengung erfolgte, gewiß dann noch weit stürmischer betrieben und die Höhle, der schnellern Förderung halber, von oben abgetragen worden wäre, wobei dieselbe ohnfehlbar

zertrümmert wäre und die von ihr geschirmten Lebenden durch ihren Einsturz das Leben verloren hätten.

Während der Zeit, welche die Verschütteten, dem Gange ihrer Uhr und dem Kommen und Gehen der Arbeiter nachrechnend, für Nacht hielten, versuchten die Armen, soweit es Angst und Kälte, und namentlich der furchtbare Hunger zuließen, der sie in den letzten Tagen quälte, sich zuweilen einem kurzen unruhevollen Schlafe hinzugeben, wobei ihnen der Leichnam eines ihrer von der Felsenwand erschlagenen Kameraden, welcher mit in der Höhle lag, zum Kopfkissen dienen mußte; und meistens mochten sie dann wohl von Gegenständen träumen, welche entweder auf ihren damaligen Zustand oder auf ihre Rettung Bezug hatten, oft mochte sich wohl auch ein Schreckbild in ihre Träume drängen, als ob die Höhle über ihnen zusammenbreche und sie in Trümmer begrabe, zuweilen aber erschienen ihnen auch nach ihrer eignen Aussage, im Traume Engelsgestalten, von welchen sie freundlich mit Speise und Trank erquickt wurden, welches Traumbild sowohl für die fromme gottergebne Gemüthsart jener Männer, als auch für den Erfindungsgeist der menschlichen Natur selbst zeugt, die, bei Ermangelung aller Bedürfnisse, sich wenigstens im Traume mit dem, was ihr mangelt, selbst zu täuschen und, für Augenblicke, mit diesen Täuschungen zu entschädigen weiß.

Aber die Wirklichkeit machte mit ihren Forderungen dennoch schnell genug solchen Selbstbetrug zu nichte, und die Gewalt des Hungers und Durstes stieg namentlich den Freitag, als den 15., nachdem der kleine Vorrath von Tabak gänzlich aufgezehrt war, zu einem so furchtbaren Grade, daß sie den natürlichen Ekel überwanden, sich gegenseitig mit ihrem Urin tränkten, und da ihnen die Hoffnung auf Rettung entgegen schimmerte, faßten sie im Drange der höchsten Noth, um nicht im Angesichte der nahen Erlösung noch zu verschmachten, den verzweifelten Entschluß, den Leichnam des bei dem Einsturze getödteten Steinbrechers Mauer, welcher ebenfalls in der Höhle lag, anzuschneiden und das Fleisch, in ganz kleine Stücke zerschnitten, möglichst schnell zu verschlucken, da Ekel und Abscheu ihnen das Zermalmen mit den Zähnen gewehret haben würde; ein Gedanke, der zwar unter allen Umständen gleich grauenvoll bleibt, unter diesen Verhältnissen aber wenigstens seine empörende Seite verlieren muß. Ehe sie sich jedoch an diese verzweifelte Speise wagten, baten sie Gott unter Thränen, daß er diese Sünde ihnen vergeben möge, wenn sie in ihrer höchsten Noth sich an den Körper ihres Kameraden vergriffen. Als den Samstag Abend, als den 16., die Abräumungsarbeiter ihren Wochenlohn ausgezahlt erhielten und nach Hause gingen, was die Verschütteten deutlich vernehmen konnten,

stieg die Angst und Hoffnungslosigkeit der Letzteren bis auf den höchsten Grad, da sie glaubten, daß den darauf folgenden Sonntag die Arbeit an ihrer Rettung aufgesetzt werden würde, und sie in Folge ihrer Ermattung und ihres furchtbar sich erhebenden Durstes nicht hoffen konnten, noch einen Tag zu überleben. Wirklich bereiteten sie sich darnach mit Beten und Singen auf das ernstlichste zum Tode vor; aber gerade dieser Sonntag sollte der Tag ihrer Erlösung seyn, und mit welchen Gefühlen mögen jene aller Hoffnung schon Beraubten an jenem Tage den Schall der Hämmer begrüßt haben! — Die Rettung geschah wie durch ein Wunder, aber die Noth war auch bis auf den äußersten Punkt gekommen, denn der Durst war bei den Unglücklichen zu einer Höhe gestiegen, der ihn ganz unerträglich machte. Das Nähere der Rettung selbst ist bereits weiter oben beschrieben worden.

Von den Geretteten wurden vier in einigen Wohnern, dem Bruche am nächsten gelegenen Häusern untergebracht und der Pflege der Hausgenossen, wie ihrer Verwandten und Freunde übergeben; nur Zschaler ward nach dem Dorfe Wehlen abgeholt, um dort die Pflege seiner Mutter zu genießen. Sie sind von dem sie behandelnden Arzte jetzt sämmtlich außer Gefahr erklärt.

Die Leichname der übrigen Verunglückten wurden, theils mehr theils minder entstellt — die beiden letzten,

Willkommen und Wustmann, erst den 25. Mai — nach und nach sämmtlich aufgefunden und, in den bereits vorräthigen Särgen, auf den Wehlener Kirchhof begraben.

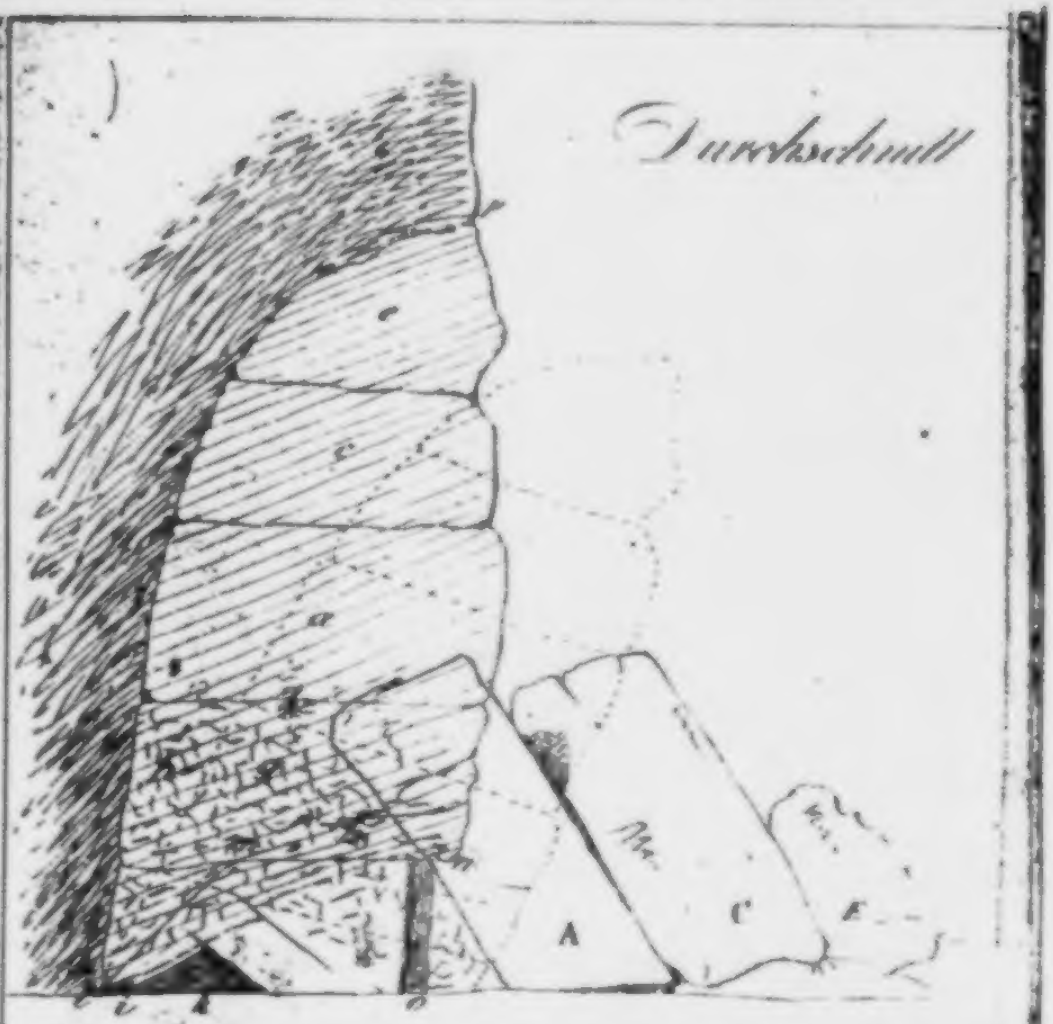
Aerztlichen Versicherungen zufolge müssen sie sämmtlich einen augenblicklichen Tod unter der Last der einstürzenden Steinwand gefunden haben, wodurch den Hinterlassenen doch mindestens der traurige Trost wird, daß das gewaltsame Ende der Verunglückten schmerzlos war. Sr. Majestät, unser allerverehrter König, hat bereits in Eigner Person sowohl den Steinbruch als auch die geretteten Steinbrecher besucht und durch Seine Gegenwart Trost und Freude in die ärmlichen Hütten der kranken Arbeiter gebracht; auch überzeugten sich Allerhöchst-Dieselben von der Art des Aufgrabens und gaben Ihren Beifall ob der dabei getroffenen Anstalten zu erkennen.

Schlüßlich können wir nicht umhin, die thätige unverdrossene Menschenfreundlichkeit zu rühmen, womit der Amtshauptmann des 3. Meißner Bezirks, Freiherr von Heunald, sich trotz der weiten Entfernung zu wiederholten Malen an jener Unglücksstätte einfand, um in Gemeinschaft mit dem königlichen Justizamtmann zu Hohenstein die Rettungsanstalten anzuordnen, zu leiten und Hilfe zu bringen, wo diese am nöthigsten war.

Dank ihnen, Dank dem rastlosen Eifer, des mit spezieller Leitung jener Ausgrabungen beauftragten königlichen

Bauconducteur Lohse, Dank endlich all den theilnehmenden, nachsichtigen Lesern, welche diesen anspruchlosen Blättern um des menschenfreundlichen Zweckes willen, so wohlwollende und thätige Aufmerksamkeit angedeihen ließen und unsrer Erzählung, mit schmerzlichem Mitgefühl, auf jene Trümmer und Leichenmahle folgten, deren traurigen Inhalt dem suchenden Gräber keine Wünschelruthe verrathen will.

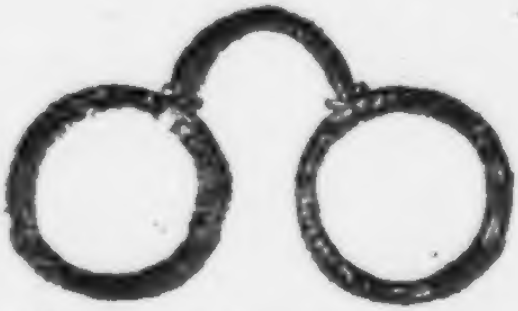
Gedruckt in der privil. Hofbuchdruckerei von Meinhold und Söhnen.



Die Felsenwand war nach der Linie l. m. n. längsthin ausgehöhlt und mit hölzernen Stützen (Steifen) o. gestützt worden. Die darüber befindliche Felsmasse bestand aus einzelnen Blöcken q. a. c. e. Letztere lösten sich in der Richtung l. p. von der hintern Felswand los, zerdrückten die Steifen und neigten sich anfangs ziemlich zusammenhängend bis zu der, durch die punktirten Linien angegebenen Stelle, wo dann der untere Block q. in kleinere Stücken zerbrach und im Fallen die Höhle k. bildete. Die andren Blöcke stürzten nun vollends herunter, indem sie sich auf den, durch den Block q. und anderes herabgekommenes Gerölle gebildeten Schutthaufen h. h. h. h., der die Höhle von allen Seiten überdeckte, lagerten. Diejenigen Verschütteten, welche dicht unter der Wand bei i. lagen, wurden sogleich erdrückt, die übrigen hingegen, die etwas weiter vorn bei k. sich befanden, waren durch die Steine eingeschlossen.

Beim Abräumen stützte man die Blöcke A. C. und schaffte den Schutt h. weg, wobei man dann auf die Höhlung k. stieß, welche die Gerettten barg.

Wie ein malerisch. Reisender die Stadt Troja in
Verkleidet besucht



Scherz und Ernst

über

Ernst Scherzlieb's

Dresden,

wie es (durch eine Goldbrille) ist;

nebst

Bemerkungen

über

Nationalität in der dramatischen Musik, über die Verhältnisse der dasigen Deutschen und Italiäni-schen Oper, und die Ludwig Tieck's zum Theater.

Eine Neujahrgabe

von

R. O. Spazier.

Mit einem Titelkupfer.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig.
Verlag der Rein'schen Buchhandlung.
1830.

Den

Freunden in der Nähe und Ferne ein heiter Jahr!

Den Völkern Freiheit in Wort, Glauben und That!

Den Fürsten unverschleierten Blick!

Den Männern reges, furchtloses Wirken!

Den Frauen reiche Schönheit und Liebe!

Der Geselligkeit heitres und unbefangenes Leben!

Der Wissenschaft Aufschwung und — Humanität!

Den Dichtern begabte, glückliche Stunden!

Der Critik Unpartheilichkeit, Tiefe und Klarheit!

Der wahren Kunst reichste Pflege!

Dem Witz Anstand, Sitte, lautre Gesinnung!

Den Volks-Schullehrern — Brod!

Den Schriftstellerinnen, statt Verleger, Männer und Kinder!

wünscht

aus innerstem Herzen,

Dresden, am Sylvestertage 1829,

der Verfasser!

Inhalt.

I. Herr Scherzlieb und sein Buch.

II. Ueber National-Opernmusik, mit Bezug auf Dresden.

III. Ludwig Tieck und das Publikum daselbst.

IV. Ernstes über den Verfasser von Dresden, wie es ist.

V. Kupfererklärung und Anmerkungen zu Einfällen und Druckfehlern.

I.

Herr Scherzlieb und sein Buch.

Es ist sicher für den Einzelnen eines der wundersamsten und wohlthuendsten Gefühle, plötzlich, schon 40 Jahr alt, zu erfahren, man sei ein großer Mann, und der selige Müllner hat davon zu reden gewußt. Aber wie muß erst einer ganzen Stadt zu Muthe seyn, erfährt sie, schon Jahrhunderte alt, plötzlich, sie sei im Stande gewesen, so „der Idee der Schönheit Feld und Raum zu lassen," um sich an einen großen Mann, wie Herr Ernst Scherzlieb, der in Italien die Leiter nach dem Himmel der Kunst und aller Vortrefflichkeit erstiegen, „anzuschließen," ihn „zu verstehen," und wenigstens „zu ahnen," wo der Berliner, „auf ganz fremdem Boden, sich ungläubig und achselzuckend von ihm abwendet;" wenn sie erfährt, sie kenne „einige Bruchstücke der schönen Natur, den stillen See von Tharand" — daß sie „aus den Felsen des Amselgrundes wiederum ahne, was ein Gletscher sei, und aus

einer stillen Pfütze — was der Wasserspiegel von Genf," daß sie darum „rühmliche Nachsicht für eines solchen Mannes Erinnerungen, Mitgefühl für seine Schwärmerei getragen," daß sie früher die Hauptstadt von —4500000 Sachsen gewesen, und so human und gesellig, daß nicht der geringste Aristokraten- und Beamtenstolz in ihr sich fand, und vor allem obendrein noch so fromm, daß „man nie in ihr Polizeisoldaten zu sehn bekomme." Erfährt die gute Stadt nun noch dazu, sie sei eben allein in Deutschland so groß, kunstsinnig, naturreich, fromm, herrlich, mitfühlend und schwärmerisch; — bringt man sie zu der Ueberzeugung, jene große Rivalin an der Spree habe nicht „jenen stillen See," und daher unverzeihlich den großen Mann mit seinen Erinnerungen, einen „unbrauchbaren Menschen genannt, sich von ihm zurückgezogen, absichtlich ihn mißverstanden, weil man für seine Ideen kein Schema besessen," weil „Niemand an die Möglichkeit geglaubt, seine Vorstellungen könnten doch einen gewissen Grad von Richtigkeit besitzen," — daß sie ihn mit Fragen geplagt, so unverständig, daß sie ihm den Mund verschlossen — „seine Ideen cannibalisch zerris-

sen;" — gefragt, als die Sonne durch trübes Gewölk geschienen, ob das nicht ein italiänischer Sommertag sei; und „wenn eine Dilettantin den Tancred ohrzerreißend gekreischt, ob die Comelli oder Pasta das schöner machten;" — daß der „Ober-Geheimerath dort mit dem bloßen Geheimrath nicht spräche; daß sie" nur das Schauspiel militairischer Pracht aufwiese und eine nur mit dem äußern Wohlergehn ihrer Völker beschäftigte Regierung, die sich mit den heitern Spielen der Kunst nicht viel beschäftige" — „daß sie eine aufgeblasene Befangenheit zeige, die sich auf Nichtwissen und Nichtkennen gründe" — sieht sich die Stadt zu ihrem Erstaunen so auf den höchsten Sonnenberg gestellt — was Wunder, daß ihr vor Rührung, Blendung und Entzücken die Augen geradezu übergehen?

Doch auch Müllner hat leider später erfahren, es sei ein gefährlich Ding, mit einemmale und so alt, groß zu werden. Er hat schwer dafür gebüßt, daß er nicht um Verzeihung seiner plötzlichen Größe gebeten; die Leute vergeben so etwas nie, und brachten es wirklich auch dahin, daß er immer kleiner wieder zusammenfuhr, und gar als ein Zwerg verblich. Dieses traurige

Schicksal ist wohl einer guten Stadt zu ersparen. Der Rausch der Freude dauerte nur einen Augenblick. Sichtbar erschrocken erblicken wir uns auf der schwindelnden Höhe, sehen da drunten das Zähnefletschen des Neides der zu unsern Füßen liegenden deutschen Mitstädte; alle Augenblicke fürchtend, es werde uns gehen, wie Jenem. Mitleidig habe ich mich daher entschlossen, mich unsrer nun zu erbarmen, in Aller Namen vor die Berliner namentlich demüthig hin zu treten, sie um die nöthige Verzeihung unsrer Vortrefflichkeit zu bitten, und ihnen zuzurufen, daß wir gar nicht dafür können, und daß wir alles das eben zu unsrem halb freudigen, halb schreckhaften Erstaunen selbst erst erfahren.

Doch ich fühle, das wird nicht genügen; man wird nicht glauben, daß wir uns selbst für so unschuldig an dieser plötzlichen Erhöhung halten; man wird uns zurufen, uns verfolgen, uns verspotten, uns jämmerlich auslachen, — daß der Mann, der diese unbekannten Vortrefflichkeiten so ans Tageslicht gezogen, ein Repräsentant unsrer eignen Meinung, und von uns, sie aufzudekken abgeschickt sei. Sollen wir nun unsre vollkommne Zurechnungsunfähigkeit beweisen, bleibt

uns nichts übrig, als es wie die Kinder zu machen, die in pleno für die That eines Einzelnen abgestraft werden sollen, und nun rufen: Der da war's! Die Zeiten sind schlecht und der Patriotismus lohnt sich erbärmlich. Es wird es uns Niemand daher zu hoch anrechnen, daß wir den Patrioten ausliefern, der sich so verdient um unsren Ruhm machen wollte, uns aber den Zorn mächtiger Nachbarn droht.

Sieht also die Polizei in Berlin „einen kleinen schmächtigen Mann" auf der Straße, dessen „feines, spitziges Gesicht und lebhaftes blaues, von einer goldnen Brille verstecktes Auge einen Mann von Kopf verkündet;" „der einer der Geister ist, denen sich schnell jeder Zweig der Wissenschaft öffnet, die er zu durchdringen unternimmt;" der bekennt, daß seine Leichtigkeit der Produktion ihn zu den verschiedenartigsten Leistungen verlockte;" von dem wir „malerische Reisen" haben, „historische Romane, mehre nicht üble Erzählungen, poetische und prosaische Uebersetzungen, Sprachlehren, geschichtliche Arbeiten, Critiken, Uebersichten der Kunstgeschichte, und einige Gedichte," und der, lastete nicht der Druck einer schweren Kränklichkeit auf

ihm, der Polizei auch „Epopöen, Dramen, Satyren und Balladen ausliefern würde.“ —

Sieht man, wie gesagt, einen solchen, so greife man ihn getrost; es ist der Mann, der gesagt hat: „die Preußen, wenige Meilen nordwärts von uns, seyen eingenommen von der Richtigkeit ihrer Anschauungen und darum starrsinnig und schwer zu lenken, herrschsüchtig, poetisch, excentrisch“ — lauter Dinge, die keine Regierung geduldig mit ansehen kann; — es ist Herr Ernst Scherzlieb, Verfasser des Buches: „Dresden, wie es ist.“

Fragt uns die Polizei, was uns berechtige, dieses Bild zum Steckbriefe des pseudonymen Verfassers zu machen, so fragen wir die kunstsinnige wieder, ob sie im Ernst glauben könne, daß ein so ausgeführtes, herrliches Portrait von einem andern herrühren könne, als dem Original, das sich selbst gesessen? Wenn man das Bild obendrein findet mitten unter den vielen Portraiten, die es in seiner neuesten Kunst- oder vielmehr Industrieausstellung ausgehängt hat? Ist man aber unerbittlich, und verlangt noch mehr Garantien für die Berliner — (denn bei

uns bedarf es kaum einer) so können wir auch noch Mehreres hinzufügen. „Auf jeder Seite des Buches, Herr Hofdemagog," sage ich dann zu dem furchtbaren Manne, „finden sich so individuelle Ansichten und Meinungen, die der Verf. zur innigsten Freude und Ergötzung aller der hiesigen Gesellschaften, in denen er nach seiner bescheidnen Ausdrucksweise so fühlbare Lücken zurückgelassen, aber und abermals aussprach. Könnten Sie denken, daß die Aeusserungen eines so großen und geistreichen Menschen möglicher Weise je sich wieder aus dem Gedächtniß seiner Zuhörer verlieren würden? Glauben Sie, daß bei so hervorragender Geistesgröße ein bescheidnes Incognito noch zu behaupten sey? Will der gewissenhafte, so um- und vorsichtige Mann noch speziellere Auskunft, so zeigen wir nur auf die Stellen, wo am geistreich-Auffälligsten gesprochen wird, wie über das Vorlesen der Iphigenie von Tieck, über das Muster des Vorlesens in Herrn Schall, beides zu speciell-originell, um nicht vor Allem einen fühlbaren Eindruck zu hinterlassen. Die Veroffenbarung vertrauter Selbstgeständnisse eines und des andern hiesiger Literatoren — das Spezielle wis-

pere ich Ihnen leiſe ins Ohr, Herr Hofdemagog; — damit die böſe Welt durch mich es nicht noch einmal höre, in einem Athem, London, Paris, Neapel, Florenz, Stockholm, Conſtantinopel u. ſ. w., als Städte, die er ſelbſt geſehen, vergleichend im Munde zu führen, und deſſen Blick ſich durch Reiſen in ganz Europa ſo humaniſirt gehabt; — die Form ferner, die ſo originelle, in dem neueſten Buche, ſo ganz der in den übrigen „maleriſchen Reiſen" gleich; — ja der Beweis, der ſich führen läßt, der ſchalkhafte Mann habe es überhaupt ſeinen Freunden gar nicht ſchwer machen gewollt, zu der freudigen Ueberzeugung zu gelangen, daß er die Welt mit dieſer Sammlung beſchenke! — Für uns ſelbſt war ja ſchon dies köſtliche, oben unterſtrichne: „verlockt" in ſeiner Subjektivität das untrügliche Malerzeichen, das man ſonſt erſt gewöhnlich nach Abkratzen der Farbe entdeckt; zu welcher letzteren Manipulation Herr Scherzlieb ſelbſt ſo geiſtreiche Anleitung in ſeinem Buche giebt. Freilich hat er dabei leider zu viel auf unſren Patriotismus gerechnet; — abermit unſren „herrſchſüchtigen" Nachbarn iſt zu wenig zu ſpaßen! —

Nachdem wir so der eisernen Nothwendigkeit gehorchend, den Statuten des Bundestages in Frankfurt gemäß, als gemeinsame Deutsche, unsre Pflicht gegen unsre Nachbarn gethan, so wird es uns Niemand verdenken, wenn wir uns, aus so natürlichen Menschengefühl im Herzen über die neue Entdeckung unserer Vortrefflichkeit erfreut, länger uns mit dem großen Manne und seinem Werke beschäftigen. Es kann uns ja, zum Henker, nicht gleichgültig seyn, wenigstens zu untersuchen, für uns ganz im Stillen, ob denn der Mann doch nicht Recht gehabt. Es wird das auf zweierlei Weise geschehen können, erstens durch den Beweis von des Verf. geistiger Größe: ob diese an sich schon nicht ein großes Vertrauen verdiene, zweitens in der Untersuchung der Vortrefflichkeit der Werkzeuge, mit denen er nach dem Himmel unsres Lebens geschaut, und deren Vortrefflichkeit viel zum Beweis beitragen muß, daß er wirkliche Himmelskörper, und keinen bloßen Dunst und Nebel gesehen.

In ersterer Beziehung mußte es uns nun natürlich eine große Freude seyn, als wir erfuhren, daß der große Mann sich selbst gesessen und

sein Bild in dem Gemählde von Dresden mitgegeben hatte. In allen Fällen aber lehrt ein treues Bild dem geübten Physiognomiker mehr als Alles den ursprünglichen Geist, aus dem die Werke eines Mannes hervorgingen, kennen. Ein Buch, sagt er wohl nicht mit Unrecht, ist dem dummen Paradegesichte zu vergleichen, welches jeder fast dem Maler hinwendet, und ich frage Jeden, ob nicht darum eben die meisten Portraite steif, gezwungen, unähnlich werden? Kann ich besonders aber, fährt der Physiognomiker fort, das wirkliche Gesicht mit jenem gemalten vergleichen, so giebt mir grade dasselbe, und der größere oder geringere Grad von gezwungner Gewichtigkeit, die er beim Sitzen angenommen haben muß, den tiefsten Blick in sein Wesen; drum war ich schon Anno 17 mit mir über Müllnern einig, über den der übrigen Welt erst 10 Jahr später ein Licht aufging; denn ich hatte Gelegenheit, das Gesicht vor der Schuld mit der Imperatorentoga mit dem zu vergleichen, was in Weißenfels die Backe an die Armbrust andrückte, — was freilich in dieser Position ein besonders schiefes seyn mußte. Es kann sich daher der Commentar zu Herrn Scherzliebs geistiger Natur nicht vortrefflicher, als an seinem

Selbstportraite entwickeln. Ein Frevel wäre es, ein andres selbst nur zu versuchen; mit solchen kühnen und ausgeführten Pinsel—strichen konnte nur der oben angedeutete Meister malen.

Der große, unschätzbare Vortheil dieses dankenswerthen Selbstportraits springt nun gleich dadurch in die Augen, daß nur er allein jene höchste Höhe, die er in sich trägt, anzugeben vermochte; jenen ganzen Pluralis von Epopöen, Dramen, Satyren und Balladen, deren Herauskommen nur seine Kränklichkeit verhindert. Gelingt es, uns zu überzeugen, daß sichtbare Spuren dieser Fähigkeit vorhanden, so wird kein Zweifel in den ungläubigsten Gemüthern über den Mann bleiben können. Ach! wer schafft aber alsdann diesen unersetzlichen Verlust aus dem kranken Manne heraus! Hätte er doch nur ein wenig Vertrauen zur Homöopathie! Sicher hat sie schon mit einem Mittelchen glücklich manchen Splitter aus dem Gehirn hervorgehoben! Wie leicht müßte es ihr gelingen, den unersetzlichen Geistesprodukten, den Epopöen, Dramen, Satyren und Balladen, zum Durchbruch zu verhelfen, die sich, wie die köstlichsten Perlen an den Scha-

len kranker Austern, an dem Gehirn des kranken Dichters festgeschwitzt, und nicht loskommen können! Aber leider! er sagt ja S. 83, „die Homöopathie schleiche hier im Stillen, und habe es zu gar keinem Ansehn gebracht“ — Unsre Leser werden erschrecken; werden glauben, die Beobachtungswerkzeuge seyen trüb gewesen; sie hätten wohl nur Dunst und Nebel gesehen, „das Ding, was nicht ist,“ wie human die unschuldig rührend kindliche Myrrha im Opferfest das Lügen nennt; sie werden hier schon befürchten, mit der freudigen heimlichen Hoffnung unsrer neuentdeckten Größe sey es nichts. Nun, einige kleinere unbedeutendere Dinge ähnlicher Art müssen wir gleich hier noch anbringen, um den Leser recht in Furcht zu setzen, und nachher bei den bedeutendsten ihn um so angenehmer überraschen zu können. Es lassen sich diese Dinge auch aus andern Nebenumständen mild erklären und entschuldigen: S. 13. erzählt er: „jede Nachthaube auf der Brücke werde gleich so stark, daß sie Wagen umwürfe!“ Nun, wird mancher denken, der Ostwind geht manchmal sehr stark bei uns; aber aus so einem Windsacke und Windbeutel habe es noch nie geblasen; aber die Leser mögen bedenken, einen

solchen könnte nur ein Mann von so großen Reisen mit sich bringen, da diese bekanntlich die Lungenflügel der meisten Reisenden aufschwellen sollen; besonders aber in den Pyrenäen, wo Herr Scherzlieb ja bekanntlich gewesen, weshalb denn der benachbarte Gaskogner außergewöhnlich sich voller Zephyrs und reinster Bergluft, in der alles größer, herrlicher gedeiht, saugt. Ein so großer Mann er darum ist, so glücklich an sich jede Stadt, ihn in ihrer Mitte zu sehen, schätzen müßte, so wolle er es uns nicht übel deuten, daß wir, so schon von bösen Winden heimgesucht, mit dessen Abreise uns dieserhalb etwas versöhnen, und uns freuen, daß aus den Lücken, die er, wie er sagt, hier gelassen, nichts mehr herauspfeift. Erklärlich ist es uns freilich darum, warum wir so, nach ihm erst in Dresden eingetroffen, stets unumgeworfen über die Brücke gingen und fuhren, und nie gehört, daß Jemanden solches Unglück, wie er zu seiner Zeit erlebt oder verursacht, betroffen habe. — Wenn er ferner in seinem rührenden Gemählde von der unschuldigen, lammartigen Lebensweise des Dresdner Volkes erzählt, auf „dem rührenden Familienfeste" der Vogelwiese sei, nie ein

Betrunkener gewesen, so beneiden wir wirklich den Verfasser um seine Kränklichkeit, und fühlen uns seinethalb wenigstens sehr beruhigt, indem sie ihn, wie Alles in der Welt, für die Entbehrung des Ruhmes durch unsterblichere Werke süß tröstet; wahrscheinlich gehört sie zu denen, wo ein rosiger Nebel aus dem Unterleibe sich nach Gehirn und Auge zieht, und der Glückliche, Edengebilde vor sich schauend, wie ein seliges Kind in den Blumengärten eines höhern Lebens spielt. Sein Auge glüht, der rosige Schein strahlt vorzüglich in der Nasenspitze, wie an einem elektrisch geladenen Funkenknopfe; der Gang, da die Beine zwischen hochangewachsenen Blumen zu gehen meinen, schwankt. Da nun die Symptome einer so höhern geistigen Entzückung sich denen eines körperlich Berauschten etwas nähern, wie kann der Kranke in einem ihm entgegen taumelnden Dresdner etwas anders als ein gleiches, lächelndes, entzücktes Erdenkind zu sehen meinen?

Doch wir greifen vor. Aber wer sollte sich nach solchen Beispielen nicht schon nach den „historischen Arbeiten" Herrn Scherzliebs, sehnen?

Doch die sind da. Der Leser kann sie ver-

schlingen. Uns liegen aber die in dem so bergluftigen, rosigen Gemüthe vergrabenen Epopöen, Dramen, Satyren und Balladen zu trüb im Sinne. Versuchen wir wenigstens diesen Verlust ganz zu ermessen, aus der plastischen Dichtergewalt, aus der Tiefe der Kunstauffassung, aus der Umsicht des Blickes, die sich nothwendig in verliegendem Gemählde in kleinem Maaßstabe, so weit es seiner Gesundheit zulässig, verrathen muß.

Ein Epos nun! Wie oft ist es nicht mit einem Gemählde, mit einem Dome verglichen worden; hieß nicht oft gar Architektur die versteinerte Dichtkunst in den großartigsten Massen? Sehen wir darum die Ansichten des Verf. von der Architektur, und wir haben einigermaßen die von dem Geist und der Tiefe der, leider erkrankten, dichterischen Anschauung. Man glaube nicht, sagt er (S.,) daß Berlin schöner gebaut sei, wie Dresden, trotz seiner graden, geräumigen Strassen, seiner schönen Häuser; und weil dieses krumme, enge Gassen mit rauchgrauen Häusern hat! Kratzt nur von den Berliner Häusern die Farbe ab, ihr werdet sehen, wie die Stadt aussieht; rothe, häßliche Backsteine seht ihr! Welche Wahrheit! Es gehen zwei Leute an uns vorüber; der

eine einen schönen Rock an, schmuck, schlank; ein anderer mit einem verblichenen Rocke, an dem die Hände lang aus den engen Ermeln hervorsehen. die Leute sehn der ersten Erscheinung freudig nach, den Schneider bewundernd, der so schön gearbeitet, die geschmackvollen Farben des Tuches; — dem andern weichen sie aus. Thoren! zieht nur dem bewunderten Manne den Rock aus, laßt ihn in Hemdärmeln auf den Straßen gehen; der andre gefällt auch dann besser. — Wie wird ein Mann, der sich schon bei der Architektur vom Aeußeren nicht bestimmen läßt, und auf's Solide sieht, nicht erst den innern Menschen vor euch entwickeln! —*) Dresden, heißt es ferner S., hat darum so krumme, enge, finstre Gassen, weil — es von Italiänischen und Spanischen Baumeistern gebaut ist; die Leute kamen aus dem Süden, dort baut man die

*) Nothwendig ist hier für Fremde zu bemerken, daß Dresden sonst kein einziges, mit einigermaßen in schönen Formen gebautes Privathaus, und nur wenige öffentliche Gebäude hat; daß also von Großartigkeit und Schönheit der Formen, von Regel-, ja nur von Planmäßigkeit nirgends die Rede sein kann. Theilweis wird der Grund davon in folgendem erwähnt.

Städte so, um vor dem heißen Klima Kühle zu finden; da sie das veränderte Klima nicht bedachten so, u. s. w. Italiänische Baumeister, wo kamen die damals her? Der Verfasser, der eine Geschichte der Baukunst geschrieben, muß es freilich wissen. Haben sie ganz Deutschland gebaut, wo es meistentheils so südlich aussieht? Wahrscheinlich. Wo ließen sie ihre platten Dächer, Säulen? Zu Hause jedenfalls. Wo bekamen sie die Giebel u. s. w. her? Die brachten sie sicher mit. Wo sieht davon irgend etwas? Ja in Dresden, wie es ist. Meinte man nicht, es sei so erbaut, weil es eine Festung gewesen? wie alle alte Städte? Das meinte man freilich; aber eben vor Herrn Scherzlieb? das ist eben der Segen des Genius, daß da, wohin er nur blickt, noch nie gesehne Saaten aufgehen, neue Fernansichten in die Tiefen und Weiten, wie von Zauberschlägen, sich aufthun. Was der Dichter Göthe, den Farben, die Herr Scherzlieb abkratzen will, das wird er der Architektur. Die nächste herrliche Folge dieser genialen Ansicht ist nun für uns, daß wir mit einemmale das bis jetzt unergründliche Phänomen uns erklären können, war-

um wir hier neuerdings so viele Gebäude bekommen, in denen gewisse nothwendige Behältnisse ganz und gar zum Schrecken der Bewohner fehlen. Ihr glaubtet, der Baumeister hätte es vergessen, und zerbrecht den Kopf, wie das möglich sei? Ei, bewahre, er ist entweder ein Italiäner, oder hat nach Italischen Modellen gebaut. Es ist eine kitzliche Sache, sich so recht darüber auszudrücken. Nämlich, — ja, — nun, nun eben weil die Südländer den ganzen Tag unter ihrem blauen schönen Himmel im Freien leben, so thun sie eben im Freien manches mit ab, was wir Hausthiere zu Hause, und so brauchen sie dazu nichts in den Wohnungen. — Ich bin zwar nicht ein so weit gereister Mann, und habe Alles, was ich that, bis jetzt nur in Deutschland abgethan; weiß also nicht, ob sich jenseits der Alpen die Sache so verhält; doch zu vermuthen steht's nach Obigem; und es ist darum wahrlich Schade, daß die Phänomena erst nach des Verf. Abreise ruchbar geworden. Wir würden das sicher von ihm bestätigt erhalten haben, was nur eine consequente Folge seines Systems ist. Der kleine Fehler des Baumeisters besteht also hier auch nur in der Verwechslung

des Klima's, den er daher mit jenen großen Städtebauern gemein hat, der aber freilich in diesem Punkte empfindlicher ist, als man a priori immer offen gehend, weniger friert und den Winden zu trotzen gewohnt ist. Aber Himmel! Wie lieb ist mir's, namentlich den Insassen der einen Kaufhallenseite, deren Laufen über den Antonsplatz in den nöthigen Fällen ich mir immer so tragisch vorgestellt, so wie den Fremden, die ferner die Bastei besuchen, diesen vortrefflichen Trost geben zu können. Während wir andern armen Käuze uns so schwermüthig vergeblich nach Mignons Lande sehnen, sind sie in einem der wichtigsten Punkte schon dort; und wahrlich zu beneiden. Sollten freilich Fälle eintreten, deren Wirkung vom Gebrauch eines Werkzeuges, wie der neuerbaute Annenthurm nach der Meinung der Leute repräsentiren soll, berührt, so sei man muthig und trage die Sache, wie ein Italischer Heros. - Sehn wir doch alle das Thor freundlich an, was man jetzt ge — mäuert hat. —

Betrachten wir aber nur noch die Ansichten des Verfassers von dem Werth des Schmuckes unserer Stadt, deren Anlagen, die er in ihrer Großartigkeit, Lieblichkeit und Schöne denen nur

dreier Städte auf der Welt gleichstellt, so werden wir noch eine kleine Idee von dem Schmucke und der Auszierung seiner Epopöen, von seinen poetischen Verzierungen an Bildern, Scenerien u. s. w. erhalten, in die von seinem Exosdome aus der Dichter den Blick von Zeit zu Zeit schauen läßt. Uns waren freilich bisher die Anlagen so vorgekommen, als hätte ein verschuldeter Mann von seinen großen schönen Grundstücken ein Stück nach dem andern an Gläubiger losschlagen müssen, und hätte nur durch Hin- und Herrücken, Abschneiden u. s. w. die Maßregel dem Auge des Schauers zu verstecken gesucht, bis er aber endlich dahin gekommen, daß der Fußweg der größte Theil seines Grundstückes geblieben, und die schöne Welt, der er immer noch darin zu wandeln erlaubt, an den Zäunen, durch die sie sich durchdrängen muß, jeden Augenblick im Geist wenigstens mit den beiden Schultern zugleich anzustreifen, und seinen Rock zu verletzen fürchtet. Wir meinen das freilich nur bildlich; denn wir wissen, wie hier freigebig Alles verschenkt wurde. — Doch diese schöne Furcht, die den Geist in beständiger Thätigkeit erhält, und ihn nicht ungebührlichen

Weges auszuschweifen gestattet, steht wahrscheinlich mit der neuen, schönen poetischen Freude in Verbindung, auf irgend eine Weise; der Verf. wird den leichtsinnigen Leser wahrscheinlich nöthigen wollen, daß er seinem Schöpfer dankt, wenn er aus seinen engen Gängen des dulce, vor dem utile und Soliden wieder anlangt, das er hier ebenso wie bei der Architektur verwalten, und so farblos wie möglich gestalten lassen möchte. — Doch der Stoff hier erdrückt uns fast: wir eilen daher schnell noch zu einem Urtheil über plastische Kunst, um nur einigermaßen unsre Ansicht von diesem Theile des Verlorenen zu vervollständigen, und weil es unsrer Stadt einen reichen Zuwachs an den vortrefflichsten Kunstwerken verspricht. S. 81. heißt es von den Kunstwerken der Alten nämlich: „an ihrer technischen Vollendung habe die Zeit ihr großes Theil, welche den Werken des Meißels nicht wenig von ihrer ursprünglichen Schärfe nimmt, und die Wellen der Linien ausschleift und ebnet. Wir lassen den Begriff Welle der Linie, bei dem wir uns zur Zeit noch nichts zu denken vermögen, so wenig wir bei einer Schönheit von einer ausgeschliffnen Welle, die noch

dazu zugleich dadurch, statt hohler zu werden, sich ebnet, d. h. flächt — sondern erfreuen uns nur billig an der eröffneten Aussicht, daß die beiden Löwen vor dem großen Gartenthore, bei denen ein Naturforscher bis jetzt zweifelhaft seyn konnte, ob sie mehr ins Geschlecht der Amphibien oder Säugethiere gehören, wenn sie noch eine Zeitlang im Regen werden gestanden haben, zu Phidiaswerken werden, und in unsre Museen wandern; denn natürlich muß die Zeit d. h. Wind, Luft, Wetter in unserm Klima einen noch wirksamern Meißel führen, als in Griechenland selbst, und es ist daher schön, wenn es wahr ist, daß jene Gebilde nach alten Modellen und denen treu nachgebildet sind, daß der Schund in Pompeji und sonst, den es in alter Zeit so gut gegeben haben muß als in neuester, nach Norden ausgeführt wird, und dort sich vervollkommt. Wer bewundert nicht auch hierin den großen Gang der Weltgeschichte? Die Teutonen mußten als ungeschliffne Kerle nach südlichen Ländern wandern, um zu zierlichen Gestalten dort zu werden; und der große Baumeister der Welt brauchte auch nur den einfachen Aufwand von Zeit und Ort, die rohen Massen zu formen; und

die ziemlich groben Wellen ihrer Linien auszuschleifen; die Prometheusmenschen und Thiere dagegen, die dort nicht recht geriethen, schickt man uns, — ein so wichtiger Umstand, weil didicisse fideliter artes u. s. w. — zu anständiger Bildung in unsren Wind und unser Wetter. So reicht sich Süden und Norden die beglückende Hand. Die geniale Ansicht hat immer, wie wir schon einmal bewiesen, das Eigenthümliche, daß sie zugleich die einfachste Wahrheit ist, und nachher ein Columbus-Ei wird. Denn wenn ein Regentropfen mit der Zeit einen Stein aushohlt, wie sollte ein ganzer Regen nicht auch eine ganze Bestie abrunden und manierlich machen können; und deshalb überzieht man nur die, deren Bildung schon vollendet, mit Dächern im Winter, damit sie nicht, wie der Mensch, von der Zeit manchmal überbildet werden.

Ach Gott! welcher Arzt bringt uns die kranken Epopöen?

Wir gehen nun zu der Aussicht auf die Dramen über, die der gesund gewordne Verfasser liefern könnte.

Größer wird aber hier der Schmerz über die Krankheit unsres Dichters, wenn wir die Mei-

sterhaftigkeit, und unglaubliche Geschicklichkeit in Behandlung des Dialogs, und des Dramatischen in diesem Werke überlegen. Dem Verf. hat es in dem Reichthum seiner, Alles in plastisches Leben durch Berühren verwandelnden, Schöpfungsgabe bei seinen „mahlerischen Reisen" verschmäht, einen eignen, fortlaufenden Faden in so trocknem Erzählungstone zu geben, in dem man ja so jämmerlich entweder auf eigne Gedanken reduzirt, oder doch wenigstens die Andern, deren Einfälle und Ideen man sich zueignet, wenigstens von Zeit zu Zeit citiren muß. Läßt man aber einige Leute sich unterhalten, so ist z. B. wenn man ein „Neapel wie es ist" macht, nichts natürlicher, als daß einer von ihnen den Kephalides, der andere den Archenholz gelesen hat, und nun aus ihm wie ein Buch spricht. Man macht nun einen Archenholzmann und einen Kephalidesmann, stellt sie an die verschiednen Punkte, die man eben besprechen will, und zieht umwechselnd mit einem Drathe einen nach dem andern auf, und die Leser staunen dann mit Recht, daß die Puppen aus der Dreierkomödie manchmal recht verständig sprechen; und wie natürlich ist das, wenn einer im Gespräch Seitenlang wörtlich spricht, was der

wirkliche Verfasser so trocken in zusammenhängender Abhandlung aufgestellt, und die beiden verschiednen Bücher durch so lebendiges: „da sagte, da erwiederte, da meinte“ und einige Gänsefüßchen verbunden werden! Wahrlich, unser Verf. hat eine Virtuosität darin, leblose Bücher in Menschen zu verwandeln, daß ich mich des grauenhaften Gedankens gar nicht erwehren kann, wenn der Verf. einmal in eine große Bibliothek eingesperrt würde, und nun schrecklich, ein Buch nach dem andern in den Gestellen sich in Bewegung setzte, herabstiege, und so ganze Ausgaben sämmtlicher Werke in den Sälen gespensterhaft umhergingen! Dazu kommt, daß es ihm so vortrefflich gelingt, so recht contrastisch dem, der Bogen lang geistreich spricht, in den zuhörenden Leuten eine rührende Unschuld, die man so unpassend im gemeinen Leben Dummheit nennt, darzustellen, und durch die Einreden derselben den Leser in den Stand zu setzen, sie mit offnem Maule, glotzenden Augen dastehend zu sehen. Welche Erfindungsgabe von glücklichen Zufällen und Verwickelungen bewahrt der Verf. darin, daß er seine Personen uns auf dem Markte eine Stunde lang stehen und in der kürzesten Zeit

einen nach den andern von den bedeutensten Leuten Dresdens, die andre prosaische Leute oft in Vierteljahren nicht zu sehen bekommen, so glücklich gerade zu diesem Zeitpunkte über denselben gehen läßt! Ist nicht ein Schicksal Müllner in gar höherer Potenz in ihm so schmählich vergraben? Darum, wie Schade, daß leider weder ein Kephalides noch Archenholz über unser Dresden geschrieben, da Herr Scherzlieb sich daher das wenige Existirende mühsam zusammenklauben, die Darstellungen Dresdner Sitten, die ihr eigenthümlichen geistreichen Urtheile einer hohen Noblesse im Gespräch auffangen, und, wenn auch eignen, den immer noch leider zu viel aus dem eignen, so den höhern unsterblichen Werken entzogen, Ideenreichthum entnehmen, und so zum großen Verluste für seine Verehrer heillos verschwenden mußte. Aber die Kunst des dramatischen Dichters zeigt sich besonders dadurch am größten, wenn wir bedenken, daß er eben vermied, dem größten Theile seiner dramatischen Personen durch weiteres und längeres Sprechen eine, das Ganze so in's Breite ausziehende handelnde Rolle im Dialog zu geben; noch mehr aber und vorzüglich, daß er, zu griechischer Urschöne und Ein-

fachheit zurückkehrend, sein Drama, wie das Griechische nur aus den Bockspielen entstand, von Leuten mit aufführen ließ, die sich ebenfalls, nach dem Beispiel unschuldiger Zeiten, wo der Mensch so kindlich mit Thieren in unwandelbarer Naturreine verkehrte, der Thierwelt nähern, nicht aber den Böcken, (die, weil sie stoßen, mehr der verheerenden Tragödie (τραγος) den Ursprung gaben) sondern was für ein heiteres Schauspiel nothwendig besser paßt, unschuldigern Geschöpfen, — den Eseln. Diese ahmen nun den Chor der ganz Alten nach, die bekanntlich anfangs beim Thespis nur den einen Sprecher, dem Aeschylus nachher erst andre zugefügte, den, mit Ausrufungen, Bezeichnungen unterbrachen, und so wird Jedermann mit Schmerz erkennen, was der Verfasser zu leisten vermöchte, da er schon in diesem leichten Hinwurf gleich den großen Schiller übertraf, dem in den so mühsam gearbeiteten feindlichen Brüdern die Nachahmung des Chors der Alten weit weniger gelungen ist. — Aber auf einen Meisterzug müssen wir in dieser Beziehung noch aufmerksam machen, er betrifft die Exposition. Anerkannt ist, wie an solcher gleich die größten Dichter zu er-

kennen sind, und nur ihnen dieselben gelingen. Wer hätte nicht von der vortrefflichsten Expositionsscene die wir haben, in Shakespear's Hamlet gelesen, wie in den ersten Worten der sich ablösenden Nachtwachen das Geistergrauen und der Ton dem Zuschauer, auf das Ganze ihn vorbereitend, in der Seele klingt? Man sehe unsers Verfassers Werk! Wer hörte nicht an den ersten Worten, dem ersten Satze in Friedrichs Anrede an seine Freunde gleich den ganzen Geist in Form, Gang und Ton, der uns in ganzem Werke anweht, und so consequent und meisterhaft durch das Ganze durchgehalten ist? Wenn er anhebt: „meine Freunde, ich freue mich nicht nur deshalb, weil ihr hergekommen seid, sondern auch, weil ihr gerade jetzt hergekommen seid, — ist es uns nicht, als sauge er den langen Luftstrom zum nöthigen Athem ein, den er für seine lange Rolle braucht? Merken wir nicht gleich da, daß es so ein altes Drama wird, ein Sprecher und ein Chor, und können wir uns wundern, daß er gleich in einem Lauf bis an's Ende der zweiten Seite spricht, sich dann räuspret, und wiederum einige Seiten fortfahrt? Treten da nicht gleich die andern Personen in

das nöthige Halb- oder Ganz-Dunkel, in dem sie nach des großen Dichters Willen verharren, und erregen sie Ansprüche, die sie nicht erfüllen sollten, wie bei vielen der gewöhnlichen Dramatiker?

Doch wir sehn mit Schrecken, wie weit uns, so sehr wir uns anzuhalten bestreben, die reiche Fülle des Stoff's über das vom Verleger uns gesteckte Ziel hinausführt; wir dürfen daher den Satyren und Balladen nur eine kurze Aufmerksamkeit schenken; dies sind auch nur die Späne, die aus der Werkstätte der Genien nebenbei abfallen. Mit dankbarer Anerkennung müssen wir gerührt gestehen, daß in Betreff der Satyren der Meister unsern Schmerz schonen wollte. Denn da man heut zu Tage mit solchem Heißhunger darnach greift, so mochte er unsre Sehnsucht darum nicht auf den Gipfel treiben, wo sie peinigendes Leid wird. Bescheiden zähmte er daher, so weit es ging, diesen Theil seiner Geisteskräfte. Darum finden wir im ganzen Werke, außer einigen, zu Charakterzeichnungen so unentbehrlichen, Persönlichkeiten, mit denen er freigebiger sein konnte, weil viele Leute hierin schon so Manches thun, einen einzigen Zug — aber leider ist auch er, wie natürlich, ein Blitz, der mit einem Schlage die

reiche Ader dem erstaunten Auge aufdeckt. „Ich ärgere mich darüber," hebt er mit meisterhafter Yorik'scher Ernsthaftigkeit an, daß man die Sterbetage großer Männer, Luthers z. B., mit Gastmälern begeht, d. h. be—ißt, oder—beißt! — Man beißt einen Tag. Kann es erstens ein malerisches, anschaulicheres, zugleich beißenderes Wortspiel geben, und in dem zugleich so viel liegt? Denn, da natürlich die Ehre, die man Jemandem erzeigt, desto größer ist, je mehr Mühe deren Vollbringung macht, beim Beißen also desto größer, je saurer einem das Beißen wird, so liegt darin zugleich die genialste Erklärung, die der Verf. im Sinne gehabt haben muß, von den Fastengesetzen. Freitagfasten wird darum in katholischen Ländern angeordnet, weil Fleischspeisen so leicht zu kaufen sind. Die harten getrockneten Stockfische, in den südlichen Ländern so verbreitet, stehen daher mit der dortigen ernsten Religiösität, mit der der Spanier u. s. w. in der natürlichst wechselwirkenden Beziehung. Bringt dieses nun natürlich zugleich auf die gewisseste Ueberzeugung, daß der Verf. damit hat bestimmt ausdrücken wollen, daß er ein eifriger Protestant sey *) — be-

*) Woran man, wie wir später sehen, zweifeln könnte. Anm.

denkt man dieſe Folgerungen, und die endloſe Kette, die ſich daran wiederreiht, ſo kann man ermeſſen, was der Genius in einem einzigen Wörtchen anzudeuten verſteht, und daß um jedes von ihm die ganze Welt ſich anreiht. Das iſt aber das höchſte Ziel und Kriterium des Witzes und Humors, der optiſch verkleinert, und den ganzen Erdball in einer Nußſchaale den Leſern zum nachdenkenden Auf-Knacken hinreicht. — Doch wir müſſen auch hier anhalten, und nur noch einen noch kürzern Streifblick auf die Balladenſpuren thun. Solche ſind nun bekanntlich vorzüglich üblicher Natur, andeutend, ahnen laſſend; beſonders voller Bilder. Sehn wir von letztern nur drei gleich auf den erſten Seiten: „wir haben die Brücke geſtern im Dämmerlicht nur geahnt — als wir nämlich darüberfuhren“; — in die Schloßgaſſe, den Dresdner Toledo gießt die Stadt alles aus, was ſie Schönes hat; — aber beſonders: die Promenaden füllen ſich mit den beſten — Ständen! — Beim Himmel, die Stände die hingehen müſſen, damit ſich alles fülle; die auch natürlich promeniren, d. h. nicht ſtehen bleiben, ſondern herumgehn. Was iſt dagegen jenes bekannte ſinnige Kühne: als

ich im Wald spatzieren lag, gegen die hocherhabene maleriſche Kraft in gehenden Ständen; liegt nicht zugleich darin der ernſte Anſtand von Leuten, denen man im Gehen das Stehen anſehen muß, was wol die gravitätiſchſte Haltung und Grandezza andeutet, die man annehmen kann, und auch die maleriſche Reiſe doppeldeutig ausdrückt?

Doch wir müſſen zum Hauptheil dieſer Hälfte unſres Werkchens eilen, um uns in Betreff der Geiſtigkeit des Meiſters überhaupt der ſchönen Hoffnung überlaſſen, die Theilnahme des Leſers werde uns vielleicht noch einmal in dieſer Angelegenheit vor ihn hinzutreten geſtatten; zu jenem Haupttheile jedes Commentars, der die Intention des Malers, den Geiſt, der ihn grade die Portraite u. ſ. w. gerade ſo zu zeichnen leitete, den Hauptgedanken, der dem Ganzen vorſteht, und deſſen moraliſchen Werth bildet; — den wir ſymboliſch auf der Vignette anzudeuten verſuchten; jene Statue, die wir in dem Ehrentempel, den wir ihm bauen wollten, zur Verehrung der in ſeinem Bild perſonifizirten Verdienſte in derſelben hinſtellten.

Das Gleichniß Göthe's in den Wahlverwand-

schaften, wie durch Ottiliens Tagebuch die Liebe, wie der rothe Faden im Thauwerk der Englischen Marine sich durchzöge, ist herzlich oft schon dem Dichter abgeborgt worden. Doch manche Ideen des Genius werden eben für alle Zeiten und für ähnliche Fälle typisch. Wir nehmen daher keinen Anstand, es auch hier zu brauchen. Der rothe, oder vielmehr goldne Faden, der sich durch alle Gedanken und Urtheile ohne Unterschied in diesem Buche hindurchzieht, und alles bis in die versteckten Nebendinge dominirt, — ist auch eine Liebe, eine eben so begeisterte, doch keine sinnliche oder auch platonische, die doch mehr oder weniger auf jener fußt, sondern jene keusche, wie sie in den Stämmen Nimm, Juda und Benjamin aus der Wiege alles Hohen, aus dem gelobten Lande zu uns gewandert ist, — zu dem Metalle, welches stets das Bild jungfräulicher Unbeflecktheit war, zu Gold, bei Schriftstellern unter dem Namen Honorar alle Nüancen desselben repräsentirend. Und es ist eben die Meisterhand daran mit erkannt worden, die in ihrem Selbstportrait so charakteristisch mit einem kleinen Zuge eine goldne Brille auf der Nase anbrachte, hinter der das Auge versteckt sey, und

durch welche es alle Dinge in der Welt wie in Dresden beschaut, und die natürlich dadurch einen eigenthümlichen Charakter annehmen. Alles das, was mit den Quellen nur in Berührung steht, aus denen er noch einigen Goldsand, den Gegenstand sehnsüchtiger Liebe, das Symbol alles Vortrefflichen, jene Hieroglyphe, deren Lösung die verborgensten Gedanken des Menschen aufschließt, folglich im höchsten Sinne der Stein der Weisen, nach dem jedes hohe Gemüth bekanntlich sehnsüchtig aufsah, — zu fischen gedenkt, alles das überzieht sich mit einem wundersam leuchtenden Naphtaflämmchen, wie in den alten Mährchen des Volkes dieselben nach Orten tief vergrabener Schätze hinlocken, und wie da durchbeben ihn beseligende Ahnungsschauer; und mit ehrerbietiger Miene, leuchtendem Auge, schaut er auf die Orte, wo die Menschen beglückenden lieblichen kleinen kurzen dicken Kobolde ihr Wesen treiben; und ist es ihm zu verdenken, wenn die Worte verrathen, was die Seele empfindet, wenn er mit einer Begeisterung von ihnen spricht, die nur unverständiger Pöbel, der alles Hohe herabzieht, unverschämte Schmeichelei heißen, wenn er dagegen der dunklen Nachtseite goldloser Gegenden ver-

achtend den Rücken zuwendet, und wegwerfend davon redet, was eben nur wieder Uneingeweihte, die, wie einem nach einer hohen Idee concentrisch hinstrebenden hohem Geiste zu Muthe ist, nicht wissen, hämische Urtheile und lügenhafte Klatschereien nennen könnten? Es ist wirklich merkwürdig, wie, da der Meister den kleinen Zug an der Nase anbringend uns so freigebig selbst die gelöste Hieroglyphe zu seiner Pyramide, die er Dresdnern und Berlinern gesetzt, in die Hand lieferte, von jeder Zeile an derselben sich so klare, umständliche Rechenschaft geben läßt, wie von keinem der Shakespearischen Stücken selbst Johnson, Drake, Tiek und Horn je geben konnten. Wir können hier vorzüglich an drei, zusammengehörigen Beispielen kürzlich dies anschaulich machen, vielleicht noch genügender aber, als in dem ersten Theil unsrer Betrachtungen.

Der hiesige Verleger, der viele von des Meisters „malerischen Reisen, Kunstgeschichten" u. s. w. verkauft, und noch einige verkaufen wird, hat ein Zeitblatt, dem, wir bewundern den seltsamen Schicksalwitz, der Handelsgott zugleich wirklich vorsteht; Merkur, der mit seinen Stabe die Seelen der Helden, Dichter und Weisen nach

der Unterwelt führt; Hermes, dessen Zauberstabe die verborgnen Erdschätze sich öffnen. Was Wunder, wenn um den Laden in der Schloßgasse, die Naphtaflämmchen am wundersamsten und hellsten leuchten, das Antlitz des Meisters sich dorthin schauend verklärt, wenn er die Goldkobolde dort erblickt? Was Wunder, wenn er mit feuriger Zunge stammelt, beim Merkur sey das Depositorium aller Dresdner Geistesvollkommenheit, in dessen Dienern das Muster aller denkbaren Tugend? Sicher, wir zweifeln daran nicht, und sicher wird auch das Zeugniß eines solchen Geistes, wie wir dargethan, der größte Lohn Jener seyn müssen. Aber die Begeistrung bleibt dabei nicht stehen; sie erzeigt in dem Meister eine solche ritterliche Freundschaftsbegeisterung, die nicht überlegt, ob sie nicht durch zu große Keckheit, mit der sie für Andre in die Schranken tritt, dort mehr schade als nütze. Und das ist die ehrenwertheste Gesinnung. Der Herausgeber des Blattes, zeugt Herr Scherzlieb, hat wirklich „Alles das geschrieben, was man ihm beilegt.“ Dies müßte ja in unüberlegten und unkundigen Gemüthern die Meinung erregen, als sei jemals daran wirklich so gezweifelt worden,

daß ein Zeugniß eines solchen Mannes vom Gegentheil nothwendig sey, namentlich da wir ein ähnliches mitten in einer ironischen Stelle an einem andern Orte wiederfinden. Würde nun aber, nehmen wir an, das Gerücht dadurch auf die Beine gebracht, die vielbesprochnen, Lärm erregenden, frühern Theaterkritiken unter der Firma: „der Merkur meint u. s. w. könnten von jemandem, der nicht der Herausgeber sey,*) herrühren — könnte da Herrn Scherzlieb oder irgend Jemand mit seinem „er hat es" — u. s. w. für gültige Zeugen des Gegentheils gelten? Kann ich das von meinem besten Freunde mit Bestimmtheit behaupten? Moralisch überzeugt seyn kann ich. Jedoch, wenn man schreibt, pflegt man allein zu seyn; hätte ich ihn dann auch wirklich in einigen oder vielen Fällen etwas der Art abfassen sehen, kann das für Alle zeugen? Sicher nicht. Wir müssen mit Bedauern daher bemerken, daß die Naphtaflämmchen, die manchmal äffen, den Verf. diesmal an unrechte Stellen geführt und er in seiner Begeisterung seinen großen Verstand etwas vergessen. Jedenfalls hebt unser Bedauern der Ge-

*) So etwas könnte man wähnern?

Setzer.

winn wieder auf, daß er uns darum um so sicherer auf die Spur gebracht, er sey es, der die Welt mit dem neuen Gemählde beschenken, und so uns, daß wir das seinige gesehn, schon dadurch zur Gewißheit gebracht hätte, wenn solche nicht schon durch andre Dinge erwiesen wäre; denn da mit seinem Freunde kein andrer großer vielschreibender Literator Dresdens so vertraut umgeht, so — u. s. f. — Doch suchen wir auch hier wenigstens ein Beispiel, wo in den Nebenkanälen dieses Begeisterungsstromes eben solche Goldspuren sich finden, damit wir uns dessen nicht vergebens gerühmt. Es ist S. 41. von einem wissenschaftlichen Institute die Rede; der anerkannt vorzüglichere, und seiner längern Verdienste halber in ganz Deutschland geachtetere erste Vorsteher hat mit jenem Laden in der Schloßgasse gar nichts zu thun, und da ihm durchaus nichts anzuhaben, und sein Einfluß in vielen Fällen von großer Bedeutung ist, erfährt er blos geistreiche Anspielungen auf seinen Körper und seine Stimmung; der jüngere jedoch arbeitet, wenn nicht in Merkur's Blatt, doch in Merkur's Laden; da knistern die Flämmchen; er wird ein Apollo in geistiger und physischer Hinsicht durch die Brille,

ein Herkules Musagetes; und, da er selbst nur eine gewöhnlich menschliche stählerne trägt, so muß der bescheiden, wirklich verdienstvolle Mann für Herrn Scherzlieb erröthen. —

Aus einer eingegangnen indeß, jezt also nicht existirenden Zeitschrift, ist, wenn sie früher dem Verf. auch eine ergiebige Goldquelle gewesen, nichts mehr zu holen. Der Memnonskopf klingt nicht mehr, da die Goldsonne, die ihn mit ihren Morgenrothstrahlen beschien, in Neustadt dicht bei dem neuge—mäuerten Thore untergangen ist. Mit welcher ruhigen Freiheit bewegt sich das hinter der Brille versteckte Auge ihr gegenüber! Welch mitleidiges Achselzucken über die Novellen eines Tiek, Kind und Wachsmann, die darinn gestanden; (warum Novellen die Brille am Bittersten meistert, werden wir gleich erfahren). Wie unaussprechlich wahr, daß der Redakteur nicht die Kraft gehabt, „Schlechtes zurückzuweisen und Gutes anzunehmen," wenn wir erfahren, daß er mehrere der „nicht üblen" Erzählungen Herrn Scherzliebs, die so reichhaltig und Ideenreich, daß noch nie ein Kritiker, der sie lesen gemußt, zu sehr von ihnen übermannt, sie anders als im Schweiß seiner Gedanken und

seines Angesichts zu Ende gebracht, und bei der Erinnerung einige Tage nachher in gelinde Angsttranspiration ausbrach, — daß er diese Leistungen, sag' ich, zurückgewiesen, ohne Zweifel weil er sich weder, noch das leichtfertige Publikum einer Zeitschrift ihrem Genuß gewachsen glaubte; in einem Augenblick, wo er dem Parvenu, dem Wachsmann, gern das, dem Herrn Scherzlieb so schmählig entzogene, Honorar zukommen ließ? Und darum auch die Wuth, daß — ein Tiek ein bedeutenderes bekommen, und daß ihm seine mit Grund in solchen Dingen zum Abentheuerlichen und Mährchenhaften sich steigernde Phantasie dasselbe so unendlich groß ausmalte. Weshalb wir ihm nicht anrechnen dürfen, daß die Brille ihn, wo sie ihm nichts für sich zeigte, deshalb zu einer Lüge verführte. Da auch um die Wagnersche Buchhandlung kein Flämmchen leuchtet, der Judenhof für ihn also ganz dunkel blieb, so konnte er freilich auch nicht wissen, daß der Memnonskopf nach 1½ Jahren gegen 400 Anbeter zählend, nicht stumm geblieben wäre, hätte, wie gesagt, der eigensinnige Thor-Apollo wieder aufgehen, und den Memnon ferner mit den nöthigen Geldauslagen bestrahlen wollen.

Das wissen wir hier freilich, für die ohne Brille überall Taglicht ist — er freilich! —

. Was die dritte, noch bestehende, und am Weitesten verbreitete Zeitschrift betrift, so ist da derselbe Fall. Der Abendzeitungsknabe gießt für ihn nichts in seine Lampe und Tasche. Der Redakteur hat zwar hier, und sehr richtig, wie der Verf. angiebt, gewiß nur aus Liebe zum Frieden, einmal eine jener „nicht üblen" Produktionen aufgenommen, wahrscheinlich, weil er aus seinen vielen literar. Verhältnissen mit der komischen Leitbrille schon vertrauter war. Doch auch sein Publikum konnte sich sicher nicht zu ihm erheben; ein Gemurr brach aus; der Redakteur mag sich überzeugt haben, er könne doch in diesen Falle durch Friedensliebe ja gar seinem Knaben das nöthige Oel zur eignen Lebenseristenz entziehen, und sich weder noch seinen andern Mitarbeiter künftig mehr einen Geburtstagkuchen mit Lichtern auftragen; so wies auch er sie ab. Nun, Herr Redakteur, ihr Herren, die ihr mit aus dem Oelkruge schöpft, — ihr Novelliften besonders, Tromlitz, Schilling u. s. w. — wie seht ihr vor der Goldbrille aus! Wenn ihr zu monströsen Gestalten auseinander fahrt, hier das Bein zu dick,

dort der Kopf zu klein, dort die Arme zu lang — zürnt nicht; es kann ja Niemand für sein Brillenglas! — Wie kurzsichtig er sonst ist, wo es nicht grade auf die bedeutende Hauptsache ankommt, seht ihr ja darin, daß er in dem Augenblick von den unkriegerischen Novellen der Abendzeitung spricht, als er eben den Verf. der Pappenheimer wegen zu großer Martialität verspottet.

So geht's nun fort. Tieck bekommt sehr viel Honorar — der Verf. nur 10 Thlr. circa, darum radebrecht er Göthe's Iphigenia beim Vorlesen u. s. f.; Kind desfalls, folglich schreibt er keinen prosaischen ordentlichen Satz; — die deutsche Oper giebt weder, wie die Italiener, Freibillete noch theilt sie gelegentlich Klingendes an Lobende aus; folglich hat bei ihr Niemand eine Stimme; die Protestantischen Prediger haben nicht außerordentlichen Gehalt und dabei Weib und Kind, folglich stehen sie den Katholischen an Eintracht, Humanität u. s. w. nach. Weil das Finanzkollegium dicht dabei steht, so ist für ihn die katholische Kirche nicht nur, wie für andre Leute, nur an Heiligentagen und Nachmittags in der Vesper, sondern jederzeit offen; darum ist sie

der schönste Bau und die Frauenkirche mit der Peterskuppel in Mailändischen auf den Dörfern zu finden. Weil er sehnsüchtig die gelben Postboten mit Wagen und Säcken in jenes Collegium fahren sehen, will der Sachse von seiner Regierung gar nicht jene strenge Gesetzlichkeit, wie der Preuße, nein blos Billigkeit, — darum ist der Eremit ein Schreier, darum hat die Biene einen stumpfen Stachel; darum liebt man blos in Sachsen sein Fürstenhaus, während man in Preußen und sonst nur die Seinigen schätzt; darum schont nur unsre Regierung das Volk in finanzieller Hinsicht, während man in Preußen es anstrengt; (wie man durch den neuesten Traktat mit Baiern bewiesen) darum hat er allein am Tag der Prinzengeburt ein Feuerwerk abgebrannt; der eine ist ein Dichterfürst weil er besternt, Fürsten nahe steht; Kurz, denn wir müßten das halbe Buch abschreiben, die Brille springt wie eine Wünschelruthe mit dem sichersten Takte hin und her; der Verfasser mit ihr, und, wenn er, mit dem Gesicht nach dem Flämmchen hin, andre von hinten stößt, jenem beim Herumfahren eine Ohrfeige giebt, dem einen Tritt auf den Fuß; was thut's? die Brille

führt ihn so sicher nach den Taschen und deren Inhalt, daß er weder vorn noch hinten, noch an den Seiten Augen braucht. Wo's klingt, stößt nichts an. Daß nun alles Obige Lügen sind, dafür sieht man, kann er nichts.

Doch schenken wir zuletzt auch der Pfiffigkeit des Verf. noch einige Aufmerksamkeit. Wir möchten auch gern ihm und unsern Lesern, so viel es nur der Raum gestattet, zeigen, daß wir uns zu allen seinen großen Intentionen erhoben. Zwei Dinge, auf die kein Flämmchen zeigen konnte, sind gelobt, die einzigen bedeutendern daher im Buche, wo die Wahrheit mit der Intention des Verf. Hand in Hand ging: die Einrichtung der Bibliothek, wie das Arnoldische Museum. Wir haben schon längst selbst die hohe Liberalität der Dresdner Bibliothek öffentlich vor dem Auslande zur Sprache zu bringen uns vorgenommen, und fühlen uns daher verpflichtet, ein Lob zu bestätigen, was Herrn Scherzliebs Brillenvituosität in den meisten Dingen seines Buches nothwendig in Miscredit bringen müßte. Aber da Hunderten von Fremden, aus allen Seiten Deutschlands jährlich aus eigner Erfahrung Herrn Ebert's Wissen genau bekannt sein

mußte, so war überall jedes Unwahre leicht zu controlliren. Bei dem Arnoldischen Museum ist jedoch die Sache ungleich interessanter. — Daß das gelobt werden mußte, eben der Fremden halber, war wohl klar. Doch, was bewog ihn, den Unternehmer, den „wackern" aufopfernden zu nennen, ihm wiederholt herzlich die Hand zu drücken; und, womit er ihn wohl bei seiner Begeisterung für Italien am meisten ehren will, dessen ihm gar wohl bekannten Namen ein italienisches euphoristisches i anzuhängen*) — Arnoldi — — da er einsehn konnte, seine „nicht üblen Erzählungen würden doch nicht ankommen? Herr Scherzlieb's Lob, das werden unsre Leser eingesehn haben, ist nie ohne Motive, er überlegte sich nämlich, wer wohl über seine Bildergallerie einen kleinen Commentar wie wir, in Dresden veranstalten können würde? Ganz Merkur und Compagnie mußte mit Freuden das Lob in's Contobuch eintragen, und sich wohl hüten, durch Schwächen des Credits den möglichen Profit zu verliehren. Den Abendzeitung's-Redakteur kannte er zu gut, um sich nicht fest darauf verlassen zu

*) Soll zwar ein Druckfehler seyn; — aber Setzer.

können, daß trotz der ſtärkſten Fußtritte bei deſſen Friedensliebe nicht ein Wort in ſeinem Blatte ſtehen würde, ſo daß dort auch die Novelliſten ſich nicht wehren könnten. Die übrigen, hoffte er mit Grund, würden ihn überſehen; die beiden andern Buchhandlungen kannte er als furchtſam, unſpeculativ. Aber, wenn er wegen des ihm verſchloſſenen Oelkrugs den Eigenthümer des Muſeums in den Hauptſtützen ſeines Abendblattes, deren Werke er in großen Bänden obenein verlegte, und in dem Blatt ſelbſt nach der Brillenleitung tüchtig wammſen mußte, — und wenn er ihn, als Herausgeber des Anzeigers, als einen Mann kannte, der am wenigſten unter allen Chriſten nach dem Evangelio die zweite Backe hinreicht — ? — Lob der Uneigennützigkeit, Aufopferung! Wer kann da grollen! Novelliſten, Abendblatt — alles im Nebel! „aufopfern“ mit goldnen großen Buchſtaben in der Luft vor dem entzückten Seelenauge ſchwebend!! Vortrefflicher Calcul! — Nur eins vergaß Herr Scherzlieb! — uns! und wir freuen uns um ſo mehr über das überraſchende Neujahrgeſchenk, das wir ihm bieten. —

Schreibt der Verf. nun in der Vorrede von dem Sprecher des Buches, oder von ſich ſelbſt,

„große Reisen durch ganz Europa hatten seinen Blick erweitert, seine Gesinnung humanisirt: — er sei reich an Wissen, voller Phantasie, und doch immer unbefangen, klar in seinem Urtheil und gerecht;" daß „sein Verlust in der guten Gesellschaft Dresdens eine gewisse Lücke zurückgelassen habe" — und setzt er endlich als Motto dem ganzen Buche vor:

„Der Weisheit Gipfel ist — sich selber kennen"

so wird jeder unsrer Leser mit Vergnügen, hoffen wir, ihm beistimmen.

Wir nehmen hier für einige Augenblicke von ihm Abschied, um in eine andre Tonart auszureichen, in der wir am Schluß noch einmal auf ihn zurückkommen.

II.

Ueber italienische und deutsche Opernmusik in Beziehung auf Dresden.

Wenn wir von dem richtigen Takte in den Bessern unsers Publikums mit Grund vermuthen, daß es ihnen nicht unangenehm sei, wenn öffentlich dargelegt werde, daß sie, von der unsinnigen Schmeichelei des Verfassers des fraglichen

Buches, namentlich seiner, halb tollen Herabsetzung Berliner Lebens unbestochen, nicht von sich in den meisten Dingen den Glauben hegen, der dort ausgesprochen wird, und daß auch sie das von ihrer Stadt und ihrer Weise gegebene Gemählde für ein, bis ans Ekelhafte streifendes Schmeichel-Zerrbild erkennen; daß darum hierin eine ernsthafte Widerlegung das Lächerlichste sein müsse, was mit geschehen könne, — so ist doch von zwei Gegenständen auf eine Weise die Rede, welche leider, theils aus Gewohnheit, theils aus allerlei Gründen, die in der überall in dem Besten selbst waltenden, Natur des Menschengemüths ihre Erklärung und Entschuldigung finden, in manchen Edleren anklingt, und darum, weil sie der Pflege der wahren Kunst so unendlich hinderlich ist, eine umfassendere, dringende, reinste Besprechung verdient. Hätte ich es in diesen Beziehungen mit dem Verf. jenes Libells allein zu thun, dessen Motive überall dieselben, — wahrlich, es sollte kein ernstes Wort in diesen Seiten stehen. Aber, ich habe hier zu dem Publikum, zu vielen Männern im Ausland, die nicht anders, als mit hoher Aufmerksamkeit und Theilnahme auf Alles das

sehen können, was in Sachen der Kunst und Wissenschaft in einer der bedeutendsten Städte unsres Vaterlandes, die natürlich darum einen Fokus bildet, von dem aus belebende Strahlen in einen weiten Kreis hinaus ausgehen, — geschieht und gedacht wird — zu diesen habe ich jetzt zu reden, und weiß, daß jedem Wort dahin Achtung und Ernst einzuwohnen hat.

Schon vor zwei Jahren habe ich das erstemal in der Münchner Musikzeitung in Vorbeigehn darauf aufmerksam gemacht, welches Unheil über unsern, von Haus aus so gediegnen, angebornen Musiksinn, und auf die Ausbildung einer Kunst, in der unser Volk allen andern in der Welt voransteht, die mitten in Deutschland bestehenden Italienischen Opernbühnen hereingebracht haben und noch bringen. Schon damals deutete ich an, daß die Italische Opernbühne in München zunächst Deutschland verantwortlich sey, für die Größe der Verwirrung jeder musikalisch dramatischen Ansicht und Meinung, die Rossinische Afterkunst über unser Vaterland gebracht. Dorthin kam sie zuerst von den Alpen, und nistete sich ein. Dresden wurde der zweite unzerstörbare Hauptsitz. Wien folgte nach. Hier wirkte sie

am meiſten, hier betaumelten ſie die Gebildetſten am Stärkſten; von hier war ſie am Schwerſten wegzubringen; in Dresden niſtet ſie noch. Die deutſchen Opernbühnen nehmen allerdings die Muſik aller Völker in ſich auf, und beweiſen dadurch eben ſchon, daß ſie unter allen die vorzüglichſten, vielſeitigſten, wie das Volk ſelbſt bildreichſten und allgemein wirkſamſten ſind. So hätten wir denn Roſſini genug zu hören bekommen. In Berlin, Leipzig, Caſſel, Darmſtadt, Stuttgardt, überall lernten den neuen Heros die Leute kennen — aber er nahm da nur den Platz ein, der dem originellen Talent nirgend entgeht. Aber er verdrängte die wahre Kunſt nicht, nicht die Deutſche. Die deutſchen Sänger in Berlin wahrten neben Weber ihren unſterblichen Glück, über den Spontini ſelbſt nichts vermochte, und in ihnen eine Mauer gegen jeden ausländiſchen Sturm; trunken von der Sonntag hörte man auf die Milder — ſchwärmte für die Schechner. Leipzig und Caſſel wahrt ſich außer Weber den Spohr, ſo wie Stuttgardt und Darmſtadt. Dort hielt ſich, am Anſchaun unverdrängter Meiſterwerke erſtarkt, Critik wie das Volk vom Taumel frei. Von dort aus ward ſein Reich zerſtört,

thronte niemals, verschwand am Ersten wieder. Nur in Dresden, München, Wien taumelte man in den Cadenzen und dem Lärm, der aus einen Strudel in den andern riß und kaum zur Besinnung kommen ließ. Denn der Italiener kann nichts singen als Italienisches, und das Neueste da, wo man ihn hören muß, wo er vorzüglich gilt, ist man nur Italischer Musik rettungslos anheim gegeben; denen unten. Als der hochherzige Fürst, der Deutscheste in jeder Beziehung, den die Nation vielleicht — Friedrich und Joseph und Ernst von Gotha selbst nicht ausgenommen, — seitdem Maximilian das Mittelalter schließend, sein Haupt in die Gruft legte — unter sich begrüßte; — als Ludwig von Baiern den uralten Thron der Wittelsbacher bestieg, schwanden vor seinem ersten Wort die Italiener aus München. Die großen Kosten der Gründung einer deutschen Malerschule durch Cornelius, — die Gemählde und Bildsäulen, die großen deutschen Kirchen und Gebäude, die sich vor den erstaunten Baiern erheben, die Berufung des größten deutschen Mannes — Alles, was seit jenen 4 Jahren geschah, und worauf wohl 4 Jahrzehende stolz seyn könnten — zeigt wohl,

daß nicht Sparsamkeit allein die Maßregel angeben konnte. Der echt deutsche Fürst, sein Volk am Herzen tragend, in seiner Weise nur lebend, hatte wol erkannt, wie es selbst im höchsten, ausgebildetsten Sinne, im Dramatischen, eine deutsche Nationalmusik gebe, daß sie allein in den innersten Geistesfibern des Volkes wiederzittere, und allein darum mit mächtiger Gewalt die Ideen und Gefühle anrege, zur Ausbildung und Vollendung bringe, welche die Tonkunst im Menschen zu erregen, zu schaffen vermag; — er erkannte, daß Italische Musik aus Italischen Kehlen den Sinn des Volkes verführe, betäube — das Angeborne verderbe — und so den wahren Sinn vergrabe, wie in allen Zeiten deutscher Geschichte das gefahrliche Zauberband, die Völker, wie der Maget- oder Venusberg in der Sage des Volks, zu sich hinzog, und Tausende in ihm ein schmähliches ruhmloses Grab gefunden.

Vor einigen Monaten regte ich zum zweitenmale in einem Aufsatz über Bethoven's Fidelio in der Berliner Musikzeitung auch im Vorbeigehn, jedoch mit speziellerer Beziehung auf Dresden, denselben Gegenstand an; — auf meine Weise, unaufgefordert, aus eignem Betrieb.

Nicht nur die freundlichen Stimmen, nah und fern, darüber bewegen mich weiter dafür zu thun was ich vermag; — sondern hauptsächlich, weil der Italiäner, seiner Natur nach, besonders aber wo er im fremden Land von möglich vorübergehender Modeneigung zu ihm reichen Lohn zieht, keine Intrigue spart, sich dort, so lange es geht, festzuklammern; — gemeine Lobhudler sich durch alle Mittel gewinnt, die, ihn lobend, die Augen des Volkes blenden: die Wahrheit der Thatsachen entstellen; — weil der Deutsche dagegen, schon stets diese Mittel verschmähend, solche Lobhudler nicht erkaufen mag, überzeugt auch, daß namentlich, wo er als Emporkömmling im eignen Volke dasteht, bloße unmotivirte Reden seine Sache nur verschlimmern, — weil er aber bessere Männer nicht vermögen kann, und geduldig warten muß, bis von den wenigen Stimmen, die darüber gründlich sprechen können und wollen, sich eine für ihn erhebt; — ich thue es, — weil eine bessere als die meinige, für sie bis jetzt sich noch nicht erheben. — Gewichtige, öffentlich gewordne Gegner kenne ich nicht, an die ich mich zu wenden. Nur ein Mann ward neuerdings für die Italiener laut, den ich wenigstens

als unbestochen, nach eigner Ueberzeugung sprechend vermuthen muß, und der namentlich einen Grund für seine Meinung angab, der etwas halbwahres hat und zu einer genauen Erörterung Anlaß giebt. Zu Widerlegung schrieb ich gleich einen kurzen Aufsatz nieder, den ich hier vielleicht unter uns bei dieser Gelegenheit weiter zu verbreiten bessen darf. Ich lasse ihn, wie er ist, selbst dem Aufsatz seine Schärfe, weil er gelegentlich eine andre Ungebühr berühret.

„Ein Engländer hat vor kurzer Zeit im Berliner Conversationsblatt sein God save the King — nach seinen eignen Ausdruck — angestimmt, hat dasselbe gegen die sonst monotone Englische Weise durch allerlei Modulationen durchgeführt, und hat hauptsächlich sich zum Hauptnebenthema dabei den Gesang und die Musik unserer Deutschen und Italiänischen Oper genommen. Wie es den Engländern mit der Musik überhaupt jämmerlich genug ergeht; wenn sie singen, äußerte sich Tieck einst, klingt es, als ob ein Erdsenfack auf die Erde fiele — so gab auch der in Frage stehende, um in der Metaxher zu bleiben, nicht nur ziemlich triviale, sondern auch nebenbei noch ganz falsche Töne von sich; — oder

mit platten Worten: ein Engländer hat im Berliner Conversationsblatt in dem Streit, der unter uns in Dresden statt findet, ob wir lieber Deutsche oder Italiänische Musik hören und befordern sollen, Parthei genommen, seine Meinung dahin abgegeben, daß wir die Italiänische behalten sollen, und dabei allerlei Thatsachen erzählt, die nicht wahr sind. Was nun seine Meinung betrifft, so könnten wir diese in Gottes Namen uns gefallen lassen, stände sie etwa in einem englischen Blatte. Dort könnte es uns nicht auffallen, wie wohl auch in neuester Zeit darin sich geäußerte, alles Nationalpatriotismus entkleidete, durch ein Studium der besten Producte aller Völker gebildete, Urtheile in England sich wahrnehmen lassen. Wir wissen ja, daß im Allgemeinen die Engländer, ganz und gar ohne eine Spur musikalischen Sinnes, ganz ohne musikalische Anlagen, deshalb über Musik und sonst schwatzen, weil sie unsren großen Händel einmal bezahlten und dessen Prachtoratorien ihnen Gelegenheit gaben, 1000 Musikanten in Birmingham zusammenzutreiben, dabei viel Geld aufgeben zu lassen, und nachher Sprechens davon zu machen. Wir wissen ja, daß ihnen, die darum

von einer nationellen Musik keine Vorstellung in sich tragen können, es vollkommen gleich seyn kann, ob in London ihnen ein Deutscher, Franzose oder Italiäner etwas aufstreicht, und ob eine Deutsche oder Italiänische Kehle ihnen etwas vergurgelt, und daß Rossini deshalb, nicht seiner Melodien wegen wie in Frankreich und Italien, sondern der halsbrechenden Seufzerrouladen, das meiste Glück machte, wie die Sontag u. s. f. Wir könnten also darüber ruhig die Achsel zucken. Aber daß ein Mylord auf halbem Sold hier unter einem Volke selbst, das durch und durch musikalisch, nicht nur in einem seiner großen Abgeordneten, in Gluck, die Musik selbst in dem engherzig patriotischen Lande, in Frankreich reformirte, das einer vernünftigen Theorie der Musik erst die Bahn brach, und in ein dunkles Reich früherer unbestimmter Gefühlsanschauungen das helle Licht, in dem innern Wesen derselben tiefbegründeter, Verstandesbegriffe brachte, während es, und das ist die große Hauptsache, zu gleicher Zeit die glühendsten, Gefühl- und Gedankenreichsten, in gleichmäßiger harmonischer Abrundung als vollkommne Kunstwerke sich darstellende Meisterwerke lieferte, denen kein Volk gleiche an die Seite zu stellen;

— und hierin sind wir zugleich, da wir alle ohne Vorurtheil hören, wieder die obersten Richter — daß, sage ich, mitten unter einem solchen Volke ein Engländer sich herausnimmt, nicht nur zu sagen, was ihm besser gefällt, sondern uns zu belehren, was man in musikalischer Hinsicht wollen solle — das verdient eine ernste Rüge. Wir Deutsche lassen uns in geselliger Hinsicht von Fremden viel gefallen; wir Dresdner, unserer Höflichkeit halber sogar im geduldigen Deutschland weder berühmt noch mehr. Darum wagen die überall anmaßenden Briten bei uns das Meiste. Wir sehn es geduldig mit an, wenn der jüngste Fant aus diesem Volke in unser Lesezimmer tritt, den Hut auf dem Kopf, sich mit ausgestreckten Beinen auf die Bänke wirft, laute Gespräche führt. — Aber jede Gastlichkeit hat ihre Grenzen!

„Der Engländer giebt nun an, die Musik habe durchaus kein Vaterland, und es könne uns darum schon gleich seyn, ob wir eine vollkommne Deutsche oder Italiänische Opernbühne hätten; die Italiäner hätten immer die meiste Musik gehabt, die besten Stimmen; folglich wäre es engherziger Patriotismus, die Deutschen vorzuziehen. Zu-

erst den Satz von der Vaterlandslosigkeit der Musik. Es ist das ein verbreiteter Irrthum, weil etwas halbwahres allerdings darin liegt, und das wieder im andern Sinne, als der Myslord glaubt. Die Musik ist in ihren Mitteln, oder als Sprachwerkzeug, nicht auf ein Volk beschränkt; diese sind allen gemein, die Worte oder Töne allen, und was sie ausdrücken sollen, verständlich. Einem englischen Ohre klingt derselbe Ton nicht hoch, der dem Franzosen tief; Englische Noten liest der Deutsche eben so, wie die seinigen; eine englische Molltonart klingt in Italien nicht wie Dur; eine Geige in Rom nicht um ein Haar anders als in Berlin; und ein italienischer Trompeter braucht in Deutschland nicht erst einen übersetzenden deutschen Trompeter als Dolmetscher, damit die Leute hörten, was er blasen wolle; letzteres wissen wir namentlich zu gut. Mit der Stimme ist's eben so. In diesem Sinne ist allerdings die Musik für das Gefühl die Weltsprache, welche in andrer Art die Philologen sich aufzufinden bemühen, damit die Leute in der ganzen Welt ohne jedes Bindemittel mit einander verkehren. Aber darinn bleibt noch der wesentlichste Unterschied, daß jedes Volk in

der Sprache wie in den Tonmitteln eben nicht dasselbe ausdrücken will. Es wäre wahrlich lächerlich, wollte man glauben, nach der Entdeckung und Bildung einer Weltsprache gäbe es keine Nationalliteratur und Eigenthümlichkeit mehr. Man gebe Corneille und Shakespeare und Göthe dieselbe Sprache; jeder wird sowohl einen Cid, Hamlet und Göthe, die Siriusweiten so wie im Reiche der Geister von einander abliegen, zur Dichtung sich wählen, und selbst, nähmen alle drei den Tasso, einen, ihrem Lande fremderen Gegenstand zum Vorwurf, ihre Werke würden sich nicht um ein Haar ähnlicher werden; die Franzosen z. B. würden vor dem Shakspearschen und Göthe'schen dieselbe Scheu haben in dem Augenblick, wo sie dem Corneille für den seinigen ein Denkmal setzten.

Warum vorzüglich? Der Franzose Tasso wäre der unglückliche Liebhaber, der Göthe's das launische gemüthliche Dichterkind, der Shakespeare's stürbe, von der ganzen Welt erdrückt, am Fuß des Capitols vor der Krönung. Mit jedem fühlte vorzüglich sein Volk. Den Franzosen bemitleideten wir, der Engländer schreckte uns, — nur der Deutsche rührte uns

Und waltet in der Poesie nicht der Allen gemeine Verstand, die allen gleich zugängliche Idee wenigstens eben so vor, als das Gefühl? Aber die Musik wurzelt nur in ihm. So lange also als jedes Volk durch Clima, Boden, aus Gewohnheit, aus Umgebung, aus von Vätern durch Geburt fortgesetzte Charakterverschiedenheit anderes fühlt, so lange ist schon eo ipso eine Nationalmusik vor allen andern Künsten erwiesen, und eine Deutsche besonders; denn in Sachen des Gefühls bildet es das nationelleste Volk. Man vergleiche nur deshalb, um auf dem kürzesten Wege zur klaren Anschauung darüber zu gelangen, die Volkslieder; man suche deren Eigenthümlichkeiten, halte sie gegen die ausgebildetste dramatische Musik desselben Volkes, jeder Gang, jeder Ton giebt sie wieder; sie ist durch alle Instanzen das weiter ausgeführte Volkslied, das keine absichtliche Anregung fremder Eigenthümlichkeiten verdeckt. Und wie in der Bildung des Volksliedes ein Volk eben am wenigsten von Andern annehmen kann, weil es durchaus nur im Gefühl und im Gemüth wurzelt, und aus dem Bedürfniß der Gegenwart plötzlich, unüberlegt hervorspringt, weil ferner eben nur ein schon

ausgebildeter Verstand durch Vergleichen sich zur Nachahmung und Aneigung fremder Individualität anregen, und, gewissermaßen über das eigne Gefühl Herr werdend, dasselbe nach beliebiger Richtung hinzufühlen zwingen kann, — so in der Musik, weil sie dieselbe Quelle mit dem Volksliede hat, weil im Musiker mehr oder weniger der intellektuelle Verstand eine untergeordnete Seelenkraft wird, die ihn mit dem Volke auf ähnliche Stufe stellt, nach jenem mehr oder weniger die Größe seiner Schöpfungen bestimmt. — Er braucht mehr jenen gesunden, durch Uebung gesteigerten Verstandessinn eines begabten Volkes, wie ihn auch Mozart hatte, um sich klar bewußt zu seyn, was er ausdrücken wolle und solle; den Ausdruck selbst darf er nicht anatomisch zergliedernd überlegen, er darf ihn sich nur abfühlen. Wir haben daran das neueste Beispiel an Maria Weber. Er suchte die Ausdrücke sehr oft mit dem Verstande außer sich; daher seine Mosaik fremdartigster Elemente in der Oper. Darum auch das Schicksal seiner Opern. Er wollte Provençale sein in der Euryanthe, Orientale im Oberon; er dachte sich mit dem Verstand gewaltsam

dahinein; der Freischütz, wo er meistentheils als Deutscher nur zu fühlen brauchte, bezauberte das Volk; Euryanthe, Oberon? Dieß weist zugleich für immer die Hoffnungen ab, daß Jemals dann die Oper ihren höchsten Grad der Vollendung erreichen werde, wenn ein Mann Text und Musik in gleicher Vollkommenheit selbst werde liefern. Das Vermögen zu ersterem fordert eine Ausbildung so entgegengesetzter Geisteskräfte, daß sie Zeit sowohl zu den musikal. unmöglich übrig lassen, als letztere von ihrer reinen Urquelle wegrücken muß. Noch nie hatten wir sogenannte Naturdichter, die etwas anders als Lieder, die je Dramen geschrieben. So wären Weber's Opern alle besser, hätte er nicht so viel Theil an Gestaltung des Textes zu nehmen Neigung und Verlangen geäußert, worüber sicher Kind interessante Aufklärungen geben könnte. Wozu sich nun zweitens das Volk bei längerer Bildung von selbst erhebt, ist das Mährchen. Höher, als das bloße Volklied stehend, als schon eine vielgliedrige zusammengesetzte Erscheinung, ist es dem Drama bei weitem näher, als ersteres. So ist die Musik, besonders die Oper, in der Eigenthümlichkeit noch genauer in dem Wesen der Mährchen zu erkennen, und die Vergleichung

dort leichter. Wie nun Volklied und Mährchen die Musik bedingt, beweist am deutlichsten, daß, wo beide nicht einheimisch, d. h. aus eignem Boden erwachsen, keine Musik und Musikanlage da ist, und umgekehrt. Altengland, oder das eigentliche, hat nun weder Volklied noch Mährchen in unserm Sinne; denn erzählende Balladen und Romanzen sind himmelweit von ihm verschieden; was das Mährchen betrift, so werden wir dem Deutschen Publikum im Kurzen genauer beweisen können,*) daß die ihrigen, wie ihre Sprache, theils erborgt, theils rein geschichtlicher Natur, mehr das äußere, als das innere Leben im Verhältniß zu den Naturkräften schildernd, sind. In Schottland auf den Inseln, findet es sich mehr, doch so monoton und düster, daß es der Musik von Haus aus feindlich; doch haben sie deren. Aber Irländer! Es sind die einzigen Musiker Englands; ihre Volklieder nähern sich den unsrigen; ihre Feen- und Elfenmährchen (von denen Grimm einen Band herausgab) gehören zu den schönsten, die

*) In wenig Wochen wird Herr Bleweg hoffentlich die beiden ersten Bändchen meiner Sammlung Altenglischer Volksagen, nach den Volksbüchern, erscheinen lassen. —

es in der Welt giebt. Noch hält man sie unterdrückt, doch ihren Field kennen auch die meisten unsrer Leser. Der Unger, Slavonier, Neapolitaner, die Volklied- und Mährchenreichsten außer den Deutschen, gehören zu den musikalischsten Völkern. Findet nun, wie kein Mensch bestreiten wird, eine so unendliche Charakterverschiedenheit in Mährchen und Volklied Statt, ja die erkennbarste, so muß in der Musik, in allen ihren ausgebildeten Zweigen sich immer am wesentlichsten der Nationalcharakter aus- und sie wiederum denselben ansprechen.

Vergleichen wir nun, so weit es der Raum gestattet, genauer bei Deutschen und Franzosen z. B. die Unterschiedenheit und Verwandtschaft des Volkliedes und Mährchens mit Musik und Oper. Die Franzosen zerfallen in ihrem Gefühlwesen in zwei sehr bestimmt verschiedne und immer getrennte Theile, in den lustigsten Scherz, wie in den rein pathetischen, hinaufgeschraubtesten Ernst. Ihre Canzonette ist Produkt des ersten, ihre Heldensagen meist ohne Unterschied chevaleresk, rhetorisch, das des letztern; in den Normannischen Sagen älterer Zeit findet sich indeß, wie in Robert dem Teufel, eine Mittelgattung,

ernſt nach Tendenz, doch mit natürlichern, naiven Zügen, die den unſren etwas ſich nähern. So zerfällt ihre dramatiſche Muſik auf das Beſtimmteſte in Vaudeville, Opera seria, und die ſogenannte komiſche Oper, eine Zuſammenſetzung, nicht eigentliche Miſchung beider Gattung; denn ſie hat nur den Ernſt zur bürgerlichen Sphäre herabgeſtimmter, ſo daß er neben der Canzonette wohnen könne; jedoch vom eigentlich Komiſchen wenig Züge. Unſer Volklied und Mährchen dagegen hat überall jene ſentimentale Gemüthlichkeit, die ſich oft auf der einen Seite zum tragiſchen Schmerz, ſelten oder nie zum Schrecklichen ſteigert; ſtets gemildert durch Scherz und Laune, Ironie, — doch wiederum ohne bittere Satyre, ohne den eigentlichen brittiſchen Humor. Das Eigenthümliche liegt hier beſonders auch in dieſer beſtändigen Miſchung. So durch alle Inſtrumental- wie Geſangmuſik, in Gängen, in Accorden wie im ganzen Gange der Idee augenblicklich erkennbar. So wird und kann bei uns eine reine ernſte Oper im franz. Sinne nun und nimmermehr gedeihen, noch vom Volke mit Liebe empfangen und getragen werden, und das am meiſten tragiſche Opernſujet, der Fidelio, beginnt mit

dem Pochduett, und gewinnt sich nur dadurch die Herzen, daß sie gern mit dem Componisten nachher auch in die Gruft steigen. Aber Mozart! Sein Papagene, sein Leporello; beide das Komischste, was wir haben, aber mit den zum Herzen sprechendsten gemüthlichen Liedern, oder doch, wie beim letztern, solchen Tongängen (man sehe das andante in der lebendigsten Arie: „schöne Donna" u. a. m.) und beide Erscheinungen mitten unter den grauenhaftesten, wie höchsternsten Umgebungen; sie sind so aus dem innersten Leben des Volkes gegriffen, daß ohne sie Niemand für Mozart so schwärmen könnte. Im Don Juan wie in der Zauberflöte kulminirt sich in musikalischer und in jeder Art die Gefühls- und Denkweise des Volks, — kein anderes Volk hat sie je geliebt; sie erweisen die Nationalität des Deutschen aufs Unwidersprechlichste. — Ueber die Zauberflöte, die Thiere des Dekorateurs abgerechnet, mit den erhobensten Gedanken des Menschen symbolisch darstellend, zuckten die Franzosen die Achseln; den Don Juan erklärt neuerdings derselbe Globe, der auf die deutsche Gedankenwelt die neue französische aufbauen will, für „inexecutable;" die Partitur nur am Pult

für den Kenner genießbar; behauptet, Mozart, der gesundeste, lebendigste Dramatiker, habe sie nur dazu bestimmt gehabt. Nach Italien wagte man die erste gar nicht, die zweite ward stets nur angestaunt. Dagegen nehmen wir wiederum von den Franzosen nur ihre Mittelgattung, wie sie Aschenbrödel, weiße Dame repräsentiren, mit Freuden auf, weil sie den unsren sich halb und halb in der Form wenigstens nähert; — während nun wir wieder freudig die weiße Dame in Deutschland herumtrugen, scheiterte sie schon in Genua vor den Italiänern. Und diese nationelle Musikeigenthümlichkeit ist's, warum Gluck dem Volke stets fremd bleiben muß — da sein Unstern ihn nach Frankreich führte, wo er seine echtdeutschen Töne dem Texte der französischen Opera seria anpassen mußte, und das ist's, warum er nicht für sein Volk die Musik reformirte, und nur theilweise vermittelst Mozart, der sich an ihm bildete, auf die dramatische Musik des dramatisch-musikalischsten Volkes einwirkte. Aus tausend andern Gründen müssen wir jetzt wieder zu ihm zurück, um von dem Standpunkte, auf den er das musikalische Drama im Allgemeinen gestellt, wieder den rechten Weg zu

treffen, von dem wir theilweis schon durch Mozarts Schuld abgekommen; aber sein Mangel an deutscher Komik wird uns den Rückweg lange erschweren. Doch davon an andern Orten.

Damit kann jedoch nicht gesagt seyn sollen, daß es nicht für den Ausdruck von gewissen Affekten und Situationen, die eben der ganzen Menschheit der Art nach gemein, und nur dem Grade nach sich verschieden bei den verschiednen Nationen finden, eben so gewisse allgemeine Typen auch in der Musik, wie in der Malerei, wo die Mittel auch dieselben sind, gäbe, die nothwendig überall gleichartiger vorkommen müssen. Schreck, Furcht, Zorn, Grauen, Verzweiflung z. B. äußert sich im Leben bei allen Menschen, wohnen sie wo sie wollen, auf so gleichartige Weise, daß, gesetzt, es würde nicht durch irgend eine momentan verderbte Richtung bei einem Volke, wie in Italien, selbst mit der Kunst frivol gespielt, der Italiäner, Franzose und Deutsche an sich diese Affekte auf ziemlich ähnliche Weise in der Musik darstellen wird, und der Unterschied nur in der subjektiven Beschaffenheit des Komponisten nicht als Volks-, sondern als Menschheits-Individuum liegen würde; d. h. in der in-

dividuellen Auffassungsgabe, Kenntniß und mehr oder weniger richtigen Anwendung allgemeiner Mittel, und mehr oder weniger tieferen Beobachtung der allgemeinen Menschennatur. Eben so auch in der musikalischen Malerei aller äußern Dinge in der Natur, deren Elemente, das Meer ausgenommen, überall den Menschen in gleicher Art, wenn auch ebenfalls dem Grad nach verschieden, umgeben. Aber doch wird auch hier schon in diesen, allen Völkern gemeinen Beziehungen ein großer Unterschied in den musikalischen Ganzen zu erkennen seyn, als nach dem Charakter und den Umgebungen eines Volkes jene Affekte und diese Naturmalereien nothwendig bald mehr, bald weniger, bald öfter bald seltner vorwalten. Dazu kommt drittens endlich noch auch in der Dramatischen Musik in's besondere, daß die Individualität des Dichters einen großen Antheil an dem Charakter der Musik nothwendig haben muß. Man gebe aber nur eben denselben Stoff, der ganz im Reiche des Idealen liegen soll, einem Deutschen und Ital. Dichter zu behandeln, und man sehe, wie verschieden schon diese Gerippe seyn werden. Es ist darum ein großer Irrthum des Dichters, wenn er z. B.

einen Stoff aus der Provence in andrer Weise als deutscher behandeln wollte, und nun den Musiker nicht deutsch zu seyn zwänge. Es wird dann eben jene fremde; man könnte hier sagen, Dichter wie Componist müßten durch allgemeine Behandlung thun, was der Uebersetzer eines Dichtwerks mit Worten — nämlich ihn in's Deutsche übertragen. Und gilt irgendwo Göthe's schönes Wort zu unsrem Carus (siehe Morgenzeitung), er freue sich, daß Manzoni Karl d. Gr. mit in unsrer Sinn- und Denkweise, nicht nur in der seiner Zeit behandeln werde, so in der Oper. Mozart wandelte einen spanischen Stoff und italienischen Text sogar zur Deutschesten Oper um, und bewies darin eben die Größe seines Genius. Welche verschiedne Musik wird nun in obigem Falle hervorgehen! Man vergl. z. B. Rossini's Cenerentola mit Isouard's u. s. w. Wranitzki's Oberon sprach, so viel Weber höher stand, weit mehr an als der neueste, eben weil Weber Deutschheit den Gesetzen des Verstandes nach verläugne wollte.

Wenn nun diese Charakterverschiedenheit im Allgemeinen zugegeben werden muß, so ist es die natürlichste Folge, daß dieselbe Verschiedenheit eben so in der Ausdrucksweise jedes Einzel-

nen, in den Liedern, Arien, Enſembleſtücken, in der Inſtrumentalbegleitung, ja, wenn auch die einzelnen Inſtrumente natürlich verſchiednen Charakter an ſich tragen müſſen, in der Wahl derſelben ſich nachweiſen laſſe. Nur ein Beiſpiel, das zugleich in die Augen fallen muß, weil es zwei Muſikſtücke ſind, die zwei ganz gleiche Gegenſtände behandeln, und in der Form, im Gange ſo ähnlich, als eben ein italien. und deutſches ſeyn können; das Ständchen im Don Juan: „horch auf den Klang," und das Anfangs des Barbier von Sevilla Roſſini's, eines ſeiner beſten Stücke: ecco rideute il cielo und zwar das letzte entkleidet von den, dem Roſſini beſonders eigenthümlichen, Schnörkeleien. Beide haben im Gange faſt denſelben Text; beide weichen auf dieſelbe Weiſe in Tonarten aus, an denſelben Stellen; man ſollte denken, Roſſini habe den Mozart hier gar deutlich im Sinne gehabt. Und doch wie unſäglich verſchieden! Man nehme den nackten, ungeſchminkten Gedanken des Italiäners und den des Deutſchen. Wir müſſen da bei den Tönen im „auf" und: „Klang der Zitt" — fühlen, daß ſie weit mehr Gemüth und Seele ausſpreche und zum tiefſten Herzen dringende Ein-

fachheit, nach Art unsres Gefühls bei solchen Gelegenheiten: während der Italiäner im ersten Gange schon, wo er noch aus voller Brust anhebt, gleich an's Ohr und den Schönheitssinn hin sich richtet, sein Volk dadurch entzückt, uns erheitert, aber kalt läßt; geschweige denn nachher in der fernern Durchführung. Aber überall am sichtbarsten muß diese volksthümliche Verschiedenheit einwirken, erstens in den Ausdrücken der Liebe, des Schmerzes, der Freude, die tausend Nüancen überall darbieten; — besonders die erste mit ihren unendlichen Unterabtheilungen, wo für jede die Musik verschiednen Ausdruck hat; dann aber eben ganz besonders in dem Scherzhaften, der Laune, mit einem Wort bei allen den Parthien, die im redenden Schauspiele vorzugsweise Charakterrollen heißen, und die jedes Gemählde aus dem Allgemeinen herausheben, individuelles Leben haben, und in denen sich die Charakterverschiedenheit der Völker am aller deutlichsten ausspricht. So ist z. B. eben der Papageno nicht nur ein Deutscher, nicht nur ein Oestreicher, sondern grade zu ein Wiener, und trotz dem, daß ihm der Genius eine allgemeine Bedeutung giebt, und eine allgemein menschliche Idee durch ihn

darstellt, so genießt und versteht sie nur der Deutsche; alle lieblichen Melodieen sind nur für ihn; und der Kauz hat noch in keinem andern Lande Glück gemacht. Wie wäre das möglich, hätte die Musik kein Vaterland! Aber sie hat es, wenn irgend etwas. Doch wir glauben, es sey für jetzt dies zu unsrem Zwecke genug. Wir denken oft noch darauf an andern Orten zurückzukommen. Jetzt lag uns nur daran, zu zeigen, daß überhaupt eine solche nationelle Verschiedenheit statt finde, und daß darum der größte Genuß dem Volke nur durch Darstellungen in dieser Art bereitet, so wie in Folge dieses Anklanges derselben in ihm nur durch sie dahin gewirkt werden kann, daß es auf die höchste Weise nach dieser so bedeutenden Richtung hin sich entwickele.

Dann aber ist es die Aufführung und Pflege Deutscher Musik nicht allein, worauf es bei der Frage ankommt, ob wir eine italiänische Opernbühne pflegen und darunter die Wirkung und Ausbildung der Deutschen leiden lassen sollen; sondern es giebt noch im Allgemeinen den Ausschlag, daß ein Italiänisches Opernpersonale ein Deutsches, selbst bei höchst möglicher Vortrefflichkeit nie ersetzen kann. Denn es versteht sich, daß

wir nicht blos deutsche Musik hören wollen, sondern das vortrefflichste aller Völker in dieser Art zur allgemeinen Ausbildung wie Vermeidung einseitiger Richtung u. s. w. Aber dieser zweite Zweck wird durch eine rein italiänische Opernbühne in vielen Fällen rein unmöglich, in den andern nur sehr schwach erreicht. Der deutsche Sänger und Künstler öffnet sein Gefühl und Ohr jeder, der fremdesten, Schönheit, und weiß sich vermöge seiner Reflexion dieselbe mehr oder weniger anzueignen. Von allen Völkern aber gelingt dies keinem weniger als dem Italiäner. Keinen Augenblick geht er aus sich heraus. Selbst im redenden Schauspiel stellen ihre Künstler nur das gar dar, was sie selbst sind. Er mag daher nichts andres als Italiänische Musik, er kann auch keine andre mit Wirkung singen. Kein Volk wird ferner so von der Gegenwart dominirt, und versteht sich so selten zu etwas andrem, als was in seinem Lande an der Tagesordnung ist. Darum zog überall mit den Italiänern nur die Musik ihres Volkes ein, und nur die des Tages. Seit wie lange stellen die Unsrigen ihre bessren Alten, Salieri, Cimarosa u. s. w. nicht mehr dar! Daraus geht nun klar hervor, daß wo

zwei verschiedne Opernbühnen, eine ital. und deutsche neben einander bestehen, die sich in die Abende der Woche theilen müssen, weit weniger die Gesammtmusik aller Völker zum vergleichenden Anschaun gebracht werden kann, als da, wo es nur eine einzige Deutsche gibt.

Wir wollen nicht in die einzelnen Umstände genauer eingehn, welche den unseligen überwiegenden Einfluß der Italiäner auf unsern Musiksinn in Dresden beweisen; wir dürften auf die Instrumentalmusik, die Concerte deuten, in denen sich die wahre Wärme für Musik grade darum am Anschaulichsten zeigt, als sie dort von allem Nebenschmuck entkleidet, vor das Ohr und die Seele tritt. Keine deutsche Stadt weist so wenig Sinn für dieselben auf, für Chor- für vierstimmigen Gesang, in denen die eigentliche Musik wurzelt und treibt; elendere Concerte giebt es nirgend; kleine Musikstücke mit halbem Ohre gehört, umfassen auch hier zwei oder drei, 100mal auf der Bühne gehörte, italiän. Arien und Duette; und wer nur einigemal genauer die Bewegung oder Theilnahme der Zuhörer beobachtet, ist fest überzeugt, daß beinah alle trotz des Kopfnickens und Wiegens einiger Dämchen bei sehr süßen und rollenden, tanzenden Stellen —

höchst nüchtern den Saal verlassen, ohne Klage; denn sie sind es nie anders gewohnt. So behaupten wir frei, daß die reine, warme, innere Herzens- und Seelenfreude an der Tonkunst und deren Meisterwerken, wie sie anderwärts stattfindet, wo nur deutsche Sänger deutsche Musik pflegen und der fremden in ihrem Munde im Vortrag wie in Betonung, im Klang der Stimme ein Deutscheres Gepräge aufdrücken, — daß größtentheils nur ein schmeichelnder Ohrenkitzel, eine angekünstelte, durch allerlei äußere Einflüsse und Reflexionen bedingte, Theilnahme, welche Seele und Herz eigentlich kalt und leer läßt, obwaltet, eben als Wirkung der fremden Musik, Sprache und Stimmen. Und auch ist es seit einigen Jahren schon so viel besser geworden, seit unsre deutsche Oper mit größern Kräften und entschlossenem Willen, sich im eignen Vaterlande auch geltend zu machen, den Fremden gegenüber trat. Und daß jener eigentlich wahre Sinn bei uns nur schlummre, halb schon im Erwachen sich befinde, das beweist die Gewalt, die sich von Zeit zu Zeit deutsche Meister über die Masse erringen; jährlich einmal Beethoven mit seinen Symphonien. Wer da noch zweifeln wollte an dem Unterschied des

Eindrucks der nationellen Meisterwerke und dem, den eine italienische Oper macht, der gehe in jenes große Concert, lasse die Blicke vom Orchester zum Publikum streifen, und sehe, welch ein wechselwirkendes andres Leben in beiden sich ausspreche; es ist, als sey man plötzlich in einer andern Stadt. Und was noch mehr jenen verderblichen Einfluß der Ital. beweist, ist, daß durch die lange Macht der Gewohnheit selbst in denen unsrer Männer, die mit Recht in der musikalischen Welt einen sehr geachteten Namen haben, die Begriffe von den Bedingungen und dem Wesen eigentlich wahrer dramatischer Musik sich ganz getrübt. Und denjenigen, die, früher anderswo lebend, das Einführen Gluck's, als eine neue Epoche beginnend, mit Jubel begrüßten, that der Rath des Geachtetsten, ihn ja nur zuweilen aufzuführen, und das Urtheil, das ihn zu Winter herabsetzt, in der tiefsten Seele weh.

Doch wir können noch mit den schlagendsten Dokumenten beweisen, daß man hier selbst bereits, seit eine bessre deutsche Oper sich erhob, die Wahrheit aller dieser Behauptungen, sich selbst vielleicht unbewußt, gefühlt. Es sind das die Thatsachen von den Verhältnissen der italien.

und deutschen Oper, uns von Leuten mitgetheilt, die von denselben wohl unterrichtet seyn können. Der statistische Beweis durch Zahlen von dem Einfluße oder dem Werthe irgend einer Sache ist in neuerer Zeit besonders zu Ehren gekommen, und ist der schlagendste. Wir erinnern uns aus französ. Blättern wohl alle, welcher Schrecken die rechte Seite der Deputirtenkammer befällt, wenn Herr Charles Dupin mit seinem Zahlenhefte auf die Tribune tritt. Es freut uns ausnehmend, daß auch uns ein Zahlenblättchen wenigstens in die Hände kam. Jener Engländer weiß am Besten, daß man eine Sache bezahlt, je nachdem sie gilt, und darum hat er denn auch seine Meinung dadurch zu unterstützen gesucht, daß er angiebt, die Italiäner erhielten eine weit höhere Gage und wären darum Gegenstände des Neides. Das Gegentheil, wie überhaupt die gesunkne Theilnahme des Publikums an diesem Institut, beweisen folgende Zahlen, zugleich auch ohne diese Beziehungen interessant:

Die erste Sängerin bei der ital. Bühne, Dem. Schiasetti, erhält 3000 Thlr.
Mad. Devrient, bei der deut. Bühne, erhält 4000 Thlr.
Der erste Tenorist bei der Ital., Hr. Rubini, 2000 "
Herr Babniqg, bei der Deutschen, . 2000 "

Der erste Bassist bei der Ital., Herr Zezi,	1800	Thlr.
Herr Wächter, bei der Deutschen,	2400	=
Die beiden zweiten Tenoristen der Ital., jeder	1500	=
Herr Bergmann, bei der Deutschen, .	2000	=

Als die erste Italiänerin ferner um eine Zulage angehalten, soll ihr aus den Büchern bewiesen worden seyn, daß dies ganze Institut im Laufe eines Jahres nicht mehr eintrug, als — ihre Gage, also 3000 Thlr. — beträgt. — Rechnen wir nun die übrigen Gagen, die des Kapellmeisters, die Kosten einer besondern Verwaltung u. s. w., so wird es nicht übertrieben seyn, wenn wir behaupten, daß die Cassen zur Erhaltung dieses Instituts jährlich 15 — 20000 Thlr. zusetzen. Nehmen wir mit Recht an, daß wir hauptsächlich darum gewiß, ein so fühlbares Bedürfniß für die ganze Kunst, den Bau eines größern Schauspielhauses und eines Concertsaales nicht befriedigt sehen können, — daß die deutschen Sänger bei ihrer hohen Gage und zu ihrer Betrübniß sich zu wenig beschäftigt sahen, weil sie zwei Tage in der Woche den Italiänern einräumen mußten, so sie ohne weitere besondere Kosten jene Zeit spielen und für das deutsche Institut einen höhern Ertrag einbringen konnten — daß dieser, den Italiänern eingeräumten Tage halber, selbst das Hauptin-

ſtitut, das redende Schauſpiel, keine Zeit zur Darſtellung eines nur einigermaßen vollſtändigen Repertoirs haben kann; — — Bedenken wir ferner, daß durch die natürliche Rivalität der Kapellmeiſter, andren Mitglieder — durch die doppelten Proben, doppelten Beſtellungen, doppelten Umſtände jeder in ſeiner Thätigkeit gehindert wird, — wie wegen dieſer Umſtände die Kapellmitglieder ſo zertheilt, ſo nach vielen Seiten beſchäftigt ſind, daß darum hauptſächlich ſchon ohne den Einfluß italiäniſcher Concertweiſe keine großartige fortgehende Concertmuſik bei uns möglich iſt — daß wegen der ital. Bühne ſo mancher deutſche Componiſt die Darſtellung ſeines Werkes von der unſrigen auf immer oder auf lange ausgeſchloſſen ſehen muß, und ihm dadurch eine der überhaupt ſchon kargen Belohnungen und Aufmunterungen ſeines Talentes entgeht — daß endlich fremde Sänger da auf keine Gaſtdarſtellungen Anſpruch machen können, wo die eignen kaum hinlängliche Gelegenheit zur Entwickelung ihres Talentes haben. — Bedenkt man Alles dies, ſo wird kein Verſtändiger dem Beſchränktheit der Anſicht, Partheilichkeit Schuld geben können, der es für einen Gewinn für die ganze deutſche Kunſt,

betrachtet, wenn die italiänische Bühne bei uns ganz einginge, und wenn man diese Angelegenheit nicht bloß für eine locale, sondern für eine vaterländische hält. — Die Sache hat auch in dem Augenblick, wo wir dies schrieben, von selbst sich einen neuen großen Triumph erfochten; es ist den Italiänern so eben ein Tag genommen und der deutschen Oper und dem Schauspiel zugewendet worden. Dank den Männern, die dies zur Sprache brachten, Dank den Gliedern unsres erlauchten Königshauses, die deutscher Kunst jetzt Ohr und Seele geöffnet, und sich darum ihrem deutschen Stammvolke um so viel mehr im Innern nähern. Möge dann darum alles Gesagte auch als eine Motive jenes Schrittes dastehen, der von Manchem feinlich betrachtet werden kann; — aber das Größte bleibt noch übrig, der letzte entscheidende Schritt — gänzliche Entfernung; — und sicher, er wird endlich kommen!

Sollen wir nun noch besonders die Erklärung scheinbar auffallender Umstände, und der Intriguen unternehmen? Die hier bis in die Wolken erhobnen Ital. Zezi und die Palazesi machten in Berlin weniger als mittelmäßiges Glück, Mad. Devrient ein so unendlich großes. Berlin hat die

Zelterſche Akademie, hat Gluck, hat Möſer's Concerte. Was braucht es weiter? In Wiener Blättern ſtehn die herabſetzendſten Urtheile über Wächter; — er iſt unter denen mit, die man zum neueſten Verſuch, die deutſche Oper in Paris geltend zumachen, in Deutſchland auserſah. Was braucht's weiter? Man ſagt nichts von Babbnig — der König von Preußen gab ihm einen Brillantring. Was braucht's weiter? Man ſagt, bei der deutſchen Oper ſey man faul, und lege viele Sachen immer zurück. Trotz jener angegebnen Colliſion brachte ſie im letzten Jahre mehr neue Opern als die Berliner, die nicht jene Hinderniſſe kennt — und hat während Herrn Reiſſiger's 3jähriger Leitung nur — Prinz Lieschen aus guten Gründen zurücklegt. Was braucht's weiter? Man weiß nicht, wer die Theaterkritiken, die dieſen Vorwurf gemacht, verfaßt. Man ſagt, die deutſche Oper werde ſchlecht dirigirt. Wir wiſſen nur, daß bei der Aufführung des Pirata in der Introduktion und im erſten Finale die Chöre und die Banda auf dem Theater 20 Takte hindurch heraus waren, das Andante im Finale ſo klang, daß man nicht wußte, war es in Moll oder Dur geſchrieben. Die deutſchen meinen, ihnen hätte man

das ohne Pfeifen nicht hingehen laſſen. Die Merkurkritik lobte aus vollen Backen. Die wohlbewußte Brille ſieht in Jemandem einen deutſchen Metaſtaſio. Was brauchts weiter? —

III.

Ludwig Tieck in Dresden.

Mit ~~gröſſerer Sanftmüthigkeit~~, mit weniger Vertrauen einer allgemeiner günſtigen Aufnahme meiner in dieſem Büchelchen ausgeſprochnen Bemerkungen und Wünſche, gehe ich an den dritten Abſchnitt; vorausſehend, daß Misdeutung hier kaum zu vermeiden ſeyn dürfte. Es iſt überall mißlich, da dazwiſchen treten zu wollen, wo vorgefaßte Meinungen, die bereits zu leidenſchaftlichen Aufwallungen auf der einen Seite geführt, in den Edleren ſelbſt obwalten; wo dieſe vorgefaßten Meinungen auch im Auslande wiederhallen, dadurch eine gewiſſe Sanktion bekommen; endlich, wo das, nicht blos äußere, wo auch das geiſtige Intereſſe manches bei uns bedeutenden Mannes mit im Spiele iſt. Doch da eben iſt Klarheit des Blickes in dieſe Verhältniſſe am wünſchenswertheſten. — Es iſt wahrlich nicht

gleichgültig, ob die Hinderniſſe gegen die Würkung eines Inſtitutes, wie die Bühne einer der erſten Städte unſres Vaterlandes iſt, unter den jetzigen Bildungsverhältniſſen von Seiten des Publikums noch fortdauern, ob ſie ſich beſchwichtigen, ob ein großer Theil dieſer Leiſtungen ferner mit abſichtlicher, vorgefaßter Abneigung angehört, ob ſie mit vorurtheilfreier, wenigſtens nicht feindlicher Geſinnung fernerhin beſucht werden ſollen. — Es iſt ferner, das giebt jeder Edlere zu, ein unedles Geſchäft, immer von Neuem jene Meinungen, jene Leidenſchaften des Intereſſe, die an ſich ſchon dem Einfluß jedenfalls eines der bedeutendſten Männer auf ein ſolches Kunſtinſtitut entgegen treten, in einen Culminationspunkt zuſammen zu faſſen, jene Leidenſchaften noch mehr aufzuregen, Klatſchereien über Privatleben hinzuzufügen, um den unſeligen Haß gegen Ludwig Tieck von Seiten eines großen Theils des Dresdner Publikums nur unheilbarer zu machen; — wie der Verf. des oft beſprochenen Buches ſich beſtrebt; — es iſt ſicher darum ein edleres, zu verſuchen, ob die neue Wirkung dieſer Aufhetzung beſchwichtigt, vielleicht vernichtet werden könnte. „Ich will," ſagte der edle

Wolfgang Menzel bei Gelegenheit des Streites, den Görres neuerdings wegen einiger tadelnden Aeußerungen über Friedrich Schlegel nach dessen Tode, mit unerhörter Wuth angefacht: — „ich will das Amt eines Todtenpriesters übernehmen, und zum Frieden über der Leiche des Verstorbenen reden.“ Ich kann nicht ein Mann seyn, wie Wolfgang Menzel, weder an innerem noch äußerem Gewicht; — aber zum Frieden reden kann auch ich mit der Stimme vorurtheilsfreier Vernunft — weil Kunst und Wissenschaft auch mir die Aufgabe meines Lebens, weil ihre ungestörte Pflege mir vor Allem theuer — endlich weil ich auch hier in jeder Beziehung unabhängig mitten inne stehe, mich weder gesellige Beziehungen vorzugweise zu Tieck als Menschen, noch zu dessen Gegnern, binden. Ja, ich kann nicht im Entferntesten ahnen, wie der Dichter diese Worte, kommen sie ihm zu Gesicht, aufnehmen werde, — ob sie ihm angenehm, ob gleichgültig, ob unlieb. Aber es ist auch nicht er, dem sie gelten sollen; er findet auch anderswo in der Fülle seines Geistes, seiner Erfahrungen und Kenntnisse reiche Beschäftigung und Freude, wenn wir sein unmittelbares Wir-

fen auf uns zurückstoßen, und dankbarere; denn wer spricht viel von der Anordnung eines Theaterabends, und denkt bei der Erhebung an den Anordner? Uns gilt es nur.

Es kann wohl Niemandem eine Opposition gegen Tieck in geistiger Hinsicht erklärlicher und natürlicher erscheinen, als mir selbst; — da ich vor zwei Jahren selbst offen mich auf kurze Zeit dazu bekannt, ja mich, auf das Eifrigste ferner dazu mitzuwirken, erboten. Manche Aeußerung würde ich, bei fernerer Ausbildung darüber belehrter, gern zurücknehmen; doch manche noch heut so äussern. Auch ich bin damals, durch ein, mir ungerecht und Verurtheil scheinendes, scharfes Urtheil Tieck's über Jens Immanuel Baggesen, mit dem ich in innigsten Freundschaftsverhältnissen lebte, tief verletzt, plötzlich von ihm zurückgetreten; — doch damals, wie jetzt, würde ich mich geschämt haben, auf Parterrebänken zu pochen, vor einem Stücke, weil er es mit in die Scene gesetzt — geschweige vor einem, das einen Namen an der Stirne trägt, sei es Shakespeare, Calderon oder sonst, bei dessen Erwähnen blos jeder Gebildete innerlich sich beugen soll. — Nur auf Letzteres und ähnliche Dinge,

die sich des Dichters praktischem Wirken, nicht seinen Meinungen, entgegenstemmen, können sich meine Worte beziehen sollen; und zeigen, daß jene Ansichten nicht den entferntesten Grund geben könnten, mit Gewalt den Rädern unsers Theaterwagens Hemmschuh anzulegen, nur weil er ihn mit führet. Suchen wir die Gründe jener äußern Opposition:

Als Ludwig Tieck im Jahre 1819 sich in Dresden niederließ, fand er eine Anzahl einheimischer Literateren, besonders in dem Gebiete der Literatur, in dem Er von je galt, in der Poesie; am meisten in ihrer Blüthe, daher hier, wie auswärts, damals auch am meisten noch geschätzt; — die sich beinah alle um den Mann herumreihten, welcher der Abendzeitung vorstand; einer Zeitschrift, die damals eben sicher ihre gediegenste Periode hatte. Es ist natürlich, daß in einer nicht gar zu großen Hauptstadt, wo Oeffentlichkeit am meisten gescheut, abgeschlossenes häusliches Leben am meisten verwaltet, diese vereinten Literateren die waren, durch deren Hände Alles, was Literar- und Kunstverhältnisse betraf, allein ging, die also Ton durchaus allein angaben. Wir müßten nicht Menschen seyn, um es nicht natürlich

zu finden, daß eine solche Stellung etwas ungemein Behagliches habe, das jeder ungern gestört sieht. Auf der andern Seite ist es eben so natürlich, daß das Publikum durch ein solches Verhältniß nicht gewinnt; der angegebene Ton wird immer endlich ein stetiger, ein einseitiger, monotoner, unfreier; die Literatur beherrscht jetzt einmal Theater, Kunst, Leben: folglich nimmt dieses denselben Charakter an. Als Ludwig Tieck erschien, grad in einer Zeit, wo er aus langer Dunkelheit, in die er sich vergraben, plötzlich um so mehr die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich ziehen mußte; in einer Zeit, wo er, nach langem Schweigen, keinen einzigen Gegner mehr wegen der verschollnen, frühern Schlegelperiode finden konnte — erhielt jenes behagliche Verhältniß eine bedeutende Aenderung; nicht nur in der äußern Stellung, sondern auch in der innern; denn ein höherer Maaßstab, der an die bisherigen Leistungen zu legen, war zu nahe, um nicht selbst hier zu Vergleichungen Anlaß geben zu können. Es ist uns überall im Leben unangenehm, ja schmerzlich, wenn wir in ein Haus, wo wir bisher vorzugsweise allein gegolten, ein Wesen eintreten sehen, mit dem wir die allein genossene Auf-

merksamkeit wenigstens theilen müssen; wir betrachten ein solches als unsern natürlichen Feind. Es ist begreiflich, daß wir ihm entgegenzuwirken streben; denn es giebt keinen andern Ausweg, als höchstens nur selbst resignirend mit zu lieben, damit von dieser Liebe auch auf unsre Gesinnung und unsern Geist ein Abglanz zurückfalle. Letzteres ist das Schönere, Edlere — darum, wie in allen Fällen auch das Klügere, — dennoch aber so unendlich schwer; weil Ehrgeiz die Leidenschaft ist, die überall am meisten Herz und Verstand überblendet. — Da Tieck so da stand, so war kein denkbarer Entschuldigungsgrund in diesem Augenblick vorhanden, der irgend einen Menschen von der Anerkennung, Achtung, ja Huldigung entbinden konnte, die vorzugsweise der Schriftsteller jedem berühmten Mann in seinem Fache nothwendig darbringen muß, will er sich nicht vor den Augen des Publikums selbst prostituiren. So konnte Tieck sich einer äußerlich freundlichen Aufnahme rühmen; er nahm einigen Theil an den Cirkeln, Theil an dem Blatte. Aber daß sie nicht aufrichtig war, diese Aufnahme; daß man auf Entschuldigungsgründe, unbewußt oder absichtlich, damals schon harrete; das beweisen alle Begebnisse nachher.

Das Publikum nahm damals an Tieck weder mehr noch weniger Antheil, als es überhaupt bei solchen Gelegenheiten zu nehmen pflegt. Wir sind hier darum so weitläuftig, weil nach unsrer Ueberzeugung alles Folgende aus dieser Urquelle herkam, und wir eben wünschen, Jeden auf das Klarste zur Ueberzeugung zu bringen, wie die Männer im Ausland, daß das Dresdner Publikum nicht in seinem Interesse, die thätliche Opposition gegen Tieck unternommen, daß es dieselbe als bearbeitetes, halb willenloses Werkzeug fortführe — also an sich schon im Ganzen eine Rolle spiele, die jeder Einzelne mit gerechtem Stolz von sich zurückweisen würde.

Das beweist der erste Ausbruch dieser Opposition am deutlichsten. Wurde nicht die Unzufriedenheit am Ersten laut bei der Gelegenheit einer umständlichen Beurtheilung Tieck's von Eduard Gehe's erstem Trauerspiel? Ich frage jeden jungen Mann in Deutschland, der mit einem ersten Dichterversuche auftritt, ob ihm nicht der Umstand der glücklichste scheinen müsse, daß ein Mann wie Tieck damals, da stand, dasselbe einer so umständlichen Aufmerksamkeit würdigte; ein Mann, der ohne Scheu über Schiller, über alle

größten Geister sagte, was ihm an ihnen verfehlt schien, und mit hoher Achtung darüber angehört wurde? Selbst dann, wenn es ihm um der Kunst willen nicht selbst erfreulich gewesen, zu hören, wie seine Lösung in der Seele eines solchen Mannes wiederklinge? Die Aufnahme einer eben so anmaßenden, wie in den Formen unachtbaren Gegenerwiderung in dasselbe Blatt — was setzte sie [redacted] für eine Stimmung im Redacteur voraus? Demselben Redakteur, der in tausend Fällen eine Gegenerklärung, einen Streit, und mit Recht, dem vorwaltenden Geiste seines Blattes für unangemessen erklärt? Sicher würden es alle diese Männer für ein schlechtes Compliment halten, wollte man sagen, sie hätten Tieck's Meinung für ein Vorurtheil gehalten. Keiner von ihnen allen wird bestreiten, daß dieses Trauerspiel, wie 10 Jahre seitdem zur Gnüge bewiesen, sogar noch unerfüllte Hoffnungen erregt habe. Das Publikum, hören wir, murrte, halb mitleidig bedauernd. Was ging diese rein literarische Sache das Dresdner Publikum vorzüglich an? War Gehe nur ein Dresdner Dichter, das Abendblatt nur eine Dresdner Zeitung, das Urtheil nur für Dresden geschrieben? Hat es sich nicht

später tausend andre, tausendmal stärkere, dasselbe ganz nahe berührende, Dinge von andern Seiten her sagen lassen, ohne andre Theilnahme, als die neugieriger Aufmerksamkeit? Nein. Tieck hatte das gesagt. Das Geschrei, das der Getadelte erhob, fand Unterstützung. Etwa, weil man einen jungen Dresdner Dichter aus natürlichem Stolz erheben wissen wollte? Der Mann hat sich oft genug seitdem selbst beklagt, daß man in Dresden keinen jungen Dichter aufkommen lassen wolle; und daß Tieck damit nicht gemeint sey, der gar keinen Einfluß auf Blätter u. s. w. hat, ist wohl klar. Aus obigem Grunde ward er unterstützt, und, kennte nicht Tieck am Ende einmal ohne Rücksicht auf gesellige Verhältnisse bei Gelegenheit bedeutendere Männer auch berühren? Erregung von Mißtrauen in seinen verwerflichen Willen, das führte am Nächsten zum Zweck. So wiederhallten Italiäner-Laden, Kaffeehäuser, Cirkel überall von jener Ungerechtigkeit u. s. f.; das Publikum, an allen Orten, wo es nicht sein nächstes Interesse gilt, nicht umständlich prüfend, kennte um so mehr hier feindlich gestimmt werden, als Rücksichten auf zahlreiche gesellige Verbindungen, Freunde u. s. f zu glauben geneigt machen

kennten, man habe den Getadelten absichtlich verkennen wollen, weil er sich nicht gedemüthigt; denn das ist die Lieblingsphrase. Es ward gestimmt, einen stolzen Mogul in Tieck zu sehen, der seiner Stadt allein Kunstgesetze geben, alles dominiren, unterdrücken, wollte. Doch so etwas darf man den Leuten nur weismachen: „was? und? im Elbathen? dominiren? Mogul? Gesetze geben? unterdrücken? Himmel! Die ganze Stadt ist in Gefahr geistiger Sklaverei!“ — Warum? — um Eduard Gehe's Trauerspiels Willen! — Ein anderer Kritiker mag ihn später fast in Koth. Kein Mensch rührte sich. Es war ja nicht Tieck. — Wahrlich! wir scheuen uns nicht, hierauf zu deuten. Ein Mann, über den eine lobhudelnde Anzeige hinsichtlich von Aufführung eines seiner Stücke, das zweimal gegeben wird, als interessantes Landeserzeugniß und Begebniß in die Leipziger politische Zeitung befördert wird, die um solche Dinge sich sonst gar nicht bekümmert und das Wichtigste aus Mangel an Raum oft ausläßt; — der dem Publikum in Zeitschriften beständig von seinem Ich und seiner Poetenjacke erzählt, verdient nicht die mindeste Schonung; und es wäre wahrlich vortrefflich, wenn das Dresdner Publikum in den Angelegenheiten Tieck's hauptsächlich ein Spiel Herrn Gehe's wäre! — Genug, damals bedachte Niemand, daß wenn von Leitung einer ganzen Masse in geistigen Dingen die Rede

seyn kann, diese nothwendig vor Tieck weit mehr bestanden haben müsse, und daß eben dieses Geschrei über ein Abweichen von diesem Gange grade augenscheinlich beweise, daß eine solche da gewesen. Nach Tieck erst, vielleicht durch sein Vergehen veranlaßt, entstand jene Opposition durch den Merkur, die manches Gute gefördert, und anfangs namentlich mehr gegen das Frühere, als gegen Tieck selbst sich richtete.

Kurz darauf erschien Tieck's Beurtheilung von Schiller's Wallenstein bei Gelegenheit der Gastdarstellung Eßlair's. Max und Thekla wurden für eine Episode erklärt, im Allgemeinen behauptet, Schiller habe aus dem Stoffe eine mehr weltbürgerliche Tragödie nach Shakespear's Beispiel, machen können. Ein Entsetzensschrei tönte durch die ganze Stadt. Am vaterländischen Dichter hat sich Tieck vergriffen; das Heiligthum der Nation angetastet! Männer glaubten sich nun von ihm zurück ziehen zu müssen, um der Ehre des Volkes Willen; das Palladium zu wahren; man schlug an die Schwerdter; der Krieg war erklärt; der Bruch mit dem Publikum vollständig. Schiller giebt jetzt noch gelegentlich den Mantel her. Bald nach dieser Zeit stand Tieck allein da. Ganz abgesehen von dem Wahren oder Unwahren der ausgesprochnen Meinung, so fragen wir ganz ruhig jeden Verständigen hier, jeden auswärts, ob ein solcher Tumult in irgend einer der lebendigsten

Städte Deutschlands über ein solches, mit Gründen belegtes, ruhig nach Tieck's Weise ausgesprochnes Urtheil, vorgelegt zur Beurtheilung und etwanigen Widerlegung allen deutschen Literaten — nur denkbar möglich gewesen wäre? Was ging hier wiederum besonders die Dresdner dies Urtheil an? Etwa, weil Schiller auf einem hiesigen Weinberge gearbeitet haben soll? Noch gegründeter hätte man in Gohlis, Jena und Weimar gradezu einen Volksaufstand ~~organisiren können~~. Die Sache war vor Allem lächerlich; — hätte man, wie gesagt, das Publikum nur durch seine eignen Augen sehen lassen! Aber die Zwingherrschaft und Sklaverei! Und im Elbathen? — Der Merkur enthielt eine versuchte Widerlegung, und mit so vollkommnerem Rechte, als sie ruhig und mit gebührender Achtung abgefaßt war; denn der Streit über Schiller und Göthe ist schon so alt, wie die Räuber und Werthers Leiden, um wie viel mehr einer über Shakespear und Schiller. Bemerken müssen wir hier gleich schon Müllner's damaligen Einfluß. Mit ihm eigenthümlicher List verspottete er jenen ruhigen Ton im Merkur, daß er sich „in Escarpins und mit Degen hingestellt." Er hetzte, damit man, wie er, zum Knüttel griffe. Was nachher geschehn, ist Allen bekannt. Unter Müllner's direktem oder indirektem Einflusse hat großen Theils unser Publikum später gestanden: das Elbathen, so empört über geistige Zwingherr-

schaft! Er hetzte, ward von hier gehetzt; bestärkte Schauspieler wie Literatoren. Schönes Rettungsmittel! Jede Meinung, die Tieck im Gespräch geäußert, und auffallend gefunden ward, trug sich herum in Familien, Kaffeestuben; jeder Schritt, den er that, jede Reise, die er vornahm, ward bekrittelt, gedeutet — beklatscht. Wahrlich der Vergleich zwischen Abdera und Demokrit wäre sehr passend; — doch das Publikum konnte nicht dafür: ihm ward Alles so zugetragen.

So trat Tieck zum Theater. Hier kam nun noch manches äußere Interesse in Collision. Für jeden unangenehm: sicher! Doch was geht die Angelegenheit des Einzelnen das Publikum an? Denken wir uns Tieck als unumschränkten Theaterdirektor an einer andern großen Bühne angestellt: „Ich bedaure das Publikum" sagt A, (nach der Meinung, die man geflissentlich verbreitet); „es wird sich sehr langweilen; wird nichts als Shakespeare und Calderon zu hören bekommen!" — „Nun" müßte jedes verständige B. versetzen: „Tieck's Haupteigenthümlichkeit ist die Liebe zu Göthe und Lessing; so könntest du Emilie, Minna, Nathan, Iphigenia, Tasso, Götz, Egmont, die Lustspiele Göthe's zufügen; schon kein schlechtes Repertoir; aber er achtet ebenfalls Schröder's, Jünger's Lust- und Schauspiele, das Ergötzen des Publikums zu einer Zeit, seit der sicher weder das Drama, noch die Schauspielkunst fortgeschritten; Tell, Wallenstein ist ihm sehr

lieb; Carlos, Kabale, Fiesko — wird er sicher dem Publikum nicht entziehen. Das bedeutendste Neueste müßte er geben des Publikums halber; schließt er Müllner aus: wo wird der gegeben? Raupach's Tragödien, wo machen die Glück? Fordert sie das Publikum mit Gewalt, so wird die Casse sie nicht vorenthalten können, so wenig wie die unsinnigste Oper, die eben in der Welt furore macht. Die Casse — das ist der Hebel, der jede Geistestyrannei unmöglich machte." A. „Aber die Schauspieler?" B. „werden sicher stolzer seyn müssen, hetzt man sie nicht mit Gewalt auf, einen Mann wie Tieck wegen geistiger Verdienste über sich zu erblicken, als einen Bremer oder Frankfurter Krämer u. s. w." A. „Aber seine curiosen Meinungen von manchen Rollen!" B. Findet er nicht bei einem großen Theater solche Schauspieler, die selbst zu denken gewohnt sind? Kann der unumschränkteste Direktor einen solchen zwingen, darzustellen, wie er will? Hat er nicht die Appellation an den Beifall des Publikums, der ihn trägt und hält, ohne daß er im Entferntesten dasselbe faktisch aufzuwiegeln braucht? Wird es nie Kritiker geben, die seine Ansicht ohnehin vertheidigen und jene bekriegen?" — A. „Aber die Begünstigung solcher Schauspieler, die ihm schmeicheln!" B. „Welchem Krämer, welchem Kammerherrn wird nicht geschmeichelt? Wo findet keine Begünstigung in der ganzen Welt Statt?

Posito also, Tieck ließe sich so gut schmeicheln und begünstigte so gut wie jene: wo geschähe das nicht, und warum drohte bei ihm grade die größere Gefahr? Unter allen Fällen also müßte das Publikum und die Stadt Tieck's größere Erfahrung und Einsicht, als andre gewöhnliche Vorsteher haben können, als reinen Gewinn davon tragen, wo er wirkt; gesetzt, jene Ansicht, daß er in der Begünstigung eben so verführe, wäre gegründet."

Das wären nun die möglichen Folgen von einem unumschränkten Direktorate Tieck's. In Dresden bekam er, wie alle wissen, nur eine berathende Stimme, man wollte seine Meinung, dieser Einfluß einräumen, aber keine Gewalt. Man lauert. Nach längerer Zeit kommt Calderon's Dame Cobold. Gefundne Sache. „Tieck will den Calderon einführen, alles verdrängen! dominiren, unterdrücken! Mogul! das muß verhindert, da muß gepocht werden!" Gesagt, gethan! Man hört das Stück nicht an; man pocht. Tieck hat es gebracht, und der Verf. heißt Calderon." Man langweilt sich hundertmal sonst: Tieck allein darf das Recht nicht haben, zu langweilen. — Die Direktion bringt das Stück noch einmal. „Tieck will trotzen!" heißt es: „Noch stärker gepocht!" Das Stück wird zurückgezogen; in Deutschland überall Hallo gemacht! — Wir, damals noch Studenten, pochten einst ein

Stück Gerhard's aus, weil wir uns von ihm beleidigt glaubten. Dreimal; denn man versuchte es dreimal. Wir glaubten aber nicht, Herr Küstner hätte trotzen wollen, und warfen ihm nicht die Fenster ein. Denn wir dachten: „der Mann hat Kosten gehabt zum Einstudieren, zu Kleidern und Dekorationen des neuen Stücks. Wer kann's ihm verdenken, daß er so oft, wie es nur geht, versucht, ob er nicht eine günstigere Stimmung fände?" Und wir waren doch nur — Studenten! — Doch Tieck hatte es gebracht: Tieck mußte trotzen wollen!

Ich dachte, die Aufführung des Faust, Tiecks Prolog, durch den sich Dresden vorzüglich vor ganz Deutschland geehrt fühlen mußte, würde die Augen öffnen. Man würde dankbar erkennen, was unser Theater bei solchen Gelegenheiten für ein Palladium in einem Manne seines Rufes gegen andere feindselige Einflüsse hat — da dieselben, die das Verbot zu Wege brachten, schon vorher da gewesen seyn mußten, und aus Rücksicht auf ihn sicher bis nach Göthe's Geburtstag nur schwiegen. Ich sprach mit Begeisterung von dieser möglichen Versöhnung im Inlande. — Man pochte wieder! Wobei? — in Shakespear's Heinrich IV. Hört es in Berlin: Man pochte über Falstaff! — Wo? Im Elbathen. —

IV.

Schluß.

Es sey uns noch ein Wort über Ortsgemälde im Allgemeinen erlaubt. Wir bekennen frei, daß diese, neuerdings aufgekommne Idee ein Mittel geschienen hat, das in Händen geist- und kenntnißreicher Männer bedeutend wirksam seyn könne. Die Theilnahme am öffentlichen Leben kann bei uns darum immer noch keine rechte Wurzel fassen, weil wir mit dem ganzen Vaterlande, im Einzelnen wie im Ganzen, noch so unbekannt blieben. Der sich nur und das Nächste bedenkende Egoismus, den eine zerrissne Geschichte dem Volke aufgedrückt hat, würde aufgehoben, könnten wir in dem vollständigem Bilde aller einzelnen Hauptorte die Gemeinzüge des ganzen Volkes und deren Nüancen anschaulich sehen. Wird dabei das gesellige und öffentliche Leben in allen Details, werden hauptsächlich die Gründe aufgestellt, in so fern sie in lokalen Verhältnissen, in den Umgebungen, der Verfassung, in der nächsten Geschichte jedes Ortes liegen, aufgesucht, und lichtvoll dargestellt: so wird der Blick von selbst freier, das Herz zu unsren Mitdeutschen wärmer; der Verkehr lebendiger. Aber auch die humoristische Seite solcher Erscheinungen ist, in derselben Beziehung, von bedeutender Wirkung. Wir sind sammt und sonders solche Hausthiere, wagen in gewisser Hinsicht im Leben so wenig öffentlich uns zu zeigen, daß wir erschrecken, sobald wir unsren Namen öffentlich in andren, als in literarischen oder steifen Geschäftsverhältnissen erblicken; — wenn Jemand andeutet, daß wir Frau und Kinder haben „oder ein Leibgericht:" — mit einem Wort, daß wir überhaupt außer jenen Beziehungen existiren.

Diese unsre ängstliche Scheu hemmt und vorzüglich in jenen Mittheilungen über uns selbst, die doch jetzt jede liberale Regierung so gern, zur Unterstützung eignen Wirkens, gestattet. Bei den Details in solchen Werken würde nun manche bedeutendere Person zu berühren seyn, und wir würden uns nach und nach den Franzosen und Engländern nähern lernen, deren geselliges Leben unter einem Glasrahm öffentlich ausgeht, und die daraus so großen Vortheil schon gezogen.

Unglücklicher Weise hat zu einem solchen Versuch kein bedeutender Mensch bisher Neigung, Zeit und Gelegenheit gehabt; sie sind darum Leuten in die Hände gefallen, welche darin nur eine willkommene Gelegenheit erblickten, in persönlichen Animositäten, niedrigen Leidenschaften, der Rachsucht, dem Eigennutze, oder einem zu allen Zeiten von den Bessern verachteten persönlichen Witze zu fröhnen; daher das Heiligthum inneren Privatlebens, zu dem man ihnen im Vertrauen den Zutritt öffnete, profanirten, so jeder ähnlichen Unternehmung im voraus einen Schandfleck aufdrückten; unsre Scheu, unser Mistrauen vermehrten; den Witz und Humor noch mehr in Ver-

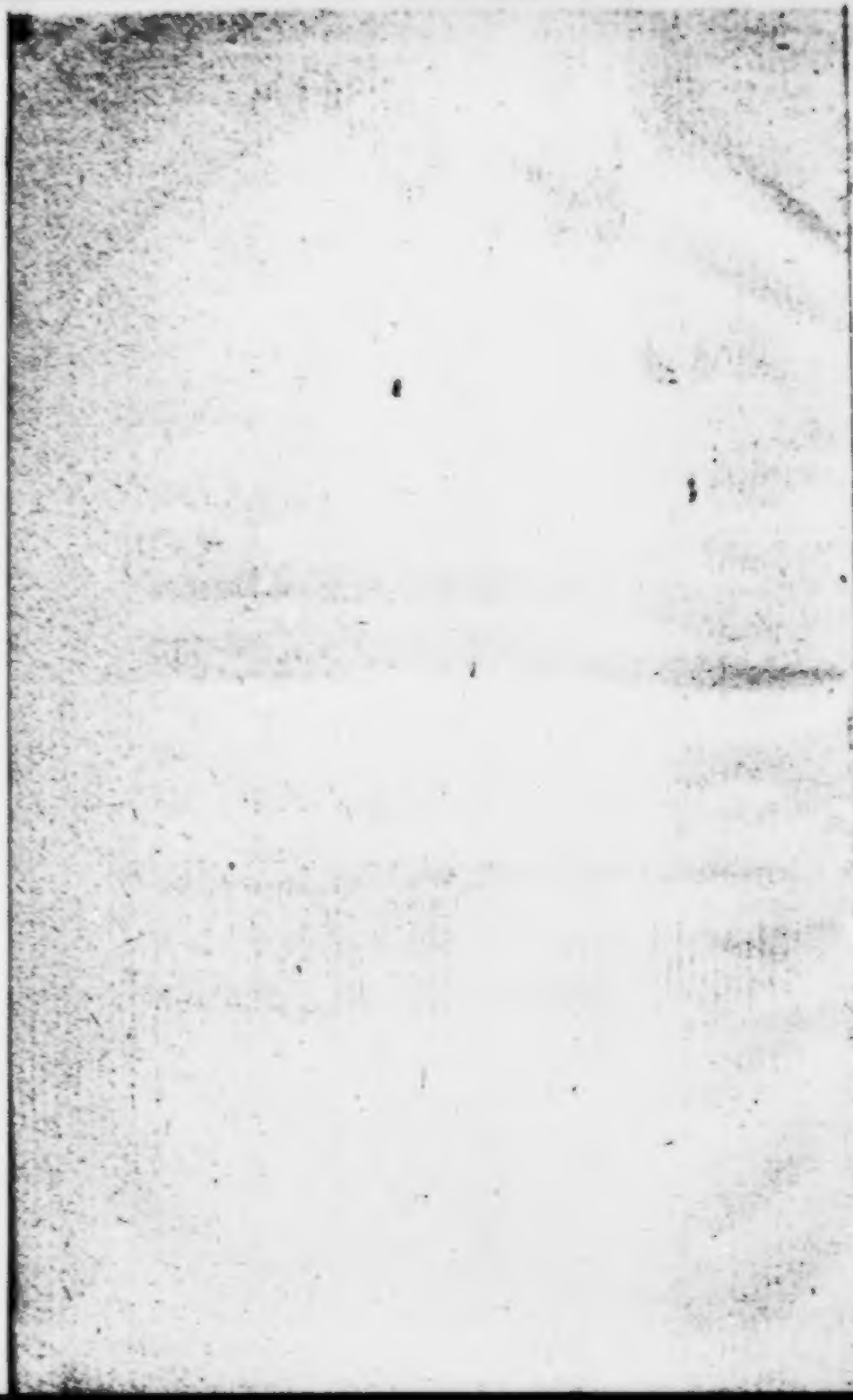
ruf brachten, und darum in der Literatur wie im Leben ein schwer zu beseitigendes Unheil anstifteten. Von allen diesen ist aber ohne Frage, das Buch über Dresden das schlechteste. Lachen konnten wir über die Thorheiten und Lügen, wie sie im ersten Capitel unsers Werkchens zum Theil nur dargestellt wurden. Aber wenn der Verf. an mehrern Stellen in lügenhaft verleumderischsten Andeutungen die Familien- und häuslichen Verhältnisse geachteter Männer bloszustellen sucht, den infamsten Verrath an der Gastfreundschaft begeht, indem er das Innere von Privatzirkeln lächerlich macht und die Körperfehler und Gebrechen mehrerer Personen in ihnen verspottet, in Zirkeln, zu denen man ihm im Vertrauen den Zutritt gestattet — wenn er Insinuationen ersinnt, deren boshafte Schändlichkeit über alle Beschreibung geht; so übermannt uns die tiefste Empörung über eine eben so freche als unverschämte moralische Schlechtigkeit in einem, mit so viel Wissen und Bildung prahlenden Menschen, dem Diskrezion und Ehrenhaftigkeit nichts gilt, sobald es darauf ankommt, der Menge einen Spektakel gebend, sich den unersättlichen Beutel zu füllen. Es war um

so mehr Zeit, der öffentlichen Misbilligung aller Ehrenmänner eine kräftige und laute Sprache zu geben.

Der Verf. dieses Schriftchens versichert zum Schluß, daß ihn keine persönliche Rücksicht zu demselben habe bewegen können, indem sein literarisches Wirken in Bezug auf Dresden später begann, als dieses Buch geschrieben zu seyn scheint, und er schon darum nicht berührt seyn konnte; und daß er ferner ganz unabhängig in geselliger wie in jeder andern Beziehung da steht. Er hält es für Pflicht, da er der Literatur einmal sein Leben zu widmen entschlossen, auch manchmal das mühsame Geschäft verwalten zu helfen, die Produkte zu nennen, die aus dem Augiasstalle derselben herausgetrieben werden. —

Anmerkungen zu Einfällen.

1. Zuerst einige Worte zum Titelkupfer. Wir sehen den Herrn Scherzlieb als einen außerordentlich elegant[illegible]ten Mann, wie ein so humanisirter Mensch auch wohl nicht anders aussieht. Mit dem langen Fernrohr schaut er aelegentlich nach den weitabliegenden Orten, die er beschreibt, ohne sie gesehen zu haben, nach Konstantinopel z. B. Die Leser wissen freilich, daß das Glas manchmal trübe ist; so hatte namentlich Herr von Hammer in Wien viel davon abzuwischen, als er es nach Stambul gerichtet hatte. Dresden sieht er so nahe, daß er nur eine alte Weiberbrille braucht; es wird ihm hier sehr leicht gemacht, da der Handelsgott sie ihm selbst nach den Merkwürdigkeiten richtet.



Mein Feldzug

nach und in

Litthauen

und mein

Rückzug von Kurszany nach Warschau.

Von

Heinrich Dembiński.

Nach den mündlichen Dictaten des Generals

herausgegeben

von

Dr. R. O. Spazier.

41-4823

Mit einer Charte.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1832.

Universitäts-Bibliothek
Leipzig

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers v

Auszug aus einem Briefe des Generals Dembiński an den Herausgeber ix

Erstes Kapitel 1

Aufbruch aus Sierock. — Mein Angriff auf Ostrolenka. — Gielgud's Marsch gegen Lomza. — Schlacht bei Ostrolenka. — Absendung nach Litthauen.

Zweites Kapitel 27

Vereinigung mit Gielgud. — Schlacht bei Raygrod. — Uebergang über den Niemen. — Zug gegen Wilna. — Treffen bei Klonowka. —

Drittes Kapitel 58

Rückzug von Wilna. — Aufenthalt in Wilkomirz. — Gefechte bei Wilkomirz, Kauen, Becza und Janow. — Treffen bei Poniewirz. — Rückzug nach Szawle. — Angriff auf Szawle. — Marsch nach Kurszany.

Viertes Kapitel 97

Ankunft in Kurszany. — Kriegsrath daselbst. — Trennung der Corps. — Antritt des Rückzugs. — Auf-

Seite

bruch nach Grudzie. — Ueberfall in Mieszkutz. — Ueberfall in Poniewirz. — Treffen bei Malata. — Rettung nach Inturky.

Fünftes Kapitel 140

Ueberfall bei Podbrodzie. — Marsch nach der Wilia. — Uebergang über die Wilia. — Marsch nach dem Niemen. — Glücklicher Uebergang.

Sechstes Kapitel 165

Aufstand in Nowogrodek. — Märsche gegen Slonim, nach Narewka und Bialowieza. — Vereinigung mit Rofycki. — Marsch gegen Ciechanowiec. — Uebergang über den Bug. — Ankunft in Marki. — Einzug in Warschau.

Nachschrift des Herausgebers. 200

Vorwort des Herausgebers.

Der Herausgeber der nachfolgenden Memoiren, einer literarischen Erscheinung, die so lange dauern wird, als die Kriegsgeschichte das halb wunderbare Ereigniss bewahrt, das sie geschrieben — ist dem Publikum einige Worte über die Art ihrer Entstehung in dieser Form schuldig.

Mit einer vollständigen und authentischen Geschichte der Polnischen Insurrektion in dem Königreich wie in den sogenannten Russisch-Polnischen Provinzen beschäftigt, begab er sich zu dem Zwecke nach Dresden, wo der Zufall fast die meisten Führer und aktivsten Theilnehmer an diesen merkwürdigen Begebenheiten zusammengeführt, — dieselben theils noch im frischen Andenken bewahrend, theils Journale, Tagebücher, Memoiren mit sich führend oder ausarbeitend.

Der General Dembiński war eben so gern wie alle übrigen seiner Landsleute, von welchem Range, von welchen Ansichten sie sein mochten, bereit, ihm umständliche Mittheilungen über die Ereignisse, bei denen er vorzüglich thätig gewesen, zu überliefern, wiewohl er selbst sich entschlossen hatte, ausführliche Memoiren über die ganze Insurrektion in polnischer und französischer Sprache später herauszugeben; Memoiren, die in seiner Landessprache ihm sogar fertig schon vorlagen. — Da die sächsische Regierung „administrative und politische" Rücksichten bestimmten, den General um seine baldige Abreise von Dresden zu ersuchen, da der Russische Gesandte von Schäden sprach, die angeblich der General in Litthauen angerichtet haben sollte; fürchtete ich seine wichtigen Mittheilungen zu verlieren, und ersuchte ihn dringend, mir wenigstens, mit Uebergehung der früheren Ereignisse, über den Feldzug in Litthauen, der ihn so berühmt gemacht, die nöthige Auskunft zu geben. In den Tagen, wo die Unterhandlungen mit der sächsischen Regierung wegen längern Dableibens gepflogen wurden und wir keinen Tag bestimmt wussten, wie lange das Zusammenarbeiten uns noch vergönnt sein würde, entstand das Werk. — Anfangs wollte ich mir nur Notizen davon nehmen, was mir der General erzählte. Doch die frische Erinnerung an das Erlebte bei der ungemeinen Lebendigkeit des Erzählers verwandelte ihn schon am ersten Arbeitstage in

einen Diktirer — und sein ungeheures Gedächtniss liess ihn so wenig seine bereits geschriebenen Memoiren berücksichtigen, dass die deutsche Darstellung wenigstens um die Hälfte ausführlicher und stärker wurde als es die Polnische war.

Ich bin bei diesem ganzen Werke nichts als der Sekretair des Generals gewesen, d. h. ein solcher, der, wiewohl der Diktirende der deutschen Sprache so mächtig war, um seine Gedanken deutlich vorzutragen, hier und da die nach unsrem Sprachgesetz gewöhnlicheren Ausdrücke wählte, die schlichte Einfachheit der Darstellung aber als etwas sehr Charakteristisches des Erzählers durchaus beizubehalten für Pflicht hielt. Und dabei ist kein Wort im ganzen Werke, das der General nicht als das seinige ausdrücklich anerkannt hätte. — Es ist daher wohl überflüssig zu sagen, dass dem Herausgeber alle Urtheile weder über die Thatsachen, noch über die Personen als durchaus die seinigen zuzuschreiben sind; wiewohl er bekennen muss, dass seine von vielen andern Seiten eingezognen Erkundigungen, ihm wohl mehrere vollständigere doch nicht viel sehr wesentlich verschiedene Urtheile über die gelegentlich berührten Ereignisse verschafften. Zu denjenigen Männern, denen die Geschichte vollständigere Beurtheilung zu widmen verpflichtet wäre, gehört unter Andern der General Szymanowski, der nur sehr kurze Zeit dem General Dembiński zur Seite focht. Ich spreche dies hier aus,

weil ich im Werke selbst von der mir ausdrücklich verliehenen Erlaubniss, Anmerkungen zu machen, aus dem Grunde keinen Gebrauch machen wollte, als die Motivirung abweichender oder vervollständigender Ansichten manches Fremdartige in diese, aus einem Guss geschriebenen Memoiren hereingebracht hätten, und ohnehin in dem grösseren Geschichtswerke Jedem sein Recht geschehen soll. — Den General Chłapowski wird kein Geschichtsschreiber milder richten können.

Ausserdem fühlte sich der General Dembiński noch bewogen, an mich einen Brief zu schreiben, der nach seinem Verlangen dem Werke vorgedruckt werden sollte, und von dem der umstehende Auszug der Anfang war. Verschiedene Gründe geboten aber, den Brief besonders ausgeben zu lassen, unter Anderm auch der, dass es den Lesern gewiss äusserst angenehm sein wird, die eigenhändige Handschrift des berühmten Mannes, in einem so ausführlichen Schreiben zu erhalten. —

Leipzig, im Monat April 1832.

Dr. R. O. Spazier.

Auszug

aus einem Briefe des General Dembiński
an den Herausgeber.

Mein Herr!

Ich übergebe Ihnen hiermit eine Beschreibung meines Feldzuges in Litthauen. Nehmen Sie dies an als einen Beweis meiner Anerkennung für das Gute, das Sie mit Ihrer Feder für uns zu wirken sich bestrebten.

Ich gebe die Beschreibung in Deutscher Sprache zuerst heraus, um sie damit dem Deutschen Volke zu widmen, und Ihm zu zeigen, wie gross das Gefühl der Dankbarkeit in mir ist für die gute und herzliche Aufnahme, die meine Landsleute und Kampfgenossen in allen Deutschen Ländern, was sie auch für

einen Namen führen, gefunden haben. — Ja, überall fühlte das edle Deutsche Volk, dass unser Kampf der Kampf für das allgemeine Wohl der Menschheit war.

Dresden, d. 16. März 1832.

Heinrich Dembiński.

Erstes Kapitel.

Mein Aufbruch aus Sierock zur Expedition gegen die Garden bis zum Antritt des Marsches nach Litthauen.

Kurz ehe der Generalissimus Skrzynecki gegen die Garden marschirte, hatte man mich rechts von Siedlce mit einem kleinen Corps bis nach Skurzec geschickt, um da eine Demonstration zu machen, und den Feind irre zu führen, während die Hauptarmee sich zurück zog. Den nämlichen Tag, als der Marsch gegen die Garden angetreten wurde, den 13ten Mai, rief man mich mit meinem Corps zurück, und, da mich die Schlacht bei Kuflew, die ich persönlich als Oberst anführte, dem Generalissimus empfohlen hatte, so wurde ich in Person nach Sierock gefordert, um da das Commando über ein kleines Corps, das auf dem linken Flügel unsrer ganzen Armee und dem rechten Ufer der Narew bei Szelkowo unter Oberst Sierakowski stand, zu übernehmen. Diesem Corps wurden 4 Kanonen ausser den beiden Dreipfündern, die es bereits hatte, und ausser dem ein Regiment Cavallerie, das 3te Uhlanenregiment,

zugetheilt. Ich bekam die Instruktion, über Pultusk, Szelkowo, Rozan vorzurücken, um Ostrolenka anzugreifen, und durchaus mich der dortigen Brücke zu bemächtigen.

Am 15ten Mai langte ich in Pultusk an, den 16ten in Rozan. Vor diesem Ort, wo ich einen Halt machte, zählte ich mein Corps. Es bestand aus 4 Bataillonen, aus dem 4ten Bat. des 4ten Linienregiments, dem 4ten Bat. des 3ten Jägerregiments, und 2 Bataillonen des 18ten Regiments, die 3 letzten halb mit Sensen bewaffnet; ferner aus dem 3ten Uhlanenregiment und 220 Pferden der Plocker Cavallerie, die man aus der Reserve des Regiments ausgewählt. — Noch unweit vor Rozan war mir ein Adjutant des Oberbefehlshabers, Fürst Sanguszko, nachgekommen, und hatte mir den Befehl überbracht, so rasch als möglich vorzurücken, mit der Aeusserung, der Generalissimus hoffe, dass ich heute Rozan schon gewinnen werde. — Ich war aber von der Wichtigkeit meines Auftrags selbst so überzeugt, da die ganze Armee auf dem linken Ufer im Fall der Noth keinen andern Rückzug hatte als die Brücke von Ostrolenka, dass mich der Befehl des Generalissimus schon in Rozan fand. In denselben war zugleich gemeldet, dass nach den Rapporten noch einige Russische Regimenter den General Sacken in Ostrolenka verstärkt hatten. Der Befehl lautete übrigens, mich zwar nicht mit meinem Corps zu compromittiren, dennoch aber der Brücke mich zu bemächtigen. —

Die Position vor Ostrolenka und die Verschanzungen, die der Feind dort hatte, waren

schon vor einigen Wochen vom General Umiński und Anderen als so stark beschrieben worden, dass ich dieselben nur in der Nacht anzugreifen beschloss, zumal meine Sensenträger mir alsdann brauchbarer erschienen. — Ich rückte daher den 17ten auf der Chaussee vor, und bekam hier wiederum eine Depesche durch eine Estafette, schon von Długosiodło datirt, in der man mir noch schleuniger gegen Ostrolenka vorzurücken befahl. Gegen 12 Uhr Mittags kam ich bei einem Dorfe, nur 3 Werst vom Flüsschen Omulew entfernt, an dem der Feind immer einen Posten von 100 Kosacken und 200 Infanteristen auf der Brücke hielt, an. Dort holte mich ein dritter Adjutant des Generalissimus, der Lieutenant Saint Cyr ein, und brachte mir vom Chef seines Stabes, General Prondzyński, den schriftlichen Befehl, Ostrolenka „sehr lebhaft" anzugreifen. — Meine Kundschafter brachten mir Briefe von Gutsbesitzern, meistens Frauen, von dem andern Ufer der Narew, in denen die Stärke des Feindes auf 10000 Mann angegeben war; auch schilderten mir alle Bauern den Brückenkopf als sehr fest. Dies bestärkte mich in meinem Entschluss zu einem nächtlichen Angriff. — Da ich aber wusste, dass die Chaussee über die Brücke auf dem Omulew dicht an der Narew vorüberging, und dem Kanonenfeuer, ja, wie man behaupten wollte, auch den Kartätschen von der andern Seite sehr ausgesetzt war, so beschloss ich nicht gerade auf der Chaussee über den Omulew zu gehen, sondern das Flüsschen links durch eine Furth beim Dorfe Kruki zu durchgehen und von da den Po-

sten auf der Brücke von hinten anzugreifen und wo möglich aufzuheben. Die Stellung, die ich hielt, war von Gebüschen gegen den Omulew zu ganz verdeckt. — Bis 7 Uhr Abends blieb ich hier ruhig stehen; die Truppen ruhten sich ordentlich aus; und assen sich satt, worauf ich eine halbe Meile auf der Chaussee zurück ging, auf der Position nur 2 schwere Geschütze unter der Deckung eines Bataillons zurücklassend. Alsdann zog ich links, und kam auf einem Umwege gegen 11 Uhr in der Nacht Kruki gegenüber an dem Omulew an. — Unterdessen hatten auf meinen Befehl die Bauern alle Schleussen vor der Mühle, die bei der Brücke lag, geöffnet, und das Wasser dadurch für die Furth viel niedriger gemacht. — Das 4te Bat. des 4ten Regiments zog sich aus, und ging rüstig, so kalt auch das Wasser noch war, unter Anführung des tapfern Majors Szpotański, der später in der grossen Schlacht hier blieb, durch die Furth, und mit ihnen Capitain Janowicz mit einer Eskadron des 3ten Uhlanenregiments und 100 Mann der Plocker Cavallerie.

Dort erwartete ich den Rapport oder den Schall des Feuers, da ich die Artillerie nur im Nothfall durch die Furth führen wollte. Gegen Mitternacht ging aber die Meldung ein, der Feind habe die Vorposten schon vor Abends zurückgezogen; ja auch die Brücke über den Omulew nicht zerstört. Ich setzte mich daher sogleich gegen die Brücke in Marsch und langte bei ihr um 12½ Uhr in der Nacht an. Ich hatte schon bemerkt, dass Sacken für seine Position besorgt

war, da ich schon am nämlichen Tage einen Kosackenofficier mit einer Patrouille von 10 Mann aufgehoben hatte, den Sacken an einen Gutsbesitzer, Fürst Woroniecki, der ehemals in der Russischen Garde diente, geschickt, um bei diesem über meine Stärke Erkundigungen einzuziehn. — In drei Colonnen *) setzte ich meine Infanterie über die Brücke, und liess auf derselben nur ein Bataillon mit zwei Sechspfündern, damit ich auf jeden Fall einen sichern Rückzug hätte, und befahl den Dreipfündern ganz still auf der Chaussee vorzurücken, um den Feind ja nicht zu erwecken. — Die Colonnenanführer erhielten den Befehl, rasch sich auf den Brückenkopf zu werfen. Ich selbst hielt mich bei den gemauerten Häusern, Neustadt genannt, die zwischen der Brücke auf dem Omulew und der auf der Narew sich befinden. — Bald erhielt ich den Rapport, dass der Feind auch den Brückenkopf rasirt habe, und dass man auf der Brücke ein Geräusch, als werde sie zerhauen und Planken in das Wasser geworfen, vernehme. Da liess ich in der Eile das Flintenfeuer gegen die Brücke beginnen, was auch das weitere Zerstören derselben verhinderte. Der Feind antwortete. So dauerte das Gefecht im Dunkeln von 1 Uhr bis gegen 3 Uhr des Morgens. Sobald es zu tagen begann, feuerten die Russen aus ihren Kanonen. Meine Dreipfünder erwiederten ihnen alsbald, worauf ich alles vorrücken, den Posten mit den

*) Geführt von den Majoren Dziewanowski, Jablonski, — die Reserven führte Ob. Sierakowski.

beiden Kanonen von der Brücke bei dem Omulew heranziehen, die Neustadt passiren und links 30 Schritte von der Chaussee sie aufstellen liess. Die schweren Geschütze aber durften nur bis an den Omulew vorrücken, um dem Feinde meine Kräfte nicht auf einmal zu zeigen. Meine ganze Infanterie versteckte ich hinter der hohen Chaussee, und das so nah wie möglich der Narewbrücke, gegen welche ich immer auf der andern Seite der Chaussee auf dem Bauche in dem Sandboden Tirailleurs sich halten liess. Der Feind hatte drei hohe Redouten, 2 links und eine in der Mitte der Stadt am Ufer, und weiter gegen meinen linken Flügel reitende Artillerie, die mich in die Quere bestrich.

So hielt ich ein Feuer von 42 Kanonen einige Stunden aus. Bald liess ich auch meine schweren Geschütze vorrücken und sie der Brücke gegenüber aufstellen und in das feindliche Lager an der nach Lomza führenden Chaussee feuern. Da bemerkte ich, dass der Feind sich schon zurückzog. Ich glaubte, die Ursache davon sei das Erscheinen der Division Gielgud, da ich vom General Prondzyński die Nachricht erhalten hatte, dass dieselbe um 9 Uhr Ostrolenka im Rücken angreifen werde. Jeder Kanonenschuss des Feindes freute mich ausserordentlich, da ich hoffen musste, dass das lebhafte Feuer, der Donner von 48 Kanonen von beiden Seiten, in dem Gielgud'schen Corps, das ich doch auf dem Marsch vermuthen musste, vernommen werden würde. Leider aber war es schon 11 Uhr und noch nichts von ihm zu sehen. Mein Feuer

hatte ich so sparsam wie möglich führen lassen, um mit der Munition auszureichen. Dennoch aber hatten meine Drei- und Sechspfünder alles bereits ausser den Kartätschencartouchen verschossen; ja zuletzt hatten die schweren Geschütze nicht mehr wie 13 Schüsse. Ich konnte gar nicht begreifen, warum denn Niemand erschien. Die wahre Ursache aber, die ich nur zu sehr später zu bedauern hatte, war die Trägheit des unglücklichen General Gielgud. —

Da der Feind merkte, dass mein Feuer fast aufhörte, so sah ich Alles in die Stadt zurückkehren, ja, selbst die feindliche Infanterie rückte die Narew hinunter bis an die Mündung des Omulew gegen meinen Rücken zu. Jetzt musste ich vermuthen, der Marschall Diebitsch hätte unserm Anmarsch auf die Garden erfahren, wozu die spät ausgeführte Bewegung des General Uminski, der die Stelle Lubienski's bei Kalnezyn hatte einnehmen sollen, leicht Anlass gegeben haben konnte. Seitdem hatten auch alle commandirenden Generale schon vom Hauptquartier aus den Befehl behutsamen Vorrückens erhalten; alle hatten wir schon bei Minsk den grossen Fehler bemerkt. — Meine Lage war somit sehr bedenklich. Ich musste schon befürchten, den Feind selbst über die Brücke kommen zu sehn, während unsre Armee sich vielleicht bereits über Sierock zurückzöge. — In der Eile schickte ich daher einen Courier nach Modlin an den General Ledochowski, um ihn zu bitten, mir Munition zuzusenden, damit ich im Fall der Noth sie im Rückzuge antrüfe. Diesen Brief übergab

ich meinem Adjutanten, Arthur Golnchowski, einem jungen Mann, dessen so ausgezeichnete Bravour sich auch an diesem Tage bewährte. Ich habe Schlachten genug beigewohnt, und viele tapfre Leute gesehen, aber von solcher Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit war ich nie sonst Zeuge gewesen *). Das Feuer war so arg, dass während ich den Zeddel schrieb, dreimal das Papier von den Kanonenkugeln so mit Erde beworfen wurde, dass ich es dreimal ganz abschütteln musste und keines Streusands bedurfte. Denn der Feind schoss weit lebhafter, seit er mich aufhören sah. Von meinen 6 Kanonen waren schon 4 demontirt, und 7 Artilleristen getödtet. Der Verlust der Infanterie war jedoch unbedeutend, da sie immer von der Chaussee geschützt war. Mein Glück war es, dass ich die Nacht benutzt und mich der Stadt somit genähert hatte. Denn das dominirende Ufer und die Redouten, welche das Terrain so sehr erhöhten, machten, dass ich dem Feuer nur von oben (einem plongirenden) ausgesetzt war.

So dauerte das Gefecht, schon zuletzt nur mit wenigen Kanonenschüssen, bis 2 Uhr Nachmittags. Da sah ich endlich plötzlich die Russische Infanterie, die gegen meinen Rücken ge-

*) Der Generalissimus, der ihn später in der grossen Schlacht von Ostrolenka hatte, nannte ihn den Tapfersten der Tapfern; ja in Ostrolenka sagte man mir, dass der General Sacken selbst mit Bewunderung ihn bemerkt und gesagt hatte, dass, wenn er ihn gefangen bekommt, er ihm selbst den Orden geben wolle.

schickt war, im Laufe nach Ostrolenka zurückkehren. Nun liess ich das Kanonenfeuer wieder beginnen, um dem General Gielgud meine Anwesenheit zu melden. Da ich aber nur noch eine sehr schwache Arrieregarde des Feindes in der Stadt sah, und er das Kanonenfeuer gar nicht erwiederte, liess ich ein Bataillon über die Brücke setzen, von der nur die Bretter abgeworfen waren. Kaum hatte dasselbe aber die Stadt nach kleinem Widerstand in Besitz genommen, so rückte es eiligst wieder zurück, und man meldete mir, der Feind kehre mit grosser Macht wieder um. Da nahm ich ein Bataillon und rückte selbst über die Brücke, den Fliehenden, sie mit dem Säbel zu verwunden und in das Wasser zu werfen, drohend, wenn sie nicht gleich wieder umkehrten. Mein Adjutant Hirosz nahm 2 Compagnien, drang dem Feinde auf der Chaussee gegen Lomza nach, und ich besetzte die Stadt gegen die wirklich vorrückenden Colonnen und stieg mit meinem Fernglas auf den Thurm, um sie zu rekognosciren, da ich kein Pferd über die Narew hatte setzen können. Unterdessen wurde die Brücke so schleunig wie möglich wieder bedeckt, und zwar unter Jubel von den erfreuten Einwohnern mit Hülfe meiner Soldaten. Bald rückten auch die Colonnen näher und ich erkannte die rothen Binden der Adjutanten des Generalissimus. — Ich eilte hinunter, bestieg ein Pferd von einem Chasseur des 4. Regiments, der an der Spitze marschirte, und eilte dem Generalissimus entgegen, der wahrlich da schon die Untauglichkeit Gielguds hätte bemerken sollen!

Er machte ihm auch in meiner Gegenwart starke Vorwürfe, und liess ihn gleich dem General Sacken nachsetzen. — Ich theilte ihm übrigens mit, wie leicht dieser General hätte gefangen genommen werden können, da er seine geringe Munition gegen mich verbraucht hatte. — Ich glaubte hier meine Schuldigkeit vollkommen gethan zu haben, was mir auch der Generalissimus schmeichelhaft anerkannte. Mit so grösserm Erstaunen fand ich den General Prondzyński unzufrieden. Schade, dass ein Mann von solchen Fähigkeiten dem Neide so sehr unterlag! Denn als ich dem Generalissimus sagte, dass ich nur noch einige Carstouchen gehabt habe, bemerkte mir Prondzyński: „wer hat Ihnen denn befohlen, so viel zu schiessen?“ Ich antwortete ihm: „der General Prondzyński!“ wobei ich ihm den, von ihm am vorigen Tage unterzeichneten, Befehl vorwies, in welchem er mir Ostrolenka lebhaft anzugreifen befohlen hatte. „Ja, angreifen,“ erwiederte er, „aber nicht schiessen.“ — „Ich wusste noch nicht,“ entgegnete ich darauf, „wie man ohne Schüsse einen Ort, vor dem ein Fluss läge, einzunehmen hätte.“ — Dennoch gab er dem Heere am andern Tage einen Tagesbefehl, in welchem er die Generäle abgesonderter Corps erinnerte, nicht, wie es manche thäten, unnöthig so viel Munition zu verbrauchen. —

In Ostrolenka machten wir ziemliche Beute an Hafer, Geld, vom Salzmagazin, (15000 fl., die ich durch meinen Adjutanten denselben Tag nach Warschau schickte) und an Salz, das man sogleich nach Modlin brachte, wo es sehr nöthig

war, da man von Gallizien kein solches einbringen konnte. Ich meldete auch dem Generalissimus, dass der Feind Abends vorher einige Kähne, mit Hafer beladen, gegen Lomza am Fluss hinauf abgeschickt hatte. Der Oberstlieutenant Zierlowski mit einer Eskadron erbeutete sie. Erinnern muss ich noch, dass ich das rechte Ufer der Narew hinauf dem Oberstlieutnant Pawlowski, Command. des 3. Uhlanen-Reg., mit 3 Escadrons, dem 4. Bat. des 4. Reg., und 2 Kanonen, gleich nach der Einnahme von Ostrolenka abgeschickt hatte, um den General Sacken im Rücken bei Lomza zu bedrohen, und, falls er dazu die Befehle bekäme, anzugreifen oder doch auf der Chaussee aufzuhalten. Auch von Szelkowo hatte ich schon dem Partisan Zaliwski, den man unter mein Commando gestellt hatte, Befehle geschickt, von der Gegend von Chorzele, wo er sich aufhielt, um die über Myszyniec von Preussen ankommende Zufuhr zu erschweren, sich gegen die Chaussee zwischen Nowogrod und Kolno zu begeben.

Der Generalissimus hielt sich in Ostrolenka nur einige Stunden auf, und verabredete mit Prondzyński einige Befehle. Ich bekam den, in Ostrolenka zu bleiben, um dort den Civilbehörden in der Besorgung von Lebensmitteln für die Armee beizustehen, und auch die beiden Brücken (denn für das Fascinenwerk hatte Sacken eine besondere gebaut) wieder auszubessern. Darauf aber sagte man mir, die Expedition Pawlowski's sei unnöthig und ich solle sie zurückrufen. Ich musste den Befehl abschicken. Den andern Tag

aber in der Frühe bekam ich dagegen wieder die Weisung, den Obersten Sierakowski mit 2 Bataillonen, einiger Cavallerie und 2 Geschützen in derselben Richtung, von welcher Pawlowski eben zurückgerufen war, abzusenden! Ich gab dem Obersten das 18. Regiment und die Cavallerie von Plock mit Munition vom angekommenen Reservepark. Ich selbst bekam um 2 Uhr Nachmittags den Befehl, mit dem Rest des Corps gegen Lomza aufzubrechen, um da die Avantgarde des Gielgud zu bilden, zu welchem Behufe die Cavallerie, die er hatte, der meinigen zugetheilt werden sollte. Doch sollte ich ein Bataillon mit der Instruction, die Polizei des Orts und die Hut der Brücke zu besorgen, zurücklassen. — Da das Commando des Pawlowski erst eben, sehr vom sandigen Wege erschöpft, zurückgekommen war, liess ich das 4te Bat. des 4ten Reg., das beste in meinem Corps, in Ostrolenka zurück. Pawlowski sollte erst die Pferde füttern, und mich später einholen. Um 3 Uhr rückte ich aus mit der Eskadron Janowicz, 1 Batail. des 3ten Jägerregiments und 2 schweren Geschützen, auf der Chaussee nach Lomza zu. Ueberall erzählten mir in den Dörfern die Einwohner, in welchem Schrecken Gen. Socken sich zurückgezogen hätte. Ja auf der Poststation in Miastkowo, wo ich gegen 8 Uhr Abends ankam, meldete man mir, Socken hätte vor Besorgniss und Verzweiflung fast laut geweint. Ich glaubte also, Gielgud würde grosse Vortheile über ihn errungen haben, da ich doch gewiss 2400 Kanonenschüsse bei Ostrolenka von ihm empfangen hatte. (Es war dies leicht zu sehen, da ich sah,

wie man die Munitionskarren auf seinen Batterien wechselte.) Da sah ich plötzlich mit dem größten Erstaunen die ganze Gielgud'sche Division nach Miastkowo zurückkommen! An der Spitze der Colonne ritten der General Roland, der Oberst Pientka und, so viel ich mich erinnere, die Obersten Koss und Szymanowski. Verwundert fragte ich sie, warum sie zurückzögen, ob der Feind dränge, oder ob sie Befehl dazu erhalten hätten? Mit einem Gefühl, das ich nicht beschreiben kann, sah ich ein, dass weder das eine noch das andere diesen so fürchterlichen Fehler verursacht hatte. Unwillig, jedoch verlegen, antworteten sie mir, ich sei doch nicht der Einzige, der den Krieg verstehe; sie wüssten es doch auch. Ich sagte ihnen aber: davon sei jetzt nicht die Rede, ich wollte nur die Ursache ihres Rückzuges erfahren. Da vernahm ich, dass sie einen Kriegsrath gehalten und in ihm beschlossen hatten, dass, da die Position Lomza gegenüber zu schwach sei, sie sich zurückziehen und eine feste Stellung einnehmen müssten! — Mir wollten sie es dabei zum Fehler anrechnen, dass ich ihnen nicht zu Hülfe gekommen sei. Da antwortete ich ihnen: dass ich nicht früher hätte kommen können, da ich erst um 2 Uhr den Befehl dazu erhalten und wahrlich die Zeit nicht versäumt hätte; nun könnten sie ja aber auch sehen, was ich ihnen mit einem Bataillon und einer Eskadron hätte helfen sollen; während sie 22 Geschütze, eine 8000 Mann starke Infanteriedivision und eine Cavalleriebrigade, das 4. Jägerregiment und die Kalischer, hätten! — „Ja," sagte

ich, „recht sehr bedaure ich, nicht Post genommen zu haben, und eiligst mit meiner Person herbeigeeilt zu sein. Wahrlich, dergleichen hätte ich Ihnen alsdann nicht erlaubt!“ —

In diesem Vorfall liegt die Ursache, dass ich in Litthauen diese Offiziere immer gegen mich hatte. Den augenscheinlichen Fehler, den sie hier begangen, konnten sie mir nimmermehr verzeihen! Und doch blieben sie auch hier nicht stehen, und gingen noch 6 Werste weiter zurück! — Ich stellte dagegen meine beiden Geschütze unter Deckung der Bataillons auf die Chaussee, um da die Nacht zuzubringen, wiewohl vom Schlafen nicht mehr die Rede war; so aufgebracht war ich schon! Nach einer Stunde erschien auch General Gielgud, ganz unentschlossen. Zweifelnd aber, ob er nicht vielleicht doch etwas Dummes gemacht habe, rief er mich in die Passagierstube, und sagte mir wiederum, ich sei ihm nicht zu Hülfe gekommen und die Position sei zu stark. „Ja,“ fragte ich ihn, „haben Sie auch gewisse Nachrichten, dass der Feind dort so stark ist, da Sie doch so bedeutende Streitkräfte haben?“ — Er erwiederte darauf, dass er gar keine Nachrichten bekommen habe, dass ihm Lomza aber eine vortheilhafte Position für den Feind schien. — Freilich war sie stark verschanzt, aber nur auf der Strasse von Zambrow und Pniewo. Darauf zeigte er mir die erhaltenen Befehle und wollte in denselben eine Entschuldigung für sein Benehmen finden. Sie enthielten zwar die, in allen damaligen Befehlen befindliche, Stelle, mit grosser Behutsamkeit vorzuschreiten; nichts aber war darin,

das einen so grossen Fehler einigermassen hätte rechtfertigen können. Nachdem ich ihn überlesen, warf ich ihn mit aller Kraft auf den Tisch, und sagte ihm lebhaft: „Sie haben einen ungeheuren, einen schändigen Fehler begangen; Sie haben keinen Vorwand; der Fehler ist schmachvoll!“ — Ganz niedergeschlagen fragte er, was er thun solle. Ich rieth ihm, er solle den Befehl geben, dass alles Halt machen, etwas ausruhen und eiligst nach Lomza marschiren solle. „Wenn aber,“ erwiderte er, „wir den Feind zu stark antreffen?“ „So,“ erwiederte ich, „greifen wir ihn in der Nacht an, wie ich vorgestern Ostrolenka.“ — Da schickte er denn die Befehle, die auch bei den Truppen, welche so nutzlos hin und hergeschickt wurden, alles Vertrauen zu einem solchen General gänzlich schwächen mussten.

Um 1 Uhr in der Nacht rückten wir wiederum gegen Lomza zu, und kamen dort erst früh um 4 Uhr den 20ten an. Die Einwohner kamen uns entgegen, d. h. mir und dem Obersten Valentin,*) die wir an der Spitze von 30 Pferden vorausgeritten waren, weil ich die Cavallerie-Brigade noch nicht marschfertig fand, (trotz dass sie Gielgud, um sich zu decken, 6 Werste vor Lomza stehen gelassen hatte) — und sie erzählten uns, dass, als sich Tags zuvor unsere Truppen gezeigt hatten, nicht mehr als 2 Bataillons und 150 Cavalleristen aus verschiedenen Regimentern in der Stadt sich

*) Dieser Commandant einer Brigade hatte am Abend nur mit 1 Bataillon und 2 Escadrons den Angriff zu versuchen vergebens sich erboten; und war in dem Kriegsrathe überstimmt worden.

befunden hätten, das übrige aber mit einer grossen Menge Bagagen den Damm und die schönen Brücken passirt habe! — Ich will glauben, dass die Bewegung Pawlowski's, der schon Nowogrod gegenüber war, Sacken zur schleunigen Räumung Lomza's bewogen hatte. — Der Schaden, den die furchtsame Bewegung auf Lomza verursachte, kann man wohl an Geld auf eine Million berechnen; der moralische Verlust aber ist unübersehbar! 18000 Korzec Roggen, ungeheure Magazine von Hafer und Heu, und 18 Fahrzeuge auf dem Flusse hatte Sacken in Brand gesteckt, eine ganze Vorstadt mitleidlos niederbrennen lassen, um eine Demonstration zu machen, als wolle er sich vertheidigen und die Fortificationen dadurch frei machen. Fühlbarer noch für die Einwohner war die Anzahl vornehmer Leute aus Stadt und Umgegend, die er, mehr als 60, als Verdächtige, und manche zusammengebunden, mit fortgeschleppt hatte. Auch die schönen Brücken über die Narew waren alle verbrannt. Die guten Einwohner aber empfingen uns trotz dem mit Jubel, brachten Wein und Liqueure heraus; die Damen, so früh es noch war, im Schmuck; und Gielgud nahm das Alles wie ein Triumphator an. — Ich stand, rasend und beschämt, auf der Seite, und erklärte dem Gielgud, dass ich mich wundere, wie er die Lippen nur öffnen und den Wein einschlürfen könne. „Machen Sie," sagte ich ihm, „geschwind eine Bewegung, um alle Ihre Fehler zu bedecken." Er fragte, was für eine zu machen sei. Ich sagte ihm, er solle gar nicht in die Stadt einrücken, die Offiziere und Soldaten

gar nicht aus den Reihen lassen, sondern gleich rechts den Weg über Siemien und Pniewo nach Gacz einschlagen, um von da den retirenden Garden in die Flanke zu fallen*). Er entschuldigte sich, dass die Truppen nicht gegessen hätten. Zornig und laut antwortete ich, jedoch französisch, damit es die Truppen nicht verständen: „Schämen würde ich mich, zu essen, wenn ich Alles das begangen hätte, was Sie die drei Tage hintereinander!“ Da wurde er aber vom Obersten Koss u. A. beredet, dass er den Oberbefehl habe und meinen Rath nicht hören dürfe. Ich schlug ihm dann vor, mit der Avantgarde mich wenigstens in der Richtung allein zu schicken. Auch damit wies er mich aber zurück, und erlaubte mir nicht einmal, die Cavallerie in der Richtung nach dorthin aufzustellen. Dann hielt er den glänzenden Einzug mit allen Truppen in Lomza, wo wir auch den ganzen Tag stehen blieben. Hier begann nun die Plünderung der Russischen Bagagen. Das ganze Corps, Offiziere und Soldaten, machten grosse Beute, und dieser kann man grossentheils unser Unglück in Litthauen zuschreiben. Jeder Offizier fast hatte seinen Wagen, ein jeder Soldat war mit Gepäck überladen. Wie kann eine solche Truppe Eilmärsche zurücklegen! Und dazu noch das Schlimme, dass sie mit der unnöthigen Beute auch die Cholera bekamen; von der das Gielgud'sche Corps in Kieydany

*) Diese Bewegung hätte die vollständige Niederlage der Garden ohne Weiteres entschieden und sie Skrzynecki in die Hände geführt. Sp.

so viel litt, während das meinige davon mit wenigen Ausnahmen frei blieb.

Da ich fast kein Commando hatte und meine Rathschläge so übel aufgenommen wurden, ritt ich in die Stadt zurück, wo auch gegen Mittag der General Prondzyński eintraf. Ich kam zu ihm, als er eben mit Gielgud sprach, und sagte ihm: Wenn wir so weiter fort operiren, wie in diesen 3 Tagen, so kann uns Alles nur fehlschlagen. — Verwundert fand ich ihn hier sehr achtungsvoll und freundschaftlich für mich gestimmt; er gestand die begangenen Fehler ein, sagte aber, dass er es beweisen werde, wie die Schuld an ihm nicht gelegen. Damals entwarf er gewiss in seinen Gedanken das Memoire, das den Skrzynecki und später uns Alle stürzte.

Am Abend kam der Befehl, Gielgud solle in der Direktion, die ich ihm in der Frühe gerathen hatte, marschiren. Zwölf Stunden sind aber im Kriege nicht zu berechnen, und selbst da noch rückte er so langsam vor, dass man es ihm grossentheils zuschreiben kann, dass die Garden entkamen. Ich bekam den Befehl, in Lomza das Commando zu führen, wozu man mir das 19te Linienregiment unter Oberst Szymanowski und die Eskadron Janowicz liess. Den andern Tag aber in der Frühe befahl man auch mir, nach Tykocin zu marschiren und Lomza dem auf dem rechten Ufer befindlichen Obersten Sierakowski zu überlassen. Auf dem Marsche von Menzenin gegen Tykocin, den 22ten, holte mich der Fürst Czartoryski mit seinem Wagen ein, der gegen Tykocin in das

Hauptquartier fuhr. Wir waren einander ganz unbekannt. Mich hatte er nur durch Kullew und Ostrolenka kennen gelernt. Er nahm mich zu sich in den Wagen, damit ich früher in das Hauptquartier gelange. Als er mich nun über unsere Bewegungen befragte, gestand ich ihm offen, dass Alles schlecht gegangen sei, dass wir forcirte Märsche gemacht und in dem Augenblicke der Entscheidung unentschlossen dagestanden hätten. Auf seine Frage, wer daran Schuld sei, entgegnete ich: „Niemand sei fehlerfrei;“ — womit ich zu verstehen gab, dass die Schuld am Generalissimus selbst läge. Schaden wollte ich diesem dadurch gewiss nicht, wovon ich nach meiner Rückkehr von Litthauen nur zu viel Beweise gab; denn sein edler Charakter und sein herrliches Benehmen im Feuer, die ihn vor Allen im Heere auszeichneten, hatten ihm, trotz aller seiner Fehler, meine innige Achtung verschafft; und ich sah nur zu klar, dass ihn damals keiner im Heere ersetzen konnte.

Als ich in Tykocin ankam, sagte ich auch dem Oberbefehlshaber, dass man grosse Fehler begangen habe, dass wir die Truppen ermüdet und gar nichts ausgerichtet hätten. Er gestand es ein, und, wie mir schien, mit einiger Verlegenheit, schob aber die Schuld auf Gielgud, weil er ihm 24 Stunden versäumt hätte. Es machte darum einen bittern Eindruck auf mich, als ich den Fürsten Czartoryski dem Generalissimus eine Höflichkeit sagen und diesen solche wie baare Münze mit Selbstgefühl annehmen sah. Ich schwieg aber, weil ich der Meinung bin, in so schwieri-

gen Lagen müsse man auch einem fehlerhaften Anführer alle Ehrfurcht bezeigen.

Nachmittags, denselben Tag, rückten wir nach Menzenin zurück. Von dort schickte man mich wieder nach Lomza zu meinem Corps, das man der Division Gielgud zutheilte. Als ich aber nur in Lomza angekommen war, wo ich die Arrieregarde hinführte, schrieb ich an den Generalissimus einen Brief, in welchem ich ihn bat, um des Dienstes Willen und der Subordination mich überall anders, nur nicht unter dem Commando Gielguds zu lassen, weil ich fühlte, dass meine Thätigkeit mit seiner faulen Trägheit und Halsstarrigkeit Hand in Hand nicht gehen könne. In Antwort darauf berief mich der Generalissimus persönlich nach dem Hauptquartier. Ich gehorchte, alle meine Bagage und Adjutanten in Lomza lassend, nur einen Adjutanten, meine Feldcharten und mein Portefeuille mit mir nehmend. Ich fand das Hauptquartier in Retowo, am 24ten Mai. Der Generalissimus sagte mir mit der grössten Güte: „mein lieber Dembiński, um des Wohles des Vaterlandes willen machen Sie keinen Streit, und bleiben unter dem Gielgud. Die Zwistigkeiten müssen uns verderben. Einen ähnlichen Fall habe ich mit Ambr. Skarzyński und dem General Chrzanowski.“ Ich antwortete ihm: „Er habe ja gesehen, wie ich immer mit Gielgud freundlich gewesen, doch sein Betragen an diesen Tagen gehe über alles Maas hinaus.“ — „Er habe den Gielgud ja immer entschlossen und kräftig („du nerf“) gefunden.“ — Damit endigte sich das Gespräch, dessen Zeugen der General

Prondzyński oder Zaluski waren, zu denen gewendet er das Letzte sagte. Prondzyński schwieg aus Ursachen, die ich nicht anführen will. — Nach dieser Unterhaltung sagte mir der Generalissimus, dass er mich mit meinem Corps nach Litthauen bestimme, und dass ich am andern Tage die Instructionen und das nöthige Geld erhalten würde. Die Sache wurde aber nicht beschleunigt und, immer auf diese Instructionen wartend, folgte ich der Armee den andern Tag nach Troscyn und von da nach Ostrolenka. Auch hier war noch kein Geld angekommen, so dass ich früh Morgens, den 26ten, dem Hauptquartiere bis nach Kröki folgte. — Hier baten die Posener Eskadronen den Generalissimus, ihm zu erlauben, dass sie mich nach Litthauen begleiten dürften. Er liess die Freiwilligen aus denselben heraustreten, und hielt an sie eine Anrede, nach welcher mir der tapfre Kicki noch sagte, dass er mich um die Expedition gar nicht beneide; denn die allgemeine Meinung war, dass man mehreren Gefahren ausgesetzt wäre, wenn man das Kaiserliche Polen beträte. Mein Schwager Turno ging im Scherz später sogar so weit, mich vor dem Galgen zu warnen: ein Gedanke, der vielleicht später die Division Gielgud so früh nach Preussen trieb, als wenn der Tod für's Vaterland am Galgen nicht eben so ehrenvoll wäre, als der auf dem Schlachtfelde! —

In dem Augenblicke, als der Befehlshaber vom Pferde stieg, begann unvermuthet der Kanonendonner und die Schlacht von Ostrolenka, ja die Kanonenkugeln fielen schon in das Haupt-

quartier nieder. Schon als ich Ostrolenka angriff und bei meinen Kanonen, wo ich mich stets hielt, beobachtete, wie das Feld hinter mir durch Rikoschetkugeln überall durchstrichen wurde, hatte ich meinem Adjutanten bemerkt, wie glücklich wir wären, so nahe an der Stadt zu stehen und welchen Gefahren eine Armee auf jenem Felde ausgesetzt sein würde; und auf diesem selben Felde formirte sich jetzt unsere Armee in vier Linien, die bis zur letzten dem vortheilhaftesten feindlichen Feuer ausgesetzt waren.

Ich war Zeuge dieser Schlacht als Freiwilliger auf einem Pferde, das man mir lieh, und will deren Beschreibung als zu meinem Zuge nicht gehörig, hier übergehen; bemerke nur, dass ich nach Kicki's Tode die Cavallerie gegen das Centrum der Stadt in 4 Linien, nämlich das 5te Uhlanenreg., die Eskorteeskadron des 1ten Krakusenreg., die Warschauer Kinder und noch eines in der 4ten Linie kommandirte und mit dem 5ten Uhlanenregiment die Batterie Bem's deckte und bei seiner Batterie stand. — Nach der Schlacht, zwischen 10 und 11 Uhr Abends, berief der Generalissimus, der sich stets in dem grössten Feuer befunden hatte, einen Kriegsrath. Und da habe ich einen Beweis, wie wenig immer solche Kriegsräthe taugen. Skrzynecki hatte grosse Fehler im ganzen Zuge begangen, ja auch das Terrain nicht gut benutzt; denn es sollten nur einige schwere Geschütze bei den gemauerten Häusern auf der Chaussee und unter ihrer Bedeckung und höchstens 2 Bataillone in dem Walde links von unsrer Stellung aufgestellt werden, alsdann hätte sich der

Feind auf der rechten Seite der Chaussee gar nicht halten und die Armee hinter der Omulew den Feind erwarten können, da er ohne Zweifel die Brücke nicht passirt hätte. Jedoch war sein Gedanke nach der Schlacht gross; ja, wer sich mitten unter den Seinigen vom niedern Range bis zum Oberbefehlshaber ohne Intriguen aufgeschwungen hat, muss Tugenden und Gesinnungen besitzen, die ihn vor andern Menschen emporheben. Das Gefühl, was man als den Typus des Charakters eines solchen Mannes betrachten kann, muss in den gefährlichsten Augenblicken sich selbst überlassen bleiben. Hier war sein Entschluss, sich auf der Stelle begraben zu lassen und nicht vom Flecke zu weichen. Das erklärte er auch laut den versammelten Generalen. Warum hat er den grossen Gedanken durchaus nicht ausgeführt? Weil er sich Raths erholt, und die Mehrheit der alten Offiziere, die unter dem Grossfürsten gedient, also meistens kleinmüthig, und nur auf dem Sächsischen Platz bekannt waren, ihm den Rath gaben, oder ihm vielmehr die Unmöglichkeit, sich länger hier zu halten, vorstellten. Alle Arten von Schwierigkeiten zählte man auf: die Pferde seien müde und ohne Futter. Es war auch zum Theil wahr. Die Infanterie hatte nur 1500 M. unter den Waffen. Aber die Cavallerie - Division Skarzyński war frisch; und die bedeutende Cavallerie hätte immer, obwohl mit schwachen Pferden, dem Feinde eine imponirende Masse, von der Artillerie unterstützt, entgegen gestellt. Um so weniger hätte sich Diebitsch halten können in einer ganz ausgezehrten

Gegend, wenn nicht der General Chlapowski bei seinem Zuge nach Litthauen, statt die ungeheuren Magazine in Bransk zu vernichten, sie gelassen hätte, um sein kleines Corps nicht verfolgt zu sehen und die Meinung zu verbreiten, als folge ihm die ganze Polnische Armee. 1500 Fuhren Hafer, sagten mir die Litthauer nach meiner Rückkehr, sind gleich nach der Schlacht von Ostrolenka bei der Russischen Armee aus diesem Magazine angekommen. Und erst nach dem Falle von Warschau habe ich von einem Russischen Offiziere *) erfahren, dass der Marschall sich schon von Ostrolenka zurückzog. Man kann es auch leicht begreifen, da er im Anmarsch gegen Ostrolenka gar nicht gewusst hatte, dass die Division Gielgud in Lomza, also ihm im Rücken stand, die (jedoch mit meinem Corps) beinahe 10.000 M. betrug. Ein Beweis, dass er davon nichts wusste, ist, dass er Lomza nicht einmal mit einer Eskadron recognosciren liess. Hätte nur die Division Gielgud den Befehl gehabt, sich dem Feinde fühlbar zu machen, so wäre der Marschall unserer Armee gewiss nicht gefolgt. Aber ein Fehler, den man zu der Menge der hier begangenen noch hinzufügte, war, dass bei jener Division sich nur, und das durch Zufall, eine Eskadron Cavallerie, die des Capitain Janowicz, befand, die ich wegen Ermüdung zurückgehalten hatte, — ausser 280 Pferden der Calischer Cavallerie. Hätte die Division wenigstens

*) Eismund, Capitain von der Russischen Artillerie, sagt, dass Diebitsch in Unordnung in der Nacht sich bereits 6 Meilen zurückgezogen hatte.

durch Kundschafter Nachrichten eingezogen, und wäre sie dem Feinde dreist auch durch einen nächtlichen Marsch in den Rücken gefallen, so wäre seine Niederlage hier vollständig gewesen. Dazu war nur ein Befehl nöthig und ein anderer Anführer wie Gielgud.

Da ein Kriegsrath also den Rückzug beschlossen hatte, fragte ich den Generalissimus, was mit meinem Corps geschehen solle? — Er antwortete, es sei verloren. Da stellte man die Frage auf: wie man der Division Gielgud, der man erst einige Stunden vorher den Befehl geschickt, sich mit der Armee zu vereinigen, dazu helfen wolle, dass sie nicht abgeschnitten würde. Der Generalissimus wollte wiederum auf sie an Ort und Stelle warten. Es wurde ihm aber wiederum zugeredet, und der Vorschlag gemacht, dass sie gegen Plock gehen solle. Aber Prondzyński selbst sah ein, dass sie, hier in der Flanke angegriffen, zu Grunde gehen würde. — Bis jetzt hatte ich geschwiegen. Ja, es war mir die Arrieregarde der Armee schon bestimmt gewesen, wozu ich mich selbst erboten, und wofür der Generalissimus mir mit herzlichem Händedruck gedankt hatte. Da ich aber sah, dass man so verzweifelt war, um auch die Division Gielgud für verloren zu halten, so machte ich den Vorschlag, sie nach Litthauen zu schicken, wörtlich also: „Meine Herren! Wir brauchen uns nicht zu täuschen; wir sind in einer Lage, dass man wird unterhandeln müssen. Setzen Sie die Division Gielgud in Litthauen in die Schaale, so werden die Sachen ganz anders stehen.“ — „Wer bringt ihn

den Befehl?“ — entgegnete man. — „Ich!“ war meine Antwort, „mit der Posener Eskadron, die auf mich wartet, und ihre Pferde hinter der Omulew gefüttert hat.“ — Der Vorschlag schien kühn, doch fand er allgemeinen Beifall. — General Turno übernahm die Arrieregarde, und ich ritt nach Króki, wo ich die Eskadron zäumen liess, und befand mich eine halbe Stunde später auf dem Wege nach Lomza, die Narew hinauf über Nowogrod, wo ich die Division anzutreffen hoffte. — Ich wollte einen Umweg machen, bald aber musste ich wiederum wegen der Sümpfe zurück, und dicht an der Narew, einige Flintenschüsse von der Brücke, vorbeigehn. Eine und eine halbe Stunde hatte ich immer die Russischen Wachtfeuer zur rechten Hand. Es glühten jedoch nur Kohlen und es war nicht die allermindeste Bewegung sichtbar. Damals dachte ich, die grossen Anstrengungen des vorigen Tages hätten die ganze Armee in tiefen Schlaf versenkt. Es war aber zu ruhig, und die Feuer waren zu dicht an einander und zu gross, um mich nicht auf den Gedanken zu bringen, dass sie falsche wären. Dies hätte aber der Commandant der Arrieregarde untersuchen müssen. Meine Sache aber war es, mit meiner kleinen Eskadron einen so wichtigen Befehl schnell zu überbringen.

Zweites Kapitel.

Marsch nach Litthauen bis zum Rückzug von Wilna.

Ich fand die Division Gielgud am andern Tag zu Mittag in einem Dorfe, 2 Meilen hinter Nowogrod und übergab den mit Bleistift bei Mondschein geschriebenen Befehl, in welchem stand, dass er, in Folge der von mir mündlich zu erhaltenden Instruktionen, nach Litthauen marschiren solle *). Der General Gielgud nahm mich sehr gut auf, als wenn zwischen uns nichts vorgefallen wäre — ein Beweis seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit. Ich fühlte aber, unsre Lage gebiete mir, mich des Beispiels halber bei ihm wegen des Vorgefallnen zu entschuldigen. Da uns in diesem Augenblick die Generale und Offiziere seines Stabes, dieselben, welche die harten Vorwürfe in Lomza mit angehört hatten, umringten, so erhob ich laut die Stimme und sagte: „Meine Herren, Sie sehen, wie mich der General gut empfängt; ich fühle aber, dass ich ihn beleidigt habe: und in seinem jetzigen Benehmen sehe ich eine Grossmuth, die ihm meine ganze Hochachtung erwirbt. Auch bin ich als sein Untergebner verpflichtet, ihn um Ver-

*) Zugleich brachte ich für Janowicz, in dem ich schon einen ausgezeichneten Offizier erkannt, die Ernennung zum Major, die ich in Retowo für ihn auswirkte.

zeihung zu bitten, was ich laut hiermit thue.“ Da umarmten mich alle; es war eine rührende Scene.

Denselben Tag gingen wir bis Szawiszki, so dass ich nach einer Schlacht von einem Tage noch auf dem nämlichen Pferde 10 starke Meilen zurückgelegt hatte. Den andern Tag führte ich die Avantgarde nach Grajewo, wo ich den Sierakowski mit meinem Corps traf. Es nahm mich sehr freudig auf; denn man hatte bereits erfahren, wie ich die Truppen zu schonen verstand, und einen bedeutenden Unterschied bemerkt. Meine Instruktionen lauteten: Kauen zu besetzen und Polangen zu nehmen. Unter meinem Commando war hier wieder der Partisan Zaliwski, der rechts von Grajewo mit 2 Compagnien und einer kleinen Eskadron operirte.

Ich führte auch am folgenden Tage die Avantgarde. Eine viertel Meile vor Raygrod kam mir General Sacken entgegen, und zwar, mit einigen Canonen und seiner Cavallerie gerade auf der Chaussee; mit der Infanterie aber suchte er mich auf dem linken Flügel zu umzingeln, zu welchem Zweck er den Wald, aus dem ich eben debouchiren wollte, benutzte. Ich stellte 2 Kanonen auf einen halben Schuss noch im Walde auf die Chaussee, um die Stellung fest zu halten, und dem Gielgud'schen Corps Zeit zum Anrücken zu geben, meine Infanterie aber, den linken Flügel zurückstellend (refusant), der feindlichen gegenüber; der Feind aber, der nur mit dem Corps des Sierakowski zu thun zu haben glaubte, drang sehr kühn auf meine Infanterie,

und obwohl ich selbst dieselbe zur Attake führte, konnte sie den Feind nicht zurückschlagen und wäre bald in Unordnung gebracht worden. So war ich gezwungen, da ich keine Reserve hatte und Gielgud mir zu langsam folgte, meine Infanterie, obwol im Walde, mit Cavallerie zu unterstützen. Der Wald war indess stellenweis offen; dies hielt auch wirklich den Feind auf, nachdem schon die Flintenkugeln meine Artilleristen auf der Chaussee von der linken Seite beunruhigten. Endlich langte Gielgud an. Als sich nun mehr Geschütze dem Feinde fühlbar machten und er bemerkte, dass grössere Kräfte im Anzuge wären, zog er sich eiligst zurück. Ich ging ihm nach, grade auf der Chaussee, und bald folgte uns der General Roland, der einzige, der die gute Richtung nahm, welche die Schlacht für uns gewinnen machte. — Das Terrain war so klar, dass nur ein solcher Mann wie Gielgud hier den Sacken entschlüpfen lassen konnte. Auf der linken Seite lag ein See, der bis an die Preussische Gränze ging, ohne jedoch den Feind selbst in diese hineinzulassen; von der andern Seite streckte er sich bis an die Chaussee und rückte in die Stadt. — — General Sacken hatte den ungeheuren Fehler begangen, aus der festesten Stellung von der Welt hinter Raygrod hervorzukommen, und den noch grösseren, sich in einer solchen Stellung gegen unsern linken Flügel zu setzen, wo er durchaus mit seinem ganzen Corps entweder das Gewehr strecken oder im See ertrinken musste. Ich sah dies ein, sobald ich aus dem Walde heraustrat, und

schickte einen Adjutanten nach dem andern, dass mir meine Cavallerie auf der Chaussee folgen solle. Denn hier war der wahre und einzige Punct, auf welchem man derb eindringen sollte, um Alles, was sich links befand, abzuschneiden, gefangen zu nehmen und mit der fliehenden feindlichen Artillerie die Stadt und die Brücke hinter derselben zu passiren und das ganze Corps zu vernichten. Statt dessen aber zog Gielgud mir meine Cavallerie auf den linken Flügel gegen die feindliche Infanterie ab. Alle meine Adjutanten ermüdeten ihre Pferde. Ich wartete auf der Chaussee. Sie kam nicht. Gielgud liess auf die feindliche Infanterie Chargen machen, die durch das hohe Korn und die tiefen Gruben geschützt war, und mehrere Leute, unter andern den herrlichen Capitain Zieliński von der Plocker Cavallerie, tödtete. Da ritt ich selbst zu der Cavallerie, traf aber nur noch die Posener Eskadron des Major Mycielski, circa 75 Pferde stark, die auch schon der allgemeinen Cavalleriebewegung nach links folgte. Da schrie ich mit grösstem Zorn: „Meine Herren, wollen Sie mir also nicht dahin folgen, wo die Gefahr ist?“ Da hielten die Helden an, und erwarteten meinen Wink. Ich kommandirte: zu drei rechts in Galopp! und führte sie bis an das Posthaus auf einen kleinen Pistolenschuss von der feindlichen Infanterie, einer Compagnie, welche hier die Gasse deckte, und hinter welcher die feindliche Infanterie längs des Sees sich immer auf die Chaussee zurückzog. Sie chargirten, ritten so rasch und so kühn, dass gewiss keine

Truppe eine schöne Charge je machte. Die Infanterie ward zersprengt, die Posener drangen in die Stadt. Augenblicks drauf streckten links am See, als sie sich abgeschnitten sahen, 1200 Mann, ein Oberstlieutenant und 16 Offiziere das Gewehr. Da wiederum aber die feindliche Infanterie die Stadt gesperrt hatte, ritt ich einige hundert Schritt zum General Roland zurück, und bat ihn, so geschwind wie möglich mit seiner Infanterie die Stadt zu erreichen, weil ich fürchtete, meine Eskadron würde gefangen werden. Roland that es. Der Feind aber, der seine Truppen, die er hatte retten wollen, bereits gefangen sah, wich. Hier war es nun die Sache der Infanterie, die Brücke zu nehmen, die, weil die feindliche Artillerie schon passirt, wieder mit spanischen Reitern gesperrt war; und mit Kartätschen vertheidigt wurde. Statt dessen stellte man überall Kanonen auf und verdarb eine Menge Munition. Das Kanonenfeuer dauerte einige Stunden, nach welcher Zeit Gielgud erst spät den Rath des Obersten Sierakowski annehmend, nach Wosnawies, wo eine Furth war, das 18. Regiment schickte, um den Feind auf seinem linken Flügel zu umgehen, was, wie man damals sagte, den Feind zum Rückzug gezwungen haben sollte. Ich indess bin der Meinung, General Sacken habe die Zeit der langen Kanonade, durch die er uns viel Schaden zufügte, benutzt, um seine grossen Bagagen gegen Augustowow zu schicken, und erst die Position, als diese Wagen in Sicherheit waren, zu verlassen, und

mit seinem kleinen Corps die Arrieregarde der Bagagen zu bilden.

Es war etwa 4 Uhr Nachmittags. Vielleicht hätten wir dem Feinde gleich auf den Fersen folgen sollen. Aber die Unordnung, die nach dem siegreichen Gefecht eingerissen, machte es fast unmöglich. — Den andern Tag kann man mir den Vorwurf machen, dass ich mich persönlich eine gute Stunde mit der Posener Eskadron verspätet hätte. Aber man muss die grosse Erschöpfung bedenken, die mich seit Ostrolenka auf dem grossen Marsche, und hier wiederum befallen. Grösser war aber Gielgud's Fehler, nicht gleich von Raygrod über Raczki irgend eine Truppenabtheilung nach Suwalki zu schicken. Denn er wäre so früher als Sacken dort angekommen und hätte diesen nach Grodno geworfen. — Vergessen habe ich noch, dass in der Charge bei Raygrod der tapfre Major Mycielski von einigen Flintenkugeln durchbohrt blieb. Wie man ihn zurückführte, und er noch auf dem Pferde sass, kniete ich vor ihm nieder, und bat ihn um Vergebung für das beleidigende Wort, das ich seiner Eskadron zugerufen. Wer den Krieg mitgemacht hat, wird meine Gedanken hier verstehen. Gedacht hatte ich nicht, dass die Leute Furcht gehabt hätten, da sie ja eben auf einer andern Seite gegen den Feind rückten. Aber ich wusste, zu wem ich redete. Die ganze Eskadron bestand aus Leuten der feinsten Gesinnung und vom edelsten Gefühl. Ich wusste, eine Beleidigung in einem solchen Augenblicke, würde

ihren Muth und ihre Tapferkeit verdoppeln und rasend machen. Vielleicht glaubt nicht Einer von ihnen noch bis heute, von mir beleidigt zu sein. Man braucht Erfahrung, um hier meine Ideen zu verstehen. Habe ich sie aber ja beleidigt, so finden sie noch hier ihre Ehrenerklärung. Auch der Capitain Mielzynski wurde stark verwundet.

Wir marschirten also am 30. dem General Sacken grade auf der Strasse nach, und gelangten nach Augustowow. Dort fanden wir die Brücken abgebrochen. — Auch hier war Gielgud in Zweifel, ob er nach Grodno oder nach Kauen gehen sollte, da in Grodno ungeheure Magazine waren. Doch er entschloss sich dem Sacken ferner nachzugehen. Am 31. langten wir Mittags in Suwalki an. Grade um 12 Uhr hielten wir fast einen Triumphzug, mit solchem Jubel empfingen uns die Einwohner; ja Damen fielen, zu sehr von ihren Herzbewegungen ergriffen, in Ohnmacht. — Ich rieth dem General Gielgud, eine Brigade hier zu lassen, um die reichen Hülfsmittel, welche die Woiwodschaft Augustowow uns anbot, einzusammeln, da man uns unter Andern binnen 8 Tage einige tausend Pferde versprach. Aber der Partisan Zaliwski, der eigenwillig in Augustowow zurückgeblieben war, schickte die falsche Nachricht ein, dass uns ein Corps von 10,000 Russen nachfolge und schon in Raygrod sei. Erschreckt liess Gielgud daher blos den Obersten Kiekiernicki in Suwalki mit 2 Compagnien zurück, und auch dieser kam einige Tages päter in panischem Schrecken uns nach. —

Den 1. Juni gingen wir bis Kalvaria, wo uns dieselbe Aufnahme zu Theil wurde; doch als wir am 2. nach Mariampol gelangten, war dieselbe ganz kalt. Die Juden, welche grossentheils die Stadt bewohnten, waren äusserst erschrocken, weil sie dem Obersten A. n. K. w., ehemaligem Adjutanten des Grossfürsten 80 Dukaten gegeben, damit er den unglücklichen Partisan Major Schill, den er erschiessen lassen wollte, auflösen. Dann hätten sie ihn bespieen, die Ehrenkreuze abgerissen und andre Schändlichkeiten mit ihm getrieben. — Hinter Mariampol hielt man einen Kriegsrath. Das ganze Corps war ermüdet, und Sacken nicht zu ereilen, trotz dem dass ich, der die Avantgarde bildete, die Hälfte meiner Infanterie immer auf 300 Wagen fahren liess, er floh Tag und Nacht. — In dem Rathe waren nun alle Generale der Meinung, man solle die Truppen nicht so ermüden, sondern sich berathen, wo man den Niemen passiren sollte. Alle Einwohner sagten aus, dass Kauen stark besetzt sei, was sich später als ganz unrichtig auswies. Man beschloss also, mich mit der Avantgarde vorauszuschicken, und zwar mit dem 4ten Jägerregiment und meiner Cavallerie, etwa mit 3 Bataillonen, 4 Geschützen und 450 Reitern. Ich sollte Sacken auf den Fersen bis Kauen verfolgen, das Corps selbst aber in ganz kleinen Märschen, um ausruhen zu können, in der Richtung nach Polangen marschiren, und mein Bericht von den, in Kauen befindlichen Kräften sollte den Uebergangspunkt entscheiden. Mehre waren der Meinung, rechts von Kauen

bei Olita zu passiren, um auf Wilna loszugehen, was wol das Beste gewesen wäre. Doch hatte ich theils meine Instruktion wegen Polangen, theils waren Samogitische Deputirte mit Bitte um Beistand gegen den Russischen General Malinowski angekommen. Bei dieser Gelegenheit forderte ich übrigens, dass man schriftliche Protokolle von allen Kriegsräthen halten sollte, damit die Meinung eines Jeden stets offenbar bleibe. Gielgud hat es aber nie gewollt. — Vor der Schlacht bei Raygrod war ferner schon das Corps so mit Wagen überladen, das ich vorschlug, die unnöthigen zu verbrennen. Ich verbrannte selbst den meinigen, und, trotz dass ich eine kräftige Anrede deshalb hielt, und äusserte, das Corps sähe jetzt schon aus wie die Franzosen nach dem Uebergang über die Berezina, folgten doch nur zwölf meinem Beispiel.

Ich brach auf, und fand in Kauen nur den General Sacken mit höchstens 300 Mann und 150 Mann Cavallerie aus verschiedenen Regimentern, ganz beladen mit den reichsten Bagagen der Garden, mit 17 Kanonen doch ohne Munition, und einer Menge gefangner Bürger. Sogleich schickte ich den Rapport. Die Brücke war schon abgerissen; einige Truppen waren am Ufer, die ich aber sogleich mit einigen Kanonenschüssen über die Wilia nach Slobotka trieb. Kauen selbst blieb nur mit einigen 100 Mann besetzt; das Sacken'sche Corps selbst war auf einen kleinen Kanonenschuss auf der andern Seite der Wilia. Ich hatte weder Kähne, noch Sappeurs, musste daher die Ankunft des Hauptcorps

erwarten. Einige Insurgenten von Litthauen stiessen bereits zu mir. Auch Major Puszet kam, dem ich von Suwalki aus schon geschrieben, dass er von seinen Wäldern heraus den Marsch Sacken's erschweren solle, was er leider aber nicht gethan. —

In Kauen herrschte unter den Russen eine solche Furcht, dass alle Russischen Offiziere bereits ihre Testamente gemacht, als sie erfuhren, dass Chlapowski von Lida nach Wilna ginge, und schon in Zyzmory war. Von dort hatte er an mich geschrieben. Zu gleicher Zeit schickt mir Gielgud drei Adjutanten hinter einander, ich solle nach Gielgudischken kommen, weil ihm ein starkes Corps nachginge, er wolle unterdess die Brücke besorgen. Der letzte Adjutant, Dobrowolski, war so dringend, dass ich an Chlapowski schrieb, dass ich nach Gielgudischken ginge, um Gielgud wo möglich zu leiten. „Um Gottes Willen", setzte ich hinzu, „lassen Sie Sacken nicht nach Wilna entkommen." —

Den ersten Tag meines Marsches zu Gielgud machte ich 6 Meilen, den zweiten 4, und hatte nur 18 Marodeurs, die doch noch in der Nacht nachkamen; — um 10 Uhr, den 10. Juni kam ich an die Brücke, welche eben mit der grössten Unordnung vom Corps passirt wurde. Gielgud fand ich schlafend im Schloss Raudany, und das Corps in einem langen Defilé, das der Niemen und die grossen Anhöhen bildeten, im Lager; in so schlechter Stellung, dass ein Angriff von 4000 Mann von den Anhöhen selbst, ohne einen Kanonenschuss von unsrer Seite, das ganze Corps

hätte in den Niemen werfen können. Ich bat Gielgud, dessen Corps nur eine halbe Meile und seit vier Tagen nur sehr kleine Märsche gemacht hatte, noch 3 Meilen weit bis an die Dubissa zu marschiren. Er antwortete, seine Truppen seien müde. Ich verlangte, dass er wenigstens mein Corps immer am Niemenufer weiter schicken solle. Da Bitten nichts half, stimmte ich einen lauten Ton an, so dass Gielgud mir mein Commando schon abzunehmen drohte. Ich musste weichen, und er gab mir selbst meine Infanterie nicht wieder, und keinen Befehl für den andern Tag. Darum rückte ich ohne einen Befehl auf die Anhöhen, um die linke Flanke des Corps wenigstens zu decken. —

Am andern Tage rückte das Corps gegen Szredniki nach Szeykiszki. Hier gab sich die Trefflichkeit meines Rathes zu erkennen. Denn da, wo ich gestern vorrücken wollte, marschirte der General Malinowski mit einer Brigade Cavallerie, $1\frac{1}{2}$ Bataillonen und seinen Kanonen im Kothe, so dass er nur eine Viertelstunde vor uns in Szredniki, wo er die Dubissa mit sehr hohen Ufern passiren musste, ankam. Wären wir nur eine halbe Stunde früher angekommen, so hätte er sich in den Koth zurückziehen und das Gewehr strecken müssen. Denn von Szredniki bis Kiedany ist die Dubissa mit Kanonen unmöglich zu passiren. Jetzt vereinigte er sich mit Sacken, so dass Chlapowski vor ihnen zurückweichen musste. — In Szeykiszki kam ich Nachmittags 4 Uhr, Gielgud Abends, und die Artillerie erst in der Nacht an, weil 12 Pferde für

eine Kanone nicht reichten und man sie oft mit den Händen ziehen musste. — Dieser grosse Fehler hier entschied bereits über die ganze Campagne; denn Sacken sah hier, dass Gielgud nichts weniger war als ein General.

Den folgenden Tag marschirten wir nach Kiedany, wo ich mit der Avantgarde um 4 Uhr ankam. Dort begegnete ich einem Offizier mit 30 Uhlanen vom General Chlapowski, der in Zejmy stand, und am nämlichen Tage langte auch Gielgud an; später Chlapowski. Auf letztern setzte man grosse Hoffnung, weil er sich durch seinen Marsch durch Litthauen vielen Ruhm erworben und die Litthauer zu ihm besonderes Vertrauen hatten. Unglücklicher Weise aber kam er, um Gielgud zu seinem Plan gegen Wilna zu bereden, der unsre Vereinigung mit den Samogitiern unmöglich machte. Gielgud, stets leicht zu überreden, stimmt ihm bei, trotz meines und des wackern Staniewicz, Chefs der Insurgenten im District von Rossienie, Widerspruch. Jedoch um mich und Staniewicz einigermassen zu befriedigen und den Samogitiern zu helfen, schickt man den Obersten Szymanowski mit seinem 19ten Regiment, etwa 1100 Mann, 2 Kanonen, nebst der Reiterei des Staniewicz, der ich 2 Offiziere und 8 Uhlanen als Instruktoren mitgab, ab. Sie sollten Rossienie besetzen und weiter gegen Polangen vorrücken. — Als Szymanowski bemerkte, die Kräfte seien dazu zu gering, zeigte Chlapowski auf die Charte und sagte in seinem damaligen Uebermuth, mit solchen Kräften wolle er nicht nur Polangen nehmen, sondern auch

ganz Curland besuchen. — Ich bewunderte dagegen damals den guten Muth Szymanowski's. —

Wir rückten den 12ten mit dem ganzen Corps nach Zejmy, nachdem noch Leon Potocki in Kiejdany mit einem hübschen Detachement Cavallerie, etwa 60 Mann, und etwa 200 Freischützen vom Aufstand zu uns gestossen war und ich seine Cavallerie den Posener Eskadronen zugetheilt hatte. In Zejmy fanden wir, dass Chlapowski schon über Janow nach Becza vorgerückt war, und erfuhren, dass Kauen von dem Partisan Zaliwski ohne Widerstand besetzt worden, weil Sacken mit Malinowski sich eiligst gegen Wilna gezogen hatte. Uebrigens fanden wir in Zejmy eine Brigade neuer, von Chlapowski gebildeter Cavallerie, das 10te und 11te Uhlanenregiment, 560 M. stark, in ziemlich guter Ordnung, einige Bataillone neuer Infanterie, etwa 1500 M., denen die Instruktoren Chlapowski's zugetheilt waren, und in denen die Gräfin Plater eine Compagnie anführte. Die Insurgenten waren aus dem Distrikt von Kauen und Wilkomirz. Von allen Seiten kamen die Litthauer in grossem Jubel herbei. Die Infanterie hatte Jagdflinten, Kastelki genannt; die Cavallerie theilweise die Lanzen, die meisten aber Pistolen und Carabiner, viele in Uniform. Hier wurde auch vom General Gielgud die Regierung von Litthauen eingesetzt. Die Mitglieder waren fast lauter Anverwandte von ihm, wie sein eigner Bruder, Graf Tyszkiewicz, Fürst Gabriel Ogiński u. A. Die Litthauer schienen mit den Wahlen wenig zu-

frieden und bedauerten besonders, dass Karl Zaluski und Kontrym fehlten. —

Da Chlapowski nicht da war, war Gielgud wieder unentschlossen und fragte mich, was er thun solle, wenn der Feind sich in Wilna vertheidigte. Die natürliche Antwort war, ihn angreifen. Darauf gab er mir den Befehl, ich solle über Szyrwinty gegen die sogenannte grüne Brücke vorrücken, und meine Instruktion war, Wilna zu „bedrohen.“ Meine Meinung, die ich schon in Kieydany gesagt, war, die Wilia, die Swiętarzeka und Kauen stark zu besetzen, rückwärts gegen Polangen zu operiren, und das nördliche Litthauen und Samogitien zu organisiren; jetzt aber, da die Bewegung auf Wilna einmal vorgenommen war, eiligst anzugreifen. —

Ich rückte von Zejmy nach Becza, brachte die Nacht dort zu, und passirte auf einer, von Chlapowski gebauten, Brücke die Swiętarzeka.*) Mündlich hatte ich die Instruktion erhalten, Niemenczyn zu berühren. Da ich nun erfuhr, dass in der Richtung von Wilkomirz, wohin mein Corps rückte, sich kein Feind befand, so schickte ich dasselbe gegen Szyrwinty zu, und begab mich selbst nach Czabiszki, wo Chlapowski, wie er mir geschrieben, die Wilia passiren wollte. Ich fand ihn sehr saumselig mit den ersten Vorbereitungen zum Uebergang beschäftigt. Ich kam, um mich mit ihm über mehreres Wichtige zu besprechen. Ich wollte ihm vorschlagen, meine Richtung zu nehmen,

*) Wörtlich: der heilige Fluss. —

weil sein Corps, meist aus Cavallerie bestehend, viel leichter, die sandige Gegend bei Niemenczyn für meine schwere Artillerie aber nicht passend war, die Gegend von Ponary meiner Infanterie mehr zusagte. Er gab mir Recht, entschuldigte sich aber damit, dass er die Bewegung schon angefangen habe. — Darauf theilte ich ihm mit, wie so ganz ich gegen das Manöver auf Wilna wäre, und drang in ihn, den Oberbefehl zu übernehmen, da die Unentschlossenheit und Unfähigkeit Gielgud's sichtbar wären. Er wollte aber davon nichts hören, weil ältere Generale im Corps vorhanden seien. Ich erbot mich zuerst, ihm zu gehorchen. Doch er wies mich zurück. Da bat ich wenigstens, er möge auf meinen Rath hören und sein Corps keine Stunde lang mit dem Gielgud's zusammen lassen, da die Unordnung in der Division leicht auf seine Truppen, welche die besten in der Polnischen Armee waren, übergehen könne. Ich führte ihm mein eignes Beispiel an, dass ich alte Regimenter, die mir Gielgud statt meiner Infanterie zur Avantgarde gegeben, zurückwies, um nur meine eignen Soldaten, so neu sie waren, bei mir zu haben. Er hörte aber auch auf diesen Rath nicht und hat es zu spät bereut. — Er rühmte sich, in der Stadt, von der er 15 Meilen noch entfernt war, Verständnisse zu haben, und äusserte unter Anderm: man müsse dafür sorgen, dass der Feind nicht davon laufe! —

Zurückgekehrt, fand ich mein Corps in Szyrwinty. Unterweges begegnete ich mehren Detachements Cavallerie und Infanterie, die aus den

weitesten Entfernungen auf Chlapowski's heimlichen Befehl zu ihm zogen, so dass wir jetzt schon weniger Herren von Litthauen waren als vor unserer Ankunft, auch nun keine Rekruten mehr bekommen konnten, da die Kosaken nunmehr gleich wieder das ganze Land durchstreiften.

Den andern Tag rückte ich nach Meyszagola, der letzten Station vor Wilna auf der Strasse von Wilkomirz, tags darauf bis an das Dorf Kauszagola, 10 Werste von Wilna. Dort traf ich auf ein starkes Detachement Cirkassen und einige Eskadrons Uhlanen von der Division Chilkow, jagte sie mit einer kleinen Avantgarde bis in die Niederungen der Wilia, und kam auf die Anhöhen, von denen ich Wilna unter meinen Füssen deutlich liegen sah. Indessen befahl ich dem Corps, am Dorfe starke Positionen zu nehmen, was ein Wald hinter demselben leicht erlaubte. Gegen Abend kam ich mit der Avantgarde zurück, und lagerte um das Dorf. Andern Tages gegen 8 Uhr machten die Russen eine starke Rekognoscirung gegen mich, blos mit Cavallerie; ich trieb sie zurück, und rückte mit einer Eskadron, 120 Freischützen vom Aufstand und 4 Compagnien Infanterie aus, um die Anhöhen, auf denen ich mich Tags zuvor befunden hatte, zu besetzen.

Von der Stellung, wo mein Lager sich fand, (meine Truppen bestanden aus gegen 2400 M., d. h. 1800 M. Infanterie, 600 M. Cavallerie und 4 Kanonen) bis zu den Anhöhen, war ein Raum von 3 bis 4 Werst ganz offen und flach. Nur in

Mitte stand ein Wirthshaus, bei demselben 2 Häuser. Nachdem ich die Anhöhen besetzt hatte, fasste ich den Entschluss, so nahe als möglich mit dem ganzen Corps gegen Wilna vorzurücken, damit ich im Stande wäre, den ersten Angriff Chlapowski's zu vernehmen und lebhaft zu unterstützen. Um aber meine neue Infanterie nicht zu sehr in die Gefahr zu bringen, auf der Ebene durch eine Cavalleriecharge zerstreut zu werden, liess ich 150 Wagen mit Heu und andern Lebensmitteln, welche die Litthauer eben gebracht hatten, von der bedeckten Stellung des Lagers, die ich verliess, in zwei Reihen längs des Weges in Escheks bis an die Anhöhen aufstellen, die Pferde ausspannen, um dadurch im Fall eines Angriffs eine Deckung für die Infanterie zu bilden. Hierauf rückte ich mit meinem ganzen Corps gegen Wilna zu, und liess nur eine Companie Infanterie im Lager zurück. Der Feind wich nach einem Cavaleriegefechte ohne starken Widerstand, so dass ich 4 Werste von Wilna eine starke Stellung nehmen und dort bis zum Abend ungehindert stehen konnte. Dort erwartete ich eine Nachricht vom Vorrücken Chlapowski's und empfing auch von ihm einen Brief, den er „vom Lager bei Wilna" datirte, und in welchem er bereits einen ganz andern Ton, als in Szabinzky, anstimmte. Er meldete mir, dass das Gardecorps unter Knorring von Grodno über Troki jeden Augenblick in Wilna erwartet werde. Als ich ihm früher gesagt hatte, dass er zu schwach sei, um Wilna zu attakiren, und dass ihm dazu eine Brigade Infanterie nachgeschickt werden

müsste, nannte er mich damals furchtsam, jetzt, schrieb er, eine Brigade sei wol nicht zu viel. Als ich den Boten nun über die Stellung des Corps befragte, so erfuhr ich mit Erstaunen, dass das Lager, welches das ruhmredige Datum: Lager bei Wilna, trug — 3 Werst hinter der letzten Poststation Malowanka gegen Kauen zu sich befand! — Ich konnte also nicht anders glauben, als dass Chlapowski beschlossen habe, den nämlichen Tag vorzurücken, und dass er sich in diesem Augenblicke schon bei Wilna befinden könnte. Ich berief daher meine Stabsofficiere und legte ihnen die Frage vor: ob ich auf ein Cavalleriedetachement, das sich auf einen kleinen Kanonenschuss nähere, einige Schüsse geben solle, um dadurch Chlapowski zu benachrichtigen, dass ich den Angriff zu beginnen im Stande sei; weil er mir in dem Briefe geschrieben hatte, dass er den 16ten attakire. Dabei bemerkte ich den Offizieren, dass in Wilna Alles zu einem Aufstande bereit sei, und ich deshalb anstehe, eine Canonade anzufangen, um, wenn etwa Chlapowski noch nicht so nahe wäre, als ich, ihnen nicht ein falsches Zeichen zu geben. Denn in diesem Falle war ich zu schwach, allein Wilna zu nehmen, zumal ich eine verschanzte Brücke zu passiren hatte, die im schlimmsten Falle leicht in Brand hätte gesetzt werden können. — Die Meinung meiner Offiziere war daher einstimmig, man solle keinen Schuss geben, nicht nur deshalb, weil man die Einwohner damit irre führen könne, sondern weil ich jetzt schon viel zu kühn gegen Wilna vorgerückt sei. Ich blieb also unbeweg-

sich in meiner Position, und schickte nur einige Infanterie ab, um mich des Dorfes Werki zu bemächtigen. Spät Abends sandte ich 2 Compagnien Infanterie und 30 Pferde unter Major Kossobucki links bis nach Kalvaria, wo ich früh einen Uhlanenposten aufgehoben hatte, damit er den Hohlweg, der von Wilna über Kalvaria führte, besetze. Rechts von meiner Position schickte ich 120 Freischützen vom Aufstande unter Commando eines sehr geschickten Partheigängers ab, denen ich noch 20 Pferde zutheilte. Beide Detachements hatten den Befehl, sobald es tagen würde zurückzukehren; denn länger als bis Mittag andern Tages wollte ich auf Chlapowski's Angriff nicht warten. Denn er hatte nur die Hälfte des Weges, den ich zurückgelegt, zu machen gehabt. Hierauf schickte ich Emissaren nach Wilna, bemerkte aber auch, dass der Feind mich spionieren liess. Zwei Spione erwischte ich; den einen, einen ehemaligen Offizier, der 1812 aus französischem Dienst gejagt war, als Bettler verkleidet; ein andrer aber, ein sehr bekannter Jude, der mein Corps ganz durchstrichen, entkam nach Wilna.

Dies machte mich sehr behutsam: ich konnte nicht mehr daran zweifeln, dass mich der Feind jetzt angreifen wolle, und liess deshalb 2 schwere Kanonen unter dem tüchtigen Offizier Bochenek auf einer Anhöhe stehen, von wo er das Anrücken der grössten Macht in grader Richtung hätte aufhalten können, nahm aber spät am Abend die 2 leichten Geschütze des eben so wackern Offiziers Frachse ganz vor, und stellte sie links von

meiner Position auf einen Berg, wo sie, von Gebüschen gedeckt, in die Flanke des vordringenden Feindes auf dem einzigen fahrbaren Wege grosse Verwirrung anrichten mussten. Vor eine jede Batterie liess ich eine Compagnie Infanterie lagern; denn die Anhöhen erlaubten der Artillerie, über die Köpfe meiner Leute mit Sicherheit wegzuschiessen. In dieser Stellung kochten und schliefen die Leute ganz bequem, indem ich so den stärksten Angriff erwarten konnte.

Meine Besorgniss liess mich aber nicht länger als früh bis 3 Uhr, den 17. Juni, schlafen. Ich ritt sogleich auf die Vorposten, stieg vom Pferde und lehnte mich an eine Kanone des Lieutenant Freches, um dort den Tag zu erwarten. Meine Wachsamkeit war mein Glück! Denn kaum brach der Tag an, so rückte der Feind mit einiger Cavallerie und Infanterie, doch in unbedeutender Anzahl vor. Ich schickte Tirailleurs gegen ihn. Alles nahm die Richtung gegen meinen linken Flügel auf Kalvaria zu, um meine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu richten. Plötzlich aber sehe ich, das eine starke Colonne, etwa 6 Eskadrons Cavallerie, 5 oder 6 Geschütze und, wie mir schien, mit 2 Battaillonen mich rechts von dem Dorfe her, wo die Litthauischen Scharfschützen standen, umzingeln wollte. Denselben Augenblick rückte eine dritte Colonne von 4 Eskadrons, 4 Geschützen und einer starken Infanterieabtheilung gerade auf den Hohlweg zu. Da der Weg von Wilna nach Kalvaria wegen der Anhöhen nicht zu sehen war, und ich in Ungewissheit, ob mein gestriger Befehl, bei Tage sich zurückzuziehen, ausgeführt

werden würde, so schickte ich einen Offizier mit 3 Uhlanen und dem Befehl ab das Detachement solle sich mit mir so eilig als möglich vereinigen. Der Offizier kam aber bald wieder zurück und meldete, die Communication zwischen Kalvaria sei nicht mehr frei, weil die feindliche Cavallerie, meistens Cirkassen, die Berge zwischen mir und Kalvaria durchstriche. Ich musste also 30 Pferde, obwol ich so schwach war, detachiren, um den Befehl durchaus an Kossobucki gelangen zu lassen. Dieser behutsame Offizier aber hatte Kalvaria schon verlassen, als er auch plötzlich von einem Bataillon Infanterie, regulairer Cavallerie und Cirkassern mit 2 reitenden Kanonen angegriffen wurde. — Ich musste die Position halten, bis ich Rapporte von Kossobucki bekam, und feuerte, sobald sich der Feind auf einen Kanonenschuss dem Hohlwege näherte. Mein erster Schuss war, wiewohl er aus einer Haubitze gethan wurde, so glücklich, eine feindliche Kanone zu demontiren; und da denselben mehre andre folgten, so brachte ich die Russische Cavallerie in grosse Unordnung, und auf diesem Punkte rückte seine Attake gar nicht vor. Vielleicht glaubte der Feind, mich hier verlocken zu können, und dass ich seine Bewegung auf dem linken Flügel nicht bemerkt hätte, und vielleicht wusste er nicht, dass er auch dort Widerstand finden würde.

Sobald ich erfuhr, Kossobucki sei im Marsch, gab ich dem Obersten Sierakowski 2 Bataillone des 18ten Regiments, meine ganze Cavallerie und die beiden schweren Geschütze, um, im Fall die

feindliche Colonne sich auf meinem rechten Flügel zeigte, denselben zu decken, und blieb nur mit dem 4ten Bat. des 3ten Jägerregiments, 300 Pferden der Plocker Cavallerie und 160 Samogitiern (Cavall.), die den Feind noch nie gesehen hatten, um den beiden Colonnen, die von Kalvaria und auf dem graden Wege von Wilna kamen, zu widerstehen. Da der Feind merkte, dass die Artillerie, welche den Hohlweg besetzt hatte, sich zurückzog, was ich ihm so lange als möglich durch Cavallerie verdeckte, drang er vor, während uns die Colonne von Kalvaria von hinten in die linke Flanke kam. Meine Lage ward hier gefährlich und erforderte Kaltblütigkeit und Ordnung. Ich theilte das Bataillon in 2 gleiche Theile, und da die Soldaten ein Quarrée noch gar nicht zu formiren verstanden, bildete ich aus ihnen Colonnen-Attaken mit halben Compagnien. Ein so kleines Quarrée schickte ich mit der ganzen Cavallerie gegen die Colonne, die von Kalvaria her trabte, hielt den Hohlweg mit der andern Hälfte des Bataillons so lange, bis die Artillerie des Lieut. Frähse, die über die Anhöhen links sich hatte herausziehen müssen, ohne einen Weg dort zu haben, auf einer Anhöhe hinter mir ankam, und von dort dem Kanonenfeuer, das von der linken Seite heftig auf mich eindrang, antwortete. Der neuen Cavallerie ritt ich ganz langsam vor, um ihnen durch meine Kaltblütigkeit zu zeigen, dass man im Kanonenfeuer auszudauern habe. Sie blieb auch wunderbar ruhig, obwol das Geschrei und das Schiessen der Colonne, die von Wilna herkam, ihnen im Rücken

sich hören liess. Hier muss ich bemerken, dass von der obigen Anzahl Cavallerie alle Detachements, die ich Abends vorher wie jetzt nach Kalwaria geschickt, abgezogen werden müssen. Deshalb glaube ich damals nicht mehr als 250 Reiter bei der Hand gehabt zu haben. Ich sah zugleich ein, dass, wenn ich den Feind sich vereinigen liess, d. h. dass die Colonne von Kalwaria mit der von Wilna zugleich auf mich eindränge, ich es mit so neuen Truppen nicht würde aushalten können, da ich in diesem Falle von zwei entgegengesetzten Richtungen angegriffen wurde. Deswegen rückte ich dreist mit meiner Cavallerie gegen die Colonne von Kalwaria, da die zweite feindliche Colonne den Gipfel des Berges noch nicht erreicht hatte und daher nicht wissen konnte, wie schwach ich sei. Dies gelang mir vollkommen. Der Feind wurde zurückgeschlagen, so dass er auch seine Artillerie zurückzog. Da liess ich mein halbes Bataillon, ein Geschütz und einige 60 Pferde unter dem besten Kavallerieoffizier Major Iezewski zurück, den Feind zu beobachten und sich von Weitem im Zusammenhang mit der Colonne, die ich anführen wollte, links von der Hauptstrasse zurückzuziehen. Mit dem Rest der Cavallerie ritt ich, um den Rückzug des andren halben Bataillons von seiner Stellung zu decken, und liess auch das andre Geschütz so aufstellen, dass der Feind seine Wirkung zugleich spüren konnte, sobald er den Gipfel des Berges erreichte. Sobald meine Infanterie das Geschütz gewonnen hatte, zog ich mich auch mit der Cavallerie zurück, und zwar so eilig

als möglich, um mich von dem Gipfel zu entfernen, bevor die Russische Artillerie dorthin gerückt war. Als der Feind nun plötzlich den Berg überstieg und nur so wenig Truppen sah, machte er auf mein halbes Bataillon mit dem grössten Geschrei eine Charge, die aber von den Truppen wundervoll zurückgeschlagen wurde. Meine Cavallerie machte Front, und der Feind rückte nur behutsam nach.

Unterdessen hatte die Colonne, die links herkam, wiederum einen Umweg gemacht und mit dem Vortheil reitender Artillerie eine Stellung genommen, von welcher die Kugeln mir in den Rücken fielen. Die Kanone, welche ich bei dem Bataillon gelassen hatte, hielt jedoch ihr Vorrücken in meiner Flanke ab. So kam ich bis an die Wirthshäuser, die auf der Ebne lagen, an. Da hatte aber auch der Feind mit seiner Artillerie auf die Strasse, die von Wilna grade herkam, eine Position jenseits des Berges genommen, und fing von da ein heftiges Feuer an, das sich mit dem Feuer der linken Colonne kreuzte. Da kamen meine beiden Colonnen, die des Majors Iszewski und die meinige, zusammen, und hier sah ich ein, dass ich dem Obersten Siepkowski zu viel Cavallerie gegeben und er den Schlachtplatz zu eilig verlassen hatte. Hätte ich hier die 400 M. Cavallerie, die er bei sich hatte, bei mir gehabt, ich hätte auf die Colonne, welche von Kalwaria kam, eine schöne Charge machen können, da sie so geschwind vorrückte, dass ihr die Infanterie nicht nachkommen konnte. Ich glaube, der Feind hätte da sein Geschütz

verloren und dies hätte mich in Stand gesetzt, auch auf die zweite Colonne einen Angriff zu machen. — Der Fehler war gross, und um so grösser, als die Colonne, welche Sierakowski hatte beobachten sollen, gar nicht ankam. Zwar sagte er zu seiner Entschuldigung, dass er geglaubt habe, sie hätte uns vielleicht ganz umgehen und in den Rücken fallen können, weshalb er ohne Aufenthalt bis an den Wald nach dem Wirthshause Klonowka 3 Werste weiter als das Dorf Kauszagola, zurückgegangen war, da wo wir uns an dem Tage vor dem Vorrücken nach Wilna gelagert gehabt hatten. Auch wunderte ich mich und schickte einen Adjutanten zu ihm, um ihn zu fragen, warum er das Dorf, das schon dicht am Walde lag, gar nicht mit Infanterie besetzt hatte. — Bei dem Wirthshause blieb ich mit der Infanterie eine Zeitlang stehen; und sandte der Cavallerie den Befehl, vorzurücken, und sich unter dem Obersten der Posener Eskadronen, Brzezański in einer Linie zu deployiren und meinen weiteren Rückzug zu decken. Meine Truppe, namentlich das Bataill. des 3ten Jägerregiments war stark ermüdet. Das Gefecht hatte länger als 9 Stunden gedauert, immer in der schwierigen Lage, von zwei Seiten durch Uebermacht lebhaft angegriffen zu sein. Ein halbes Bataill. kam auch durch das Kreuzfeuer der Kanonenkugeln und das Handgeschütz der Cirkassen, die grossen türkischen Flinten, auf einen Augenblick lang in Unordnung. Ich liess es aber nicht vom Fleck, bis Ordnung und Stille in den Reihen wieder hergestellt waren. Darauf zog

ich mich bis hinter die Cavallerie zurück, vom Feinde nur sehr schwach verfolgt.

So kam ich mit meiner Infanterie und Artillerie bis an die Stellung des Obersten Sierakowski bei Klonowka zurück, und hier machte ich noch in Gegenwart des ganzen Corps den Offizieren des halben Bataillons Vorwürfe über die kleine Unordnung, die der Feind in dasselbe gebracht hatte. Dies that eine so gute Wirkung, dass ich von diesem Augenblick an bis an meinen letzten Tag die Tapferkeit, die sie bei allen Gelegenheiten auszeichnete, nicht genug bewundern könnte. Das Bataillon war damals vielleicht 600 M. stark, und ich brachte nach Warschau davon nicht mehr als 190 Mann zurück. Die übrigen waren alle in den Gefechten gefallen oder so stark verwundet, dass ich sie zurücklassen musste. Nur fünf oder sechs Offiziere blieben am Leben. Die übrigen deckt alle die Litthauische Erde. Es waren Helden im eigentlichen Sinne des Worts. Nur mit freudigem Gesange gingen sie in das Feuer.

Unterdessen war der Partisan, den ich mit 120 Mann und 20 Reitern nach dem Dorfe abgeschickt, durch die Colonne auf meinem rechten Flügel überfallen worden. Da ich aber früher Befehl zum Rückzug gegeben, sie nicht weit zu den Gebüschen hatten und ich Flintenfeuer hörte, so war ich ruhig. Der Offizier der Cavallerie aber wollte sie als Taktiker führen, und erlaubte ihnen nicht in die Gebüsche zu gehen. Die Russische Cavallerie chargirte auf die armen Leute ohne Bajonett; die Colonne wurde ge-

sprengt und der grösste Theil grausam getödtet. Der Partisan, wie der Cavallerieoffizier, geriethen schwer verwundet in Gefangenschaft. Siebzehn zu Pferde und 30 Schützen retteten sich erst in der Nacht zu mir. Dies belegt wieder den grosen Fehler, den General Chlapowski immer beging, dass er von allen Gegenden alle Partheigänger an sich zog. Der Partisan, von dem hier die Rede ist, hatte sechs Wochen vorher schon mit seinen 120 Leuten den grossen Wald zwischen Szyrwinty und Meyszagola, also 4 Meilen von Wilna entfernt, durch welchen die Hauptstrasse ging, besetzt, und hatte mehrmals ganze Colonnen von 3 auch 4000 regulairen Truppen zu einem Umwege von 3 bis 4 Meilen, um den Punkt zu vermeiden, gezwungen. Da er aber hier einen schriftlichen Befehl von Chlapowski bekommen hatte, das rechte Ufer der Wilia hinauf zu gehen, um die Communikation zwischen meinem Corps und dem des Chlapowski zu erleichtern, war er schon fremd in dieser Gegend und gleich den zweiten Tag zu Grunde gerichtet. Man hätte die Partisane in ihren bekannten Gegenden so wie vor unsrer Ankunft in Litthauen lassen und zur Verstärkung unsrer Armee nicht diese, sondern nur, durch die regelmässige Rekrutirung für Reiterei und Fussvolk ausgeschriebene, von einem Comité schon verzeichnete, Leute brauchen sollen. Die Partisane hätten uns dazu geholfen, die Rekruten schneller zusammen zu bringen, hätten den Feind verhindert, das Land zu durchstreifen, hätten ihm auch die kleinste Nachricht abge-

schnitten, im Gegentheil uns alle Nachrichten von ihm gebracht. Jener Partisan hatte freilich jeden Juden, der sich in der Nähe sehen liess, ohne Weiteres hängen lassen, weshalb sich kein Spion ihm zu nähern wagte und der Feind glaubte, er sei 7000 Mann stark. Doch später richteten 27 Leute dasselbe aus, wie wir noch sehen werden. Dieser, in Rücksicht auf die Partisane begangne, Fehler war, nebst dem unnützen Angriff auf Wilna, eine der Hauptursachen von dem Mislingen der ganzen Expedition. Ich begreife nicht, wie Gen. Chlapowski, der den Krieg so gut kannte, dennoch selbst solche Fehler begehen konnte; wiewol ich noch erinnern muss, dass er diese Befehle noch vor unsrer Ankunft gab. Später wollten die Partisane auch nicht mehr in ihre Waldungen zurückkehren. Da sie manche Grausamkeiten begangen, hatten sie Furcht und suchten unter unsern Kanonen Schutz.

Da die Colonne auf meinem rechten Flügel noch immer nicht erschien, und der Wald, den ich im Rücken hatte, nicht tiefer als eine gute halbe Meile war, obwol mehr wie 3 Meilen breit, da er Wilna umzingelt, ich daher befürchten konnte, die Colonne werde den Wald umgehen und mich im Rücken angreifen, ausserdem ein Bote mir vom Dorfe Czerwonydwór die Nachricht brachte, dass von Niemenczyn hinter mir eine starke Colonne vorrückte, so schickte ich den Oberst Sierakowski mit 2 Geschützen, 6 Compagnien und meiner ganzen Cavallerie, nur 60 Pferde behaltend, ab. Ich liess ihm eine mir

bekannte Stellung 3 Werste hinter dem Walde so nehmen, dass er jeden Angriff erwarten konnte. Kaum war Sierakowski eine halbe Stunde fort, als die feindliche Colonne vom rechten Flügel vorrückte und an die beiden andern anstiess. Ich befürchtete sogleich einen Angriff, und stellte deshalb meine beiden Geschütze weit von einander entfernt dicht bei dem Walde auf, besetzte den Rand desselben aber mit Infanterie, und schickte von der Cavallerie Flankeurs vor. Der Feind aber nahm Position und fütterte die Pferde. Da konnte ich bequem seine Kräfte zählen. Es waren 11 Geschütze, mehr als 10 Eskadrons trefflicher Cavallerie, eine bedeutende Anzahl Cirkassen und mehr als 4 starke Bataillone Infanterie. Die Litthauer sagen, es seien 11,000 Mann gewesen, was ich jedoch bezweifle.

In dieser Stellung blieb ich bis 5 Uhr Abends. Da aber die Leute sehr ermüdet waren, und ich die Stellung gegen so grosse Uebermacht auf die Nacht gefährlich fand, zog ich mich, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, zurück. Um 8 Uhr erreichte ich Powidoki, wo ich die Nacht über blieb, und meinen Rapport an den General Gielgud einschickte. — In dem Dorfe wollte ich mein Corps ausruhen lassen. Drei Tage hatte alles immer in der grössten Sonnenhitze gestanden, welche vielen Soldaten an den Anhöhen Augenschmerzen verursacht, und in der Frühe fand ich, dass von den neuen Infanteristen, von denen ich 180 bekommen hatte, 150 nach Hause gegangen waren, während die ganze Samogitische Cavallerie dageblieben war. Eine neue Lehre für je-

den Aufstand, dass man nur Reiterei regelmässig anführe, die Infanterie aber nur in Wäldern und in andern starken Positionen lasse, sie zu nächtlichen Angriffen benutze und sie nicht in das Kanonenfeuer bringe. Dies ist in jedem Lande der Fall. Mir liefen die Leute mit Patronen fort, trotz dem, dass das Gefecht in solcher Ordnung geführt worden war. Die Infanterie braucht wenigstens 6 Wochen, ehe man sich ihrer bedienen kann, und ehe sie die nöthige Kaltblütigkeit und Zuversicht zu sich gewinnt; die Cavallerie dagegen ist gleich den ersten Tag brauchbar.

An diesem Tage, den 18ten, bekam ich nunmehr den Befehl vom General Gielgud *), der bei dem Dorfe Rykonty eine Brücke über die Wilia baute, am andern Tage, den 19ten, eine Bewegung mit meinem „linken Flügel" gegen Niemenczyn vorzunehmen. Dieser Befehl ist wieder

*) Wörtlich lautet dieser Befehl also:

An den General Dembinski in Powidoki.

Lieut. Stawiarski wird dem General Demb. den Befehl überbringen.

General!

Morgen werden Sie mit Ihrem linken Flügel eine Bewegung gegen Niemenczyn machen, den 20ten mit Ihrem ganzen Corps den Feind auf der grünen Brücke angreifen. Wenn Sie, Herr General, zu starke Kräfte gegen sich haben sollten, so werden Sie so manövriren, dass Sie den Feind auf der andern Seite der Wilia beschäftigen.

Hauptquartier Jatchuny bei Rykonty, d. 18ten Juni 1831. Ich bitte Sie, Herr General, schicken Sie mir den Schlüssel zu den Chiffern, damit ich die Schrift, die ich heut vom Oberbefehlshaber erhalten, lesen kann.

ein Beweis von der vollkommnen Unfähigkeit des General Gielgud. Er wusste, dass ich in Powidoki stand, konnte leicht einsehen, dass meine Truppen müde waren, und befiehlt mir, Niemenczyn zu erreichen, von wo ich 9 Meilen entfernt war, da ich Umwege zu machen hatte; und dabei spricht er von meinem linken Flügel, als ob ich ein Armeecorps kommandirt hätte, während ich nicht mehr als 2300 M. stark war. Ich rückte also mit dem ganzen Corps gegen Niemenczyn; und zwar denselben Tag noch bis nach Podbrzezie, wo ich etwas ausruhte, und von nun an nicht mehr nach Niemenczyn, sondern rechts auf die Strasse nach Kalwaria und Wilna vorrückte, um den andern Tag ganz früh meinen Angriff beginnen zu können, und den des General Gielgud dadurch zu unterstützen. Bis 11 Uhr in der Nacht hatte ich 7 Meilen zurückgelegt. Die Hitze war gross, der Weg über Berge und schlechte Brücken gegangen, die Ermüdung allgemein. Aber der gute Wille, Wilna anzugreifen, gab Kräfte. Da bekam ich mit dem grössten Erstaunen die Nachricht, dass Gielgud Wilna am 19ten angegriffen habe, dass der Angriff mislungen sei, und er sich zurückziehe. Mir befahl er ebenfalls, nach Wilkomirz zurückzugehen. Den Befehl brachte mir der Lieuten. Dobrowolski, der auf einer schlechten Bauerfuhre den Tag über 11 Meilen gemacht hatte. Und man sieht, wie früh der Angriff schon mislungen sein musste, wenn dieser Offizier an demselben Tage 11 Meilen noch zurückzulegen Zeit hatte. Ich erstaunte, ergrimmte und fluchte über

den Unverstand eines solchen Generals. Mir befiehlt er den 20ten zu attakiren, er selbst attakirt den 19ten, und schickt mich an demselben Tage weit von Wilna weg!

Das Mislingen dieses unnöthigen Angriffs, zu dem ihn nur General Chlapowski beredet hatte, entmuthigte und betrübte ganz Litthauen. Die Insurrektion ward gelähmt und alles Zutrauen ging verloren. Die Details der Schlacht, die ich erst später erfuhr, gaben nur noch mehr Beweis, dass Gielgud unser Anführer nicht bleiben könne, was auch die Litthauer selbst einsahen. Auch Chlapowski, den die Litthauer vor der Schlacht zum Oberbefehlshaber gewünscht hatten, verlor dort seinen Ruhm; wie alle Litthauer, die von dort herkamen, mich einstimmig versicherten, indem er weit weniger tapfer, energisch und talentvoll sich gezeigt hatte, als sie gehofft. Glänzend aber war das Benehmen des ersten Uhlanenregimentes gewesen, das durch mehrere Chargen die, den Gielgud verfolgenden, Feinde zurückwarf. Der Rückzug des letztern aber war, ohne eilig zu sein, wie alles was er that, in der grössten Unordnung. Dem Partisan Zaliwski, dessen Corps damals schon 1500 M. Infanterie und beinah 400 Pferde zählte, und der fast das erstemal zur rechten Zeit in's Gefecht kam, gab er gar nicht zu wissen, dass er sich zurückzöge und liess ihn auf dem rechten Flügel in vollem Angriff auf Wilna!

Drittes Kapitel.

Rückzug von Wilna. Treffen bei Pomiewirz. Angriff auf Szawle.

Den 20ten kam ich wiederum nach Meyszagola auf die Hauptstrasse gegen Wilkomirz zurück. Den nämlichen Tag zog ich mich bis nach Szyrwinty, wo ich 2 Tage zubrachte, um das erschöpfte Corps zu erfrischen. Dort besah ich den Ort, wo der General Bezobrazow mit 800 M. schon capitulirt hatte und dann so schändlich den Labandowski betrogen und erschiessen liess, einen Mann, der solches Zutrauen in Bezobrazow hatte, weil er ihn mit Freundlichkeit getäuscht, dass er einen seiner Offiziere, der ihn vor Verrath warnte, erschoss, um seine Truppen zu zwingen, Wort zu halten!*) — Die Folgen des Angriffs auf Wilna waren schon sichtbar. Die neue Infanterie, die schon einige Tausend Mann zählte, zerstreute sich bis auf ein Drittel, plünderte die Umgegend und verbreitete die schlimme Nachricht durch das ganze Land, dass Alles verloren sei! Viele geriethen uns in die Hände; andere wurden von den Bauern verhaftet. Tausend und einige hundert Carabiner und eine Menge Patronen — denn ein jeder hatte 60 — gingen dadurch verloren! Der Eindruck auf die ganze Bevölkerung war ein unseliger.

*) Ueber den Vorfall sieh Spazier's Gesch. d. poln. Volks 3tes Heft S. 38.

Den 22ten Juni erreichte ich Wilkomirz, Hauptstadt des Bezirks gleiches Namens. Dort wurde ich von einer grossen Anzahl der Einwohner und benachbarten Edelleute mit Jubel empfangen. Im Privatgespräch aber merkte ich den schlechten Eindruck des Angriffs, suchte jedoch durch ruhiges und festes Betragen wieder neue Zuversicht einzuflössen. Mit grösstem Erstaunen aber sah ich, dass die Regierung, wiewol wir schon seit 10 Tagen im Besitz von Wilkomirz waren, noch gar keine Anordnung zu Lieferungen irgend einer Art getroffen hatte. Auch war das Comité noch nicht erwählt, und erst die Dietine der Edelleute auf den 21ten angeordnet gewesen, um die Mitglieder desselben zu ernennen. Die Unthätigkeit der Regierung in einem Zeitpunkt, wo jeder Augenblick so kostbar, war nicht zu entschuldigen. Jetzt aber sehe ich erst, wie wenig Leute die Zeit gut anzuwenden verstehen. Hätte die Regierung vor 10 Tagen die Befehle gegeben, die erst den 23ten sich auf das Land verbreiteten, so hätten wir gewiss bis zu der Zeit, in welcher ich Wilkomirz verliess, wenigstens 15,000 Mann aus allen Distrikten zusammengebracht, und die Partisane hätten in ihren Waldungen bleiben können. Der gute Wille war allgemein. Es fehlte nur an Forderungen. Mehre verständige Edelleute gaben mir den Rath, die Sache so anzuordnen, dass die Wahl der Mitglieder in einer Session beendigt wäre. Sonst, sagten sie, fangen sich Intriguen an, welche das Ganze auf 8 Tage hinausschieben. Den 23ten ging ich daher in die Kirche, wo die Dietine

gehalten wurde, und hielt dort eine Rede an die Wähler, legte ihnen Beschleunigung ans Herz, und bat sie ernstlich, vor beendigter Wahl die Kirche nicht zu verlassen; so dass sie in meiner Gegenwart wirklich zu Stande kam. Gleich nach der Session begab ich mich in meine Kanzlei, und 2 Stunden nach der Wahl übersendete ich schon eine Schrift mit kathegorischen Fragen über jeden Gegenstand, über die Maasregeln, welche die Regierung getroffen und was für Befehle sie gegeben. Jeden Tag früh um 4 Uhr hielt ich schon die Feder in der Hand, und bis an den späten Abend war meine Kanzlei beschäftigt, immer zu erinnern und anzutreiben. Die Freiwilligen sowol zur Infanterie als Cavallerie kamen in Menge. Ich ernennete den Major Janowicz zur Stiftung der Cavallerie, und dieser geschickte Offizier zeichnete sich hier durch Thätigkeit, Oekonomie und Sachkenntniss aus, so dass ich und die Einwohner zufrieden waren und die Organisation schnelle Fortschrite machte. Die freiwilligen Edelleute, die auf eignen Pferden kamen, erhielt der Oberst Brzezański, Commandant der Posener Cavallerie, die mehre kleine Detachements stärker wurde, so dass diese Leute, welche nicht mehr 90 Mann stark waren, bis zu 450 anwuchsen. Die übrige Cavallerie ward 660 Mann stark. Da bekam ich die Nachricht von dem Plan, den der General Gielgud ausführen wollte. Zu spät sah er wie General Chłapowski, der damals als Chef seines Stabes eigentlicher Commandeur war, dass das Detachement des Obersten Szymanowski zur Aus-

führung seiner Aufgabe zu schwach sei; er war aus Szawle zurückgeschlagen worden. Ich bekam daher das Commando über unsre Deckungslinie, die sich von Wilkomirz längs der Swientarzeka und weiter hinunter längs der Wilia bis nach Kauen erstreckte. Man meldete mir, dass in Kauen der Oberst Kiekernicki mit 2 Bataill. neuer Litthauischer Truppen und 1 Eskadron Cavallerie unter einem ausgezeichneten Litthauischen Chef, Major Prozor, war; in Janow drei Compagnien alter Infanterie des 4ten Jägerregiments unter Oberstlieutenant Piwecki und 1 Eskadron des 11ten Uhlanenregiments der Brigade Soltan; in Becza das 10te Uhlanenregiment von der nämlichen Brigade, 260 Mann stark, das von alten Offizieren angeführt war; und, zur Unterstützung der Cavallerie, das 26te Regiment, 800 Mann stark, unter Anführung des tüchtigen Oberst Radyszewski. Auch wurden uns noch 2 Kanonen nach Wilkomirz zugeschickt, die die schlechteste Bespannung im Corps hatten. Ferner schickte man mir den Partisan Matuszewicz mit einigen hundert Infanteristen, und dabei liess mir der General Gielgud melden, dass er selbst nach Samogitien und nach Polangen zöge. — Ich schrieb nun damals an ihn über den Fehler, den man durch das Sammeln der Partisane begangen hatte, und dass es dringend nöthig sei, Wilna mit einer Partisanenkette zu umzingeln, damit dem Feinde unsre Bewegung verborgen bliebe; und bemerkte dabei, dass Oberstlieuten. Zaliwski zum Commandanten der ganzen Gegend ernannt werden könnte und Matuszewicz dort

ebenfalls nützlicher wäre. Man antwortete mir, meine Bemerkung über die Partisane sei gut, und schickte mir einige Chefs, deren Leute aber entweder schon zerstreut oder anderswo zugetheilt waren. Was den Zaliwski betrifft, so antwortete man, er habe schon andre Befehle bekommen; eigentlich aber hielt man ihn für verloren.

Da meine Anwesenheit in Wilkomirz, sowol weil der Feind auf diese Position vorrückte, als auch wegen der Formationen noch sehr nöthig war, so schickte ich den Oberst Sierakowski mit einer genauen Instruktion, die ganze Linie zu besehen, und in jedem Ort die nöthigen Anstalten zu treffen, die im Fall der Attake die Localität gebot. Die Instruktion für Kauen war sehr einfach. Dieser wichtige Punkt ist mit den kleinsten Kräften leicht zu vertheidigen, da man sich vor einer Uebermacht, von wo sie auch komme, entweder über die Wilia oder über den Niemen werfen kann. Deswegen wollte ich eine Brücke auf dem Niemen schlagen lassen, weil dieser Fluss tiefer ist als der Fall der Wilia. Da aber Alexota auf dem linken Niemenufer nicht besetzt war, so war die Brücke weniger nöthig. Der Angriff war nur von dem linken Ufer der Wilia zu erwarten, und daher bekam der Oberst Kiekernicki den so leicht ausführbaren Befehl, im Fall der Feind von Wilna auf Kauen vorrücken sollte, wovon ihn seine Kundschafter wie seine Cavallerie leicht benachrichtigen konnten, die Wilia zu passiren und die Brücken zu verbrennen. Auch wurde ihm eine Compagnie alter Infanterie von Janow zugeschickt. Dieser

aber auf dem Schlachtfelde so tapfre Mann, wusste sich nicht zu fassen, wenn er sich selbst überlassen blieb, wie die späteren traurigen Ereignisse bewiesen.

Meine Kundschafter brachten mir die Nachricht, der Feind sei in drei Richtungen von Wilna aufgebrochen. Die eine Colonne gegen mich sollte nach den Aussagen 10 000 Mann betragen, die zweite, gegen Kauen, sollte noch stärker sein, und die dritte, nach Grodno, schwächer und meist aus Cavallerie bestehend. Ich glaube aber die Angaben überall übertrieben. Sei dem, wie ihm wolle, ich wurde den 29ten angegriffen, nachdem ich einige Tage zuvor schon mehrmals allarmirt worden war. Der Angriff geschah ganz früh an einem neblichen Tage auf die Brücke von Wilkomirz. Die feindliche Cavallerie, aus Cirkassen bestehend, ritt in vollem Galopp keck bis auf die Brücke, nachdem sie meine Vorposten überfallen, doch keine gefangen genommen, und durch Uebermacht bis an den Fluss zurückzugehen gezwungen hatte. Die Infanterieposten, die in der Chaussee auf dem linken Ufer standen, sprengten sie vorbei, und der Feind hoffte die Brücke forciren zu können, da ihm 8 Eskadrons regulairer Cavallerie auf dem Fusse nachfolgten, und die Infanterie in dem vorliegenden Walde auf den Ausgang des Cavallerieangriffs zu warten schien. Er fand aber Alles in der besten Ordnung. Mitten auf der Brücke hatte ich einen Schlagbaum bauen lassen, auf beiden Seiten am andern Ufer waren Gräben, in welchen eine Compagnie Wache hielt.

Die Cirkassen waren schon auf der Brücke und kaum hatte die Compagnie Zeit zum Gewehr zu greifen; doch dann wurde die Cavallerie plötzlich auf beiden Seiten mit lebhaftem Feuer empfangen. Wilkomirz liegt auf einer grossen Anhöhe am rechten Ufer, welche das andre Ufer ganz dominirt. Meine Kanonen waren so gut aufgestellt, dass sie die Cirkassen mit Kartätschen erreichen konnten, in dem nämlichen Augenblick, wo die übrige Artillerie in den vorrückenden Eskadrons Unordnung bewirkte. Der Feind zog sich eiligst zurück. Die Litthauer von der Cavallerie, die ins Gefecht kamen, wollten den General Chilkow erkannt haben. Wer es auch immer war, hatte einen kühnen Angriff gemacht, der gelingen konnte, wenn die Vertheidigungsanstalten nicht so gut berechnet gewesen wären.

An dem nämlichen Tage wurden Kauen, Janow und Becza angegriffen. Von Becza hatte ich das 26te Regiment nach Wilkomirz gezogen, und so kam es hier zu einem Cavalleriegefecht, das für unsre neuen Truppen nachtheilig ausfiel. Der Oberst Soltan hatte sich zu der Zeit in Kieydany befunden, wo ich das Hauptdepot anlegen wollte, und wo auch ein Bataillon des 25ten Regimentes unter Brochowski stand. In Janow hielt der Oberst Piwecki eine 3stündige Kanonade aus. Kauen dagegen wurde lebhaft angegriffen und durch unbegreifliche Ungeschicktheit des Obersten Kiekiernicki, der zwar von der Cholera angegriffen kurz zuvor aufgestanden war, die Brücke über die Wilia nicht zerstört, und von der feindlichen Cavallerie mit unsren Truppen zu-

gleich passirt. Alles, was sich nicht eilig retten konnte, wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Eiligst schickte ich Befehle nach Kieydany, diesen Punkt, auch mit der grössten Gefahr, zu halten. Der Oberstlieutenant Piwecki sollte sich dahin zurückziehen und die Cavallerie der Oberst Soltan gegen mich nach Wilkomirz. Die Deroute von Kauen aber machte, dass die Commandanten beider Regimenter mein Corps als verloren ansahen und dem Befehle nicht gehorchten, sondern auch nach Kieydany sich begaben, wo Alles in Unordnung ankam.

Bis den 1ten July blieb ich in Wilkomirz, und bekam den 30ten Juny den Befehl, eiligst nach Kieydany zu marschiren, so dass ich am folgenden Tage schon dort eintreffen sollte. Der Befehl war nicht ausführbar; denn von Wilkomirz bis Kieydany sind 9 Meilen, äusserst fetter Boden, der ohnediess durch Regengüsse sehr erschwert war. Hätte ich dem Befehl gehorchen wollen, so wäre mir der Feind, der mich vor einigen Tagen angegriffen hatte, nachgefolgt. Ausserdem musste ich glauben, dass die Colonne, die über Becza oder Kauen gegangen war, mich mit Vortheil in der linken Flanke angreifen möchte.

Vor einigen Tagen schon hatte ich an General Chlapowski geschrieben, es wäre nur zu sichtbar, dass wir ohne einen festen Plan operirten, ich bäte also, einen Kriegsrath zu berufen, und, da man den kommandirenden General nicht wechseln wollte, sollte die Mehrheit der Stimmen die ferneren Operationen entscheiden.

Was mich anbelange, da ich wegen Entfernung meines Corps nicht zugegen sein könne, schlüge ich folgenden Plan vor: „Man solle in Verbindung mit einander so viel Land decken, wie nur möglich; Schlachten vermeiden, und Gefechte nur in starken Positionen annehmen; sich in der Richtung immer gegen Mitau zurückziehen und Alles, was für den Aufstand ausgeschrieben war oder freiwillig dazustossen wollte, mit sich nehmen; die neuen Truppen dem Feinde gegenüber immer mit alten Soldaten decken, die erstern dadurch zum ordentlichen Rückzuge gewöhnen; dann, den Feind täuschend, sich nach Curland, wohin uns die Land-Einwohner mehrmals eingeladen hatten, werfen, von dort längs des linken Ufers der Dzwina durch die reichsten Gegenden gegen Dünaburg vorrücken, und von da erst sich gegen den Süden wenden, mit einem Wort, den Plan nach einem grössern Maasstabe beginnen, wie ich ihn später mit meinem kleinen Corps bewerkstelligte. Ja, wolle er mit dem ganzen Corps dies nicht unternehmen, so solle er wenigstens mich auf diese Expedition schicken, nachdem er mir noch einige alte gute Truppen zugetheilt.“ — Und ich bin bis heute noch überzeugt, dass, wenn wir diesen Plan ausgeführt hätten, wir mit etwa 50,000 Mann gegen Slonim und Brześć Litewski angekommen wären! Was dem Chlapowski nicht zu verzeihen ist, ist dass er mich so sehr hinterging. Denn in seiner Antwort ging er Punkt für Punkt auf meinen Plan ein, und fügte nur hinzu, dass auf dem Niemen „von der rechten

Seite der Dubissa eine Brücke gebaut werde," damit die aus Polen erwarteten Verstärkungen sicher den Fluss passiren könnten. Man müsse sich auch noch so lange im Lande halten, bis die 200,000 Fl., die man von Königsberg erwartete, angekommen seien; im Fall wir uns aber nicht länger halten könnten, sagt der letzte Artikel des Schreibens, welches ich noch heute besitze, wollten wir uns einen Weg „gegen Norden" bahnen, und dann um Wilna herum nach unserm Lande zurückgehen. Tags darauf aber hatte er in Cytowiany sowol unter seinem Corps wie unter der Division Gielgud die Meinung selbst verbreitet, dass uns nichts andres übrig bleibe als die Waffen entweder vor den Russen oder vor den Preussen zu strecken. Er wollte noch sich einen Anstrich von Grossmuth geben, dass er den Weg nach Preussen wählte, wo, sagte er, ihn, als Preussischen Unterthan, eine grössere Strafe erwartete. — Hätte ich von diesem niederträchtigen Betragen schon in Kurszany gewusst, so würde ich mich dort ganz anders benommen und die Truppen ohne Weiteres mir zu folgen ermuntert haben. Auf seine Aeusserung, dass er eine Brücke gebaut habe, erwiederte ich ihm, dass dieser Brückenbau einen üblen Eindruck auf die Litthauer machen müsse; denn sie müssten ja glauben, dass wir sie verlassen wollten. — Darauf bekam ich aber gar keine Antwort, sondern nur die Nachricht, dass das Corps Kieydany verlassen hatte, und bald darauf, dass unser ganzer Sappeur- und Pontonnier-Apparat, an dem wir sehr reich waren, da wir beinah den

für die ganze Armee des Skrzynecki bei uns hatten, von den Unsrigen verbrannt worden, weil er sonst am Ufer des Niemen dem Feinde gar bald in die Hände gefallen wäre. Auch meldete man mir, dass der Oberst Soltan mit seiner Brigade Sczaty, eine kleine Stadt auf der Strasse von Kieydany nach Poniewirz besetzt, und General Roland die ausserordentlich feste Stellung bei Datnow inne habe. Bald erfuhr ich aber auch durch Landleute, dass in Sczaty Niemand von den Unsrigen sei.

Da ich also meinen rechten Flügel und meine Communikation mit unsren Hauptkräften noch offen sah, zog ich nach Towiany, wo ich Abends einen starken Regenguss auszustehen hatte. Den andern Tag musste ich darum warten, bis die Wege etwas abgetrocknet waren, und marschirte dann nach Leonischki, vor welchem Ort ich eine ausserordentlich feste Stellung mit einer Compagnie Infanterie einnahm. Es war nämlich eine Brücke auf der Hauptstrasse unweit Lapigrosz, die von beiden Seiten auf einige Meilen weit von morastigen Waldungen umgeben war. Die Brücke liess ich abreissen, und konnte da so den stärksten Feind aufhalten. In Leonischki rief ich wieder den Districtscomité zusammen, und setzte die Organisirung der Truppen fort, bis ich erfuhr, dass der Feind über Kowarsk gegen mich vorrückte, weil er über Lapigrosz nicht marschiren konnte. Es kamen auch verschiedne Flüchtlinge, die mir die Nachricht brachten, der Feind hätte Sczaty passirt, und rücke über Reymigola gegen Poniewirz, den einzigen

Punkt, durch welchen ich mich mit dem General Gielgud wieder vereinigen konnte, vor. Dies hätten die Russen auch wirklich thun sollen, thaten es aber nicht. Zwar zeigten sich dann 100 Cirkassen in der Richtung dahin, und dies reichte auch hin, um überall panischen Schrecken zu verbreiten. Da mir aber die Rapporte fast offiziell, auch schriftlich von dem Vorrücken einkamen, so konnte ich Leonisczki nicht mehr halten, und verliess es den 4ten Juli, um Poniewirz zu erreichen. Kaum hatte ich Leonisczki verlassen, so zeigte sich die Avantgarde eines regulairen Corps von Kowarsk kommend, die uns bis nach Rogów verfolgte.

In Poniewirz fand ich 80 Pferde, die eingeliefert waren, aber ohne Sättel, Leute und Waffen. Dies mussten wir alles der schlechten Anordnung der Regierung zuschreiben. Man sagte mir, Geld sei für die Sättel gegeben worden; wer es aber bekommen hat, weiss ich noch bis heute nicht. Die Aufnahme hier war so freundlich und so brüderlich, als wenn ich als Sieger meinen Einzug gehalten hätte. Auch hier hatte man die Nachricht, es seien 4000 Mann feindlicher Truppen in Reymigola auf dem Wege von Sczaty eingetroffen. Ich stellte daher 2 Kanonen auf den Weg nach Reymigola, 2 auf den von Rogów, zwei bildeten die Reserve, die ich hinter der Stadt auf der Strasse gegen Szawle aufstellte; dort standen meine Hauptkräfte. Da meine Truppen ermüdet waren, so schickte ich nur einige freiwillige Litthauer, welche die Gegend gut kannten, gegen Reymigola, 3 Meilen

von Poniewirz, um zu erfahren, ob sich der Feind wirklich dort befände. Dies war ein grosser Fehler. Die jungen Soldaten sehen immer den Feind als sehr stark an, und glauben alle Gerüchte. Sie gaben mir daher den Rapport, dass wirklich eine Colonne, bei der auch Artillerie wäre, in Reymigola stände.

Am andern Tage ganz früh, als es fast noch dunkel war, meldete man mir, der Feind habe meine Vorposten auf der Strasse von Rogów angegriffen. In grösstem Galopp ritt ich hin, und sah feindliche Colonnen, die sich schon auf einen kleinen Schuss von meinen Kanonen befanden. Ich liess sie lebhaft beschiessen; sie hielten es in Ordnung aus, jedoch blieben sie stehen. Bald darauf rückte auch die feindliche Artillerie vor, und der grosse Vortheil, dass der Feind reitende hatte, erlaubte ihm, Kanonen ganz nahe rechts an meine Stellung zu bringen, und meine Artillerie in der Flanke zu beschiessen, inzwischen andre 4 Kanonen gegen sie feuerten. Die Stadt Poniewirz dehnte sich weit aus. Links war ein Fluss und eine bedeckte Stellung. Rechts aber gegen die Strasse auf Reymigola gibt es nur offne Felder, die nur von Seiten des Feindes etwas mit Gebüschen verdeckt waren. Dies erlaubte jenem, wie mir scheint, einige Infanterie, etwa 300 Mann, und einige Eskadrons Cavallerie auf die Strasse gegen Reymigola zu schicken. Dies konnte mich in die Meinung setzen, dass die Colonne von Reymigola vorrückte, wie es denn auch geschah. Da zeigte sich der Fehler, den ich am Tage zu-

vor begangen, und dass ich keine starke Recognoscirung geschickt hatte. Denn obgleich der Feind mehr Geschütz, vielleicht auch mehr Mannschaft hatte, so glaube ich doch, dass ich ihn hätte schlagen können. Aus Besorgniss aber, dass, wenn ich ihm folge, die Colonne von Reymigola mir aus in den Rücken fallen werde, begnügte ich mich mit einer starken Vertheidigung. Meine Artillerie zog ich bis nach der Stadt zurück, da der Feind mit Kartätschen viel Schaden anrichtete. Mit zwei Compagnien Infanterie, die vom 4ten Bataillon des 3ten Regiments, hielt ich ihn auf der Strasse an, so lange bis ich den Rapport erhalten hatte, dass Alles übrige aus der Stadt heraus sei, sowol die Truppen als die compromittirten Civilbeamten. Um mich von dem andrängenden Feinde etwas zu befreien, liess ich eine Compagnie des Bataillons Matuszewicz, das sich in Wilkomirz bis zu 700 M. verstärkt hatte, vorrücken, und von der linken bedeckten Seite der Stadt auf die Hauptstrasse stellte ich eine Compagnie des 3ten Regiments, und machte mit diesen beiden Compagnien einen lebhaften Angriff auf die feindliche Infanterie. Dies glückte vortrefflich. Die Russische Infanterie wich: wir eroberten mehr wie 80 Gewehre, und tödteten viele Leute. Meine Infanterie aber litt etwas vom Kartätschenfeuer. Mit der Cavallerie durfte ich nicht debouchiren, da die Strassen der Stadt sehr eng waren. Nach dieser Attake rückte der Feind mit der Infanterie nicht mehr vor. Das Kanonenfeuer, meistens mit Kartätschen, dauerte dagegen immer fort,

und, obwol meine Infanterie meistens in den Häusern und Scheunen versteckt war, wurden doch viele verwundet und getödtet. Vier Offiziere fielen in der Vorstadt. Ich musste die Leute schonen, und befahl daher den Rückzug, der in der grössten Ordnung vollführt wurde, nachdem ich die meisten Verwundeten auf Fuhren mitgenommen. Auch benachrichtigte mich der Oberst Sierakowski, dass er mit seinem Corps die von mir angewiesene Stellung hinter der Stadt genommen hatte. Die letzte Spitze im Rückzug führte jetzt der Oberstlieutenant Jabloński mit zwei Compagnien. Ich ritt in die Stadt und sammelte die zwei übrigen Compagnien des Bataillons auf dem Markt als Reserve. Die Flintenschüsse kamen schon bis mitten in die Stadt. Da schickte ich Jabloński den Befehl, die Zeit nicht zu versäumen. Seine Leute waren aber durch das Gefecht so erhitzt, dass man sie schwer aus dem Feuer bringen konnte. Endlich langte er am Markte an; bald darauf die feindliche Infanterie, und da ich das erstemal Feuer kommandirte, fing das ganze Bataillon mit einemmal das Lied: Jeszcze Polska nie zginela an. Dies rührte mich ausserordentlich, und, obwol es zuweilen das Commando störte, glaubte ich es doch nicht verbieten zu dürfen, da sonst gute Ordnung sich in den Reihen erhielt. So zogen wir Schritt vor Schritt aus der Stadt heraus. Hinter derselben schickte ich die Infanterie mit Eilschritten vor das Thor, liess aber die ganze Cavallerie vorrücken, um die Bewegung zu decken, da eine flache Ebne dem Feinde, der gute

Cavallerie hatte, sehr vortheilhaft war. Bald debouchirte er mit seiner reitenden Artillerie, mit der er meiner Cavallerie einigen Schaden zufügte. Sobald die Infanterie sich in Sicherheit befand, zog ich die Cavallerie aus dem Feuer. Da kam eben zu mir mit einigen 70 Reitern der Major Prozor, einer der edelsten Charaktere, die ich je gekannt. Meine Pflicht war es, junge Truppen anzuführen, mich immer im lebhaftesten Feuer zu befinden; die seinige aber war es nicht. Er verliess mich aber nicht auf einen Augenblick, und, obwol er im Aufstand sich sehr ausgezeichnet und auch den Titel eines Generals erhalten hatte, nahm er hier die Stelle eines Majors an und wurde einer der besten Offiziere.

Während der Feind meine Cavallerie aus der Ferne mit Kanonen beschoss, und die seinige dicht am Walde formirte, stellte ich eine halbe Meile von der Stadt 2 Kanonen auf der Hauptstrasse auf, und besetzte mit dem 18ten Infanterieregimente ein dort liegendes Dorf. Rechts vom Dorfe lag, von der Hauptstrasse auf einen Kanonenschuss entfernt, ein Wald, links war die Gegend sumpfig. Der Cavallerie schickte ich darum sogleich den Befehl, das so besetzte Defilé zu passiren, und erwartete den Feind, bis er sich meiner Stellung auf einen kleinen Kanonenschuss näherte. Erst dann begann ich das Feuer, um ihn aufzuhalten.

Der Feind stellte mir 4 Kanonen gegenüber, die mir aber in einem mehr als 2 stündigen Feuer keinen Schaden thaten; denn Alles war auf meiner Seite verborgen, und meine Kano-

nen standen im Schatten grosser Bäume, mit denen der Weg besetzt war. Dies erlaubte mir auch, noch eine Kanone zurückzuschicken und nur mit einer den Feind aufzuhalten. Sobald ich merkte, dass meine Colonne, die durch die Verwundeten aus dem Frühgefecht sehr beschwert worden war, weit genug schon zurückgegangen, so verliess ich mit dem 18ten Regiment und den Geschützen ebenfalls die Stellung und besetzte den Rand des Dorfes und den Saum des Waldes mit meiner reitenden Infanterie, damals 80 Mann an der Zahl, die ich hier zum erstenmal gebrauchte. Sie hatten die Pferde einige hundert Schritt hinter sich in einer verdeckten Tiefe. Ausserdem liess ich noch 2 Eskadrons dort zurück und übergab das Commando über das Ganze dem Major Janowicz. Es war jetzt 10 Uhr Morgens und kaum hatte ich mich eine Viertelstunde weit entfernt, als ich ein lebhaftes Flintenfeuer vernahm, das meine reitende Infanterie eben so lebhaft erwiederte. — Ich ritt zurück, um zu erfahren, was der Angriff bedeute, und um zu sehen, wie meine Infanterie, die in dem Manöver des Ab- und Aufsitzens noch nicht recht geübt war, sich benähme. Da ersah ich, dass der Feind den rechten Flügel umgangen hatte, und durch den Wald bis an die Hauptstrasse mit der Infanterie anrückte. Er hoffte gewiss, mein ganzes Corps und meine Kanonen noch in dieser Stellung zu finden. Ich befahl, die Stellung sogleich zu verlassen; die Infanterie setzte sich zu Pferd und zog sich unter Deckung der beiden Eskadrons zurück. Der

Feind rückte mit einigen Eskadrons lebhaft nach, Major Janowicz aber machte mit der seinigen Front, worauf der Feind stehen blieb. — So wurde ich bis an das Flüsschen Niewiarza nur mit Cavallerie langsam verfolgt. Mein ganzes kleines Corps hatte schon die Brücke passirt, die ich schon mit Stroh umwinden lassen. Letzteres hatte das 26te Regiment, das ich gleich von Anfang des Gefechts bei Poniewirz dorthin geschickt hatte, um die Brücke zu besetzen, (denn ich fürchtete abgeschnitten zu werden) unter Leitung des geschickten Obersten Radyszewski bewerkstelligt. Ohnweit der Brücke holte mich die feindliche Artillerie ein und begann ein lebhaftes Feuer auf dieselbe hin. Ich nahm hinter derselben auf einer Anhöhe eine feste Stellung mit 4 Geschützen, um den Feind von dort aufzuhalten. Er folgte mir aber immer lebhafter nach, so dass seine Infanterie schon ganz nah an der Brücke war, als ich sie plötzlich in Brand setzen liess. Als ich hier sah, dass der Feind durchaus den Fluss passiren wollte, was ihm die Seichtigkeit des Wassers zwar erleichterte, die hohen Ufer aber erschwerten, deployirte ich meine ganzen Kräfte, um ihm glauben zu machen, dass ich sehr stark sei. Das Regiment Radyszewski, das, wie das Bataillon Matuzsewicz, theilweis noch mit Sensen bewaffnet, und noch nie im Kanonenfeuer gewesen war, stellte ich in die zweite Linie, und antwortete lebhaft mit meinen Geschützen. Ich war so im Feuer, dass alle die mich umstanden Flintenschüsse erhielten und mehre verwundet wurden. Doch die

Hitze war zu gross, dass ich darum keinen Schritt mehr weichen wollte, wiewol der Punkt wegen des grossen Feuers, dem er ausgesetzt war, schwer zu halten. Dies glückte mir vollständig, da der Feind so wegen der hohen Ufer doch nicht vor meiner Stellung debouchiren konnte. Er zog sich zurück und stellte seine Vorposten mir gegenüber; sein Geschütz aber vor meinem linken Flügel auf 2 Kanonenschüsse von meiner Position. Hierauf besetzte ich das Ufer mit kleinen Infanterieposten, die ich mit etlichen Eskadrons unterstützte, und zog mich ein Paar tausend Schritte zurück, um die Leute kochen und die Pferde füttern zu lassen.

In dieser Stellung blieb ich nun den ganzen Tag so wie den folgenden, den 6ten July, bis 4½ Uhr Nachmittags. Nach dem Gefecht kam eine Deputation von Offizieren zu mir, die mich baten, mich dem Feuer doch nicht so auszusetzen, da ich bei den Geschützen, bei der Infanterie und bei der Cavallerie focht. Doch ich erwiederte, dass ich dies für meine Pflicht hielt, um das Zutrauen der Truppen, so nöthig bei einem so schwierigen Kriege, zu gewinnen. — Der Feind drohte mich links zu umgehen, und schickte auch 2 leichte Geschütze mit Infanterie dahin ab. Doch die Gegend war so sumpfig, dass, wie ich durch meine Kundschafter erfuhr, die Erschöpfung der Pferde ihn bald zum Rückzuge nöthigte. Der Feind, der mir gegenüber stand, war übrigens das Corps der Savoiny, das aus Moskau gekommen war, und damals von Kablukow commandirt wurde; unter diesem stan-

den noch 2 Generale, worunter Gudowicz. Am Tage der Schlacht d. i. den 6ten, hatte ich noch ein Schreiben vom General Roland bekommen, in dem er mir schrieb, dass er seine Stellung verlasse, weil einige hundert Kosacken ihn angegriffen, was ihm zu vermuthen gäbe, dass denselben ein starkes Corps nachfolge. Dies setzte mich um so mehr in Erstaunen, als die Litthauer, welche sich bei mir befanden, die Stellung, die er in Datnow inne hatte, als die allervortheilhafteste darstellten. Hätte er diese Position behalten, und hätte der Gen. Gielgud nicht, ohne angegriffen zu werden, so leicht Kiejdany verlassen, so würden wir die Stellung an der Niewiarra haben halten, und die Hülfsmittel des Landes organisiren können. Auch schrieb mir Roland, dass es gut wäre, wenn wir uns sehen und über das Schlimme, was noch schlechter endigen könnte, uns verabreden möchten. Ich glaubte, er meine damit, dass er die Abcetzung Gielgud's wünsche. — Am andern Tage bekam ich einen zweiten Brief von ihm mit der Abschrift eines Briefes vom General Chlapowski an Roland, in welchem gemeldet wurde, dass der General Gielgud bei Plemburg von Uebermacht angegriffen worden sei, und dort sich bis gegen Abend halten wollte, damit der Feind nicht vor ihm in Rossienie anlange. Auch war in diesem Briefe an Roland der Befehl für mich, ich solle trachten mich durch Manöver auf Szawle oder Szawlany mit Gielgud zu vereinigen. — Ein neuer Beweis von der steten viel zu allgemeinen Abfassung seiner Befehle.

Szawle liegt beinah 5 Meilen von Szawlany. Hätte ich darum meinen Marsch nach dem letzten Orte angetreten, so wäre ich mitten unter die Russischen Corps gerathen, da ich den Ort nur dann erst erreichen konnte, wenn ihn Roland sowol als Gielgud weit hinter sich gelassen hatten. Es war vielleicht Roland's Sache, da er näher mit meiner Position bekannt war, den Befehl bestimmter zu geben. Er schickte mir ihn aber im Original, ohne mir irgend etwas davon zu sagen, wohin er sich begäbe; und schrieb blos, dass er um Mitternacht „decampire," um sich mit Gielgud zu vereinigen.

So war ich mir also selbst überlassen, und meine rechte Flanke durch Rolands Zurückgehen ganz entblösst. Ich fasste daher den Entschluss, in schnellen Märschen auf Szawle zu gehen, um mich dieses wichtigen Orts, des einzigen Punktes, der zu unsrer Vereinigung geschickt schien, zu bemächtigen. Zu diesem Zweck musste ich das mir gegenüberstehende Corps täuschen, damit es nicht merke, wie ich meine Stellung verlasse. Die grosse Hitze bewirkte, dass die kleinste Bewegung einen entsetzlichen Staub erregte. Dies benutzte ich zu meinem Vorhaben. Ich liess alle Vorposten wechseln und alles, was gegen den Feind zu ging, die Hauptstrasse nehmen. Dies setzte letztern in die Meinung, dass ich vorrücken wolle. Die Infanterieposten wurden durch Infanterie zu Pferde (doch die Pferde immer vor dem Feinde verborgen) gewechselt. Alles, was zurückzog, bekam Befehl, einzeln oder in ganz kleinen Abtheilungen durch

Gebüsche oder das hohe Getraide zu gehen. Um 4 Uhr marschirte das Corps immer durch Felder, mochten diese auch manchmal Sümpfe durchschneiden, und jedem Offizier war es verboten, auf der Strasse zu marschiren. Der Feind merkte also gar nichts von meiner Bewegung, und ich kam ungehindert bis nach Szadow, wo mich spät am Abend meine Infanterieposten, 3 Meilen hinter der Position, einholten. Auf dem Marsche traf ich mehre vornehme Litthauer, die vom Corps der Generale Gielgud und Chlapowski zu mir geschickt worden waren. Diese erstaunten über die Ordnung und Ruhe, die bei meinem Corps auf dem Marsche herrschte. Sie sagten mir, der Unterschied mit dem, was bei Gielguds Corps vorginge, sei fast unglaublich. Dort sähe man nur Fuhren, zerstreute Soldaten, alles in der grössten Unordnung. —

In Szadow hatte sich eben vor meiner Ankunft eine Cirkassen-Patrouille sehen lassen, die von der Stadt Beysagola, 2 Meilen von Szadow herkamen. Nach der allgemeinen Meinung der Einwohner befand sich dort ein bedeutendes feindliches Corps, unter dem man Cuirassiere gesehen haben wollte. Meine Lage war kritisch; um so weniger durfte ich an Szawlany denken. Nachdem also das Corps Branntwein und Zwieback, überall in Menge zu bekommen, erhalten, und einige Stunden geschlafen hatte, rückte ich über Radziwiliszki gegen Szawle zu. Auf dem halben Wege zwischen beiden Orten ruhten die Truppen wegen der entsetzlichen Hitze bis 4 Uhr Nachmittags. Ich liess die Strasse

mit abgehauenen Bäumen versperren. Unterdessen hob eine Patrouille, die ich unter dem wackren Offizier Ostrowski vom 13ten Uhlanenregiment *) gegen Szawle zu schickte, eine Cavallerievedette auf, von der ich erfuhr, dass in Szawle 4000 Mann Infanterie, 7 Kanonen und 150 Pferde schlechter Reiterei sich befänden. Sie sagte aber aus, dass man von Mitau noch Verstärkungen erwarte. Ich hoffte darum durch einen lebhaften Angriff Szawle nehmen zu können und rückte gegen 4 Uhr dorthin vor. Der Feind schickte uns Infanterie-Tirailleurs entgegen, die aber durch 50 Leute vom 3ten Jägerregiment zurückgetrieben wurden. So konnte ich mich bis an die Anhöhen vor Szawle begeben. Kaum sah der Feind von Weitem meine Colonnen, so schickte er uns gleich einige Kanonenschüsse. Allein ging ich vor, um die Stellung zu rekognosciren, von meinen Tirailleurs gedeckt. Da sah ich denn, dass der Angriff für mich zu schwer, ja fast unmöglich war. Links von meiner Stellung lag ein See, der sich eine Meile weit erstreckte, rechts ein anderer, der beinah eine halbe Meile lang war; der Zwischenraum hatte nicht mehr als 200 Klaftern, und dazu war das Terrain sumpfig und von einem Graben durchschnitten. Die Stadt selbst liegt auf einer starken Anhöhe. Die rechten Seeufer sind mit kleinen Gebüschen bedeckt, die der feindlichen Infanterie grossen Schutz gewährten. Dicht an

*) Das ich von Jeanneix von der Eskadron des 3ten Uhlanenreg. hätten lasse.

dem linken See führte ein Damm hin nach der Stadt zu, und hier war das Terrain gegen die Anhöhe hinauf offen, und oben auf der Anhöhe dicht an der Stadt war eine starke Redoute angelegt, von welcher das ganze Terrain mit Kartätschen bestrichen werden konnte. Ein offener Angriff schien daher unmöglich. Um jedoch meinen Zweck zu erreichen und Szawle zu besetzen, schickte ich meine ganze Cavallerie mit Umgehung des rechten Sees, gegen die Poststrasse an, die von Szawle über Mieszkutz nach Mitau führte, um den Feind in die Besorgniss zu bringen, dass ich ihn umzingeln und ihn dadurch die Stadt zu verlassen zwingen wolle. Der Oberst Brzezinski, der die Cavallerie führte, bekam aber dabei die Instruktion, sollte der Feind die Stadt nicht verlassen, bei dunkler Nacht [redacted] wieder an mich anzuschliessen; und dies deshalb, weil ich entschlossen war, falls ich keine Nachricht von Gielgud bekäme, die fehlerhafte aber alsdann nothwendige Richtung nach Szawlany einzuschlagen, um Gielgud zu unterstützen. Den Wald hatte ich mit Infanterie besetzt und die Wege gegen das Corps, das von Poniewicz herkommen konnte, mit Bäumen verrammeln lassen, um dasselbe abzuhalten. Stehen bleiben konnte ich auf keinen Fall; denn meine neuen Truppen hätten ein Gefecht gegen solche Uebermacht, und von beiden Seiten angegriffen, nicht aushalten können. Das Bataillon Matuszewicz hatte ich schon auf der Strasse nach Szawlany vorgeschickt, um, wenn dort etwa die Colonne, die in Beysagola angezeigt war, sich zei-

gen sollte, dieselbe ohne mein Verweilen nicht zu uns kommen könnte. Dem Bataillon folgten auch meine Verwundeten und Bagagewagen. — Meine Lage war traurig; denn meinetwegen und um mein Corps war ich nicht bekümmert; aber mich peinigte die Ungewissheit, wo Gielgud sei, und dass ich ihm nicht zu Hülfe kommen könnte, im Fall er stark angegriffen wäre. Leicht konnte ich vermuthen, der Feind hätte alle seine Kräfte gegen ihn zusammengezogen, da ich bis dahin nicht begreifen konnte, warum mich das Corps des Savoisy nicht verfolgte. Plötzlich kam ein Adjutant des General Gielgud, mit der Meldung, dass er von Rosienie und Cytowiany über Podubissa mit den Generalen Roland und Chlapowski vorrücke; dass von Szawlany der General Szymanowski käme, und dass wir alle um 4 Uhr in der Nacht zusammen Szawle von allen Seiten angreifen sollten. — Gross war meine und meines Corps Freude. Der Sieg schien unfehlbar, und ein solcher that doch sehr Noth. Von der Zeit des Einrückens in Littauen an hatten wir nur Fehler begangen. Diese Betrugen konnte den Geist nicht ermuthigen, und es ist noch zu bewundern, dass der Aufstand solche Fortschritte gemacht hatte. Wir wünschten uns Glück über die gute Nachricht.

Bald kam auch wirklich das Corps des General Szymanowski an, und ich schickte zugleich dem Obersten Brzezinski den Befehl, nicht mehr zurückzukehren, sondern die Strasse nach Mieszkotz wirklich zu besetzen, und dem Obersten Sierakowski mit dem 18ten Regiment,

1200 Mann stark; in der nämlichen Richtung den Befehl, nichts durchpassiren zu lassen, selbst dem stärksten Angriff Widerstand zu leisten, da ich bereit sei, ihn zu unterstützen. Eine Kanone schickte ich gegen Radziwiliszki, um einen Damm, der mitten durch Sümpfe ging, zu besetzen. Dort Bess ich auch 300 Mann Cavallerie und meine übrige Infanterie zu Fuss, um ganz sicher von dieser Seite gegen den Feind zu sein. Das Corps, das mit General Szymanowski kam, zählte beinah 3000 Mann Infanterie, meistentheils Litthauer, und beinah 800 Mann Cavallerie und 4 Kanonen. — Hierauf kam ein zweiter Adjutant von Gielgud mit der Meldung, dass der Angriff bestimmt zwischen 12 und 1 Uhr ankommen, und dass 3 Raketen das Signal zum Angriff geben würden. Wir erwarteten mit Ungeduld das Signal, und die Truppen hatten nichts gegessen. Denn kochen wollten wir nicht, weil das Zeichen jeden Augenblick erscheinen konnte. Der Muth liess den Hunger vergessen. Bis 3 Uhr Morgens erwarteten wir immer umsonst. Es fing schon an zu tagen; da kam wieder ein Adjutant und sagte, da keine Raketen vorhanden wären, sollten 3 Kanonenschüsse das Signal sein. Um 4 Uhr hörten wir endlich beide Schüsse und rückten sofort zum Angriff vor.

Der General Szymanowski, der erst vor einigen Tagen seine Ernennung bekommen hatte, fing nun mit mir einen Streit an, dass er den Angriff leiten wolle. Ich erwiederte ihm, dass ich älter sei und daher unter seinem Commando nicht stehen könne. Er berief sich aber auf den

Befehl, seine Kanonen des Orts, da er schon einmal im Besitz desselben gewesen wäre, und sagte, dass ich dankbar sein sollte, dass er mir aus der Noth geholfen habe; da, ich weiss nicht warum, die Meinung im Giulgud'schen Corps wie bei den Litthauischen Gutsbesitzern umherging, dass ich mit meinem Corps abgeschnitten gewesen wäre. Um den Truppen nicht ein schlechtes Beispiel zu geben, liess ich ihn gewähren, wie er wollte, zog meine Krälle auf den linken Flügel des abgenagten Damms, dem wahren Punct des Angriffs der feindlichen Redoute gegenüber, wo der Berg die feindliche Position mit den Geschützen dominirte. Dem General Szymanowski überliess ich das Terrain vom Damm bis zum rechten See. Ich hatte nicht mehr wie das Bataillon des 9ten Jägerregiments, das wegen der grossen Verluste bei Poniewirz nur 500 Mann stark war; auf das 23te Regiment wie das Bataillon Matuszewicz, ganz neue Truppen ohne Bajonette, konnte ich bei einem Sturm nicht rechnen. Der General Szymanowski fing seinen Angriff damit an, dass er seine ganze Infanterie, in Tirailleurs zerstreut, vorrücken liess, und zwar so, dass sein rechter Flügel bis zur Mitte seiner Linie im Vorrücken an den See anstiess! Ich schickte eine Compagnie meines Bataillons auf den Damm; eine Compagnie gab 50 Mann zur Deckung der Geschütze; die übrigen Leute bildeten die Infanterie zu Pferd; die beiden letzten Compagnien hielt ich in Reserve; und stellte 4 Geschütze auf die obenerwähnte Position. Darauf begann ich das Feuer.

Da ich sah, dass General Szymanowski gar keine Reserve gebildet hatte, schickte ich meinen Adjutanten Hirosz mit der Bemerkung zu ihm, dass auf diese Weise die Infanterie in die Stadt nicht dringen werde. Er nahm aber dieselbe übel auf, und zeigte mit Freuden dem Adjutanten, wie schön Alles vorwärts ging. Aber seine Freude dauerte nicht lang! Als sich die Infanterie der Stadt nur auf einen Kartätschenschuss genähert hatte, gab der Feind einige Ladungen, die er zugleich mit einigen hundert Infanteristen, aus dem Gebüsch mit Geschrei herausdringend, unterstützte. Da zog sich die Infanterie Szymanowski's in der Eile und in Unordnung zurück, so dass sie nicht mehr aufzuhalten war. Die feindliche Infanterie näherte sich so, dass die Kanoniere bei den Geschützen kaum, sondern konnten. — Als ich dies bemerkte, liess ich meine beiden Compagnien in Colonnen zu halben Compagnien formiren, und befahl dem tapfren Major Jabłonski, über den Damm gegen die Stadt zu rücken. Diese Bewegung, in der grössten Ordnung ausgeführt, hielt den Feind auf, und gab der Infanterie des General Szymanowski Muth und Zeit, sich zu sammeln. Sie fing auch an, gegen die Stadt wieder vorzugehen; wobei ihr die Tapferkeit des Generals Szymanowski zum Muster diente. Kaum wird man mehr persönliche Tapferkeit je sehen, als dieser General bei dieser Gelegenheit entwickelte. Sein Mantel war von Kugeln durchlöchert; so weit ich mich zu erinnern weiss, auch sein Pferd getödtet. Nichts hielt seinen Muth

auf; aber nichts auch konnte der Unordnung, mit welcher er den Angriff angefangen, abhelfen. — Indessen schritt der Major Jabloński in seinem Angriff weiter vor. Die feindliche Infanterie wich. Schon war er nahe an der Batterie des Feindes, der in dem Augenblick von der Seite, wo Gielgud angreifen sollte, nicht gedrängt werden musste; denn er brachte noch 3 Kanonen gegen uns herbei, durch die er ein heftiges Kartätschenfeuer unterhielt. Dies brachte viel Verlust in die tapfern zwei Compagnien. Der Oberstlieutenant Jabloński wurde durch Kartätschenschüsse verwundet vom Pferd geworfen. Die Infanterie besetzte jedoch einige Häuser, die rechts vom Damm einen guten Schuss von der Stadt entfernt lagen, die aber leider von Holz gebaut waren, während die in der Stadt, meist von Stein, der feindlichen Infanterie bessern Schutz boten.

Nach dem Fehlschlagen dieses Angriffs dauerte das Handfeuer noch eine lange Meile fort, ohne jedoch zu einem Resultat zu führen. Der Feind konnte nicht vorrücken, da ihn meine Infanterie in den Häusern aufhielt. Während aber die Infanterie des Generals Szymanowski nicht mehr zusammenzubringen war — (der wackre Mann vergoss darüber Thränen) — sah man in dem Augenblick, dass der Angriff von Seiten des Gielgud'schen Corps lebhafter geführt wurde. Da aber hier nichts beisammen war, um ihn auch von unsrer Seite zu erneuern, so zog der Feind wiederum die Kanonen von der Stellung gegen die Angriffe des Gielgud'schen Corps. Schwer-

lich wird man eine so schöne Vertheidigung sehen, wie sie hier der Russische Befehlshaber mit Namen Krukow führte. Der Major Jaroma vom 7ten Regiment war schon in der Stadt und hatte schon einige 100 Gefangne gemacht, die er aus Mangel an eskortirenden Truppen in die Häuser einsperrte. Krukow zog seine Streitkräfte zusammen, und machte einen so heftigen Angriff auf Jaroma, der gar nicht unterstützt wurde, wiewol Gielgud über 7000 M. stark war, dass Krukow die Gefangnen wieder abnahm und der wackre Jaroma stark verwundet in seine Hände fiel. Fast Niemand commandirte im Gielgud'schen Corps. Gielgud sass in seinem Wagen, und Chlapowski, in seinen Mantel gehüllt, 2 Kanonenschüsse vom Corps entfernt. Gen. Roland bat, als Jaroma in der Stadt war, dringend um ein neues Bataillon; es wurde aber kein Befehl gegeben. — Auf meiner Seite wollte ich den Augenblick benutzen, als ich den Feind so beschäftigt sah, was mir das Abziehen der Kanonen und das lebhafte Feuer auf der andern Seite kund gab. Da ich aber keine Infanterie zur Hand hatte, schickte ich dem Regiment Radyszewski den Befehl, in Colonnen vorzurücken. Darauf ritt ich zu der Eskadron des 3ten Uhlanenregiments, die hinter dem Berge dicht an meinen Kanonen stand, und forderte einen Unteroffizier und 12 Leute als Freiwillige auf, um sie an der Spitze einer Litthauischen Eskadron vom Szymanowski'schen Corps zu stellen, und sie in der grössten Eile über den Damm in die Stadt zu werfen. Statt 12 Mann ritten 25 vor, und

der tapfre Capitain Ostrowski. Kaum wandte ich mich um, ihnen zu zeigen, wo die Eskadron stände, so sah ich mit Erstaunen dieselbe, die der tapfre Narbut kommandirte und in welcher seine 3 Söhne standen, im grössten Gallopp schon ganz nah an der Stadt auf dem Damme reiten. Dies thaten sie, dem Rath und Beispiel des Lieutenants Mielzyński folgend, der von Gielgud's Seite um den See herum zu uns gekommen war, um zu sehen, was bei uns geschah. Wie ich diese bereits so vorgerückt sah, schickte ich die ganze Eskadron nach, um mit bedeutenderer Masse mehr zu wirken, und ritt zur Infanterie gegen die Häuser zu, um auch sie der Cavallerie zu Hülfe zu schicken. Es war aber schon zu spät! Kaum hatten die Litthauer unter Narbut die Stadt erreicht und kaum waren ihnen die 25 Pferde unter Ostrowski nachgekommen, so gab der Feind von seiner Redoute Kartätschenschüsse auf Ostrowski's Detachement. Der tapfre Kapitain erhielt 16 Wunden, und sein Detachement litt so viel, dass nur 8 davon zurückkamen, die sich nicht mehr zu uns, sondern links bei der Redoute vorbeiziehend, mit Gielgud vereinigten. In dem nämlichen Augenblicke sperrte eine Colonne feindlicher Infanterie die Gasse so, dass der Major Janowicz mit dem Rest der Eskadron des 3ten Regiments nicht mehr in die Stadt eindringen konnte. Er selbst sah sein Pferd getödtet; viele waren verwundet. Von der Eskadron des Narbut kamen nur 25 lebend heraus; alle wurden getödtet, er selbst mit seinen 3 Söhnen grausam ermordet. Hätte ich die Attake an-

führen können in derselben Zeit, als Jaroma in der Stadt war. so war sie bestimmt gewonnen und der Feind hätte das Gewehr strecken müssen. Dazu gehörten allgemeine Dispositionen, die 2 genau mit einander übereinstimmende Uhren sehr leicht hätten bewirken können. Aber so gut die Vertheidigung geleitet wurde, so schlecht der Angriff. An kühnen Attaken fehlte es, wie wir gesehen haben, nicht; an Ordnung aber und guter Disposition überall. Einen gegründeten Vorwurf machte man dem Obersten Sierakowski, der von seiner Seite gar keinen Angriff unternahm und doch 1200 regelmässige Infanterie und mehr als 800 Cavallerie hatte, die gar nichts wagten. Sierakowski entschuldigte sich zwar gegen mich, dass er nur Befehl gehabt habe, den Feind bei seinem Auszuge zu attakiren. Die Entschuldigung war aber grundlos; denn sobald wir den Angriff verspätet sahen, schickte ich ihm den Befehl, die Stadt anzugreifen, sobald er sehen und hören würde, dass wir es thäten. Hätte ich nicht meine Gedanken immer auf das Corps, das ich bei Poniewirz verliess, gerichtet gehabt, so hätte ich selbst dort das Commando genommen. Die Stellung aber war wegen des grossen Sees nur in einer Stunde zu erreichen; und diese wollte ich in einer solchen Lage nicht verlieren. Indessen, da wir die Richtung gegen Miesskutz durchaus später nehmen mussten, war die Unthätigkeit Sierakowski's etwas zu entschuldigen, da er gewissermassen eine Colonnenspitze bildete, hinter welcher wir uns mit Gielgud vereinigen konnten.

Nach diesem Angriff wollte die Infanterie schon gar nicht mehr vorrücken. Die meinige, die des 3ten Bataillons, zählte mit der Infanterie zu Pferd schon nicht mehr als 300 M. Die übrigen waren getödtet oder schwer verwundet und hatten nicht mehr noch als 5 Patronen auf den Mann. Das 26ste Regiment hatte sehr viel vom Kanonenfeuer gelitten. Denn da der Feind von Gielgud fast nicht mehr angegriffen wurde, stellte er gegen uns mehr Geschütz auf, das in den Colonnen grausamen Schaden anrichtete. Wenige von uns waren unverwundet; ich selbst bekam einen leichten Schuss an die Brust, ohne mich jedoch zu verwunden; mein Adjutant, der Kapitain Bystrzanowski, einen in den Fuss. Der Angriff war nicht mehr zu erneuern. In dem Augenblicke kam auch ein Adjutant von Gielgud, er habe schon den Angriff aufgegeben und den Rückzug gegen Kurszany angefangen; er berufe mich und Szymanowski zu sich, um uns mündlich seine Befehle zu geben. Szymánowski kam zu mir, um zu fragen, was ich zu thun gedächte. Ich sagte ihm, es sei unmöglich die Colonne ohne einen Anführer zu lassen, da sie nach einer mislungenen Schlacht in Unordnung sei und ihr eine grosse Gefahr drohe; denn wir hatten eben erfahren, dass Gielguds Bagagen, die, Gott weiss durch welchen Zufall oder Befehl, was bei Gielgud gleich war, sich auf der Strasse von Szaurlany, fast ohne alle Bedeckung, befanden, von einer starken Russischen Colonne angegriffen und genommen worden seien. Wie ich es später persönlich vom General Dellingshausen erfuhr, machte

dieser die grosse Beute, da die Bagagen, bei denen zwar auch die Ausrüstungen für die neuen Truppen sich befanden, aus — Tausend Wagen bestanden! Der General Szymanowski, der mir jezt nun nicht mehr widersprach, sah selbst ein, der Befehl sei unvernünftig. Ich schlug ihm daher vor, sich allein hinzubegeben, während ich unterdess die Colonnen in Ordnung bringen und sie in der Richtung nach Kurszany führen wolle. Er ritt auch wirklich fort, sah aber bald, dass auch für ihn der Umweg zu gross war, und dass er seine Truppen so nicht verlassen könne.

Ich sage immer, dass man Gielgud der Verrätherei nicht beschuldigen könne. Seine Befehle aber waren so gegeben, dass sie der grösste Feind nicht vortheilhafter für sich hätte ausstellen können. Hier haben wir wiederum einen Beweis von seiner vorzüglichen Unfähigkeit; oder ich muss es glauben: dass ohne Einverständniss mit dem Feinde Er und sein Rathgeber mein Corps hier zu Grunde richten wollte, damit wir alle, wie sie es wollten, nach Preussen uns zu flüchten gezwungen sein möchten. Die Richtung, die er nach Kurszany nahm, war überfehlerhaft. In unserer Lage war die nach Mieszkutz die einzige, die wir hätten einschlagen können. Von da blieben uns drei Auswege; der gerade Weg über die gar nicht oder schwach besetzte Hauptstadt Mitau, — der Weg gegen Dünaburg und von da nach Polen (den ich selbst mit solcher Mühe später ausführte), — und auch der schmachvolle Weg nach Preussen, den er einschlug. Denn wenn ich auch von Kurszany noch zurück kam,

so muss man dies nur dem Ungeschick der Russischen Generale zuschreiben, wie wir es nur zu oft sehen werden. In Kurszany war ich schon mit meinem Corps wie der Fisch im Hamen, der dem Fischer wieder entschlüpft. Wollte er aber doch die Richtung nehmen, so hätte er wenigstens mich zuvor mit meinem Corps an sich ziehen und selbst die Position so lange, bis ich angelangt wäre, halten sollen, da der Weg nach Kurszany dicht hinter seinen linken Flügel führte, ich aber den grossen See rechts umgehen, dann die Strasse von Mieszkutz perpendikulair durchschneiden, und dann wegen grosser Moräste mich wieder so an Szawle nähern musste, dass ich auf Kanonenschuss vorbeizog. Statt dessen zieht er sich eilig zurück, lässt mich die gefährliche Richtung nehmen, wo ich dem Feinde die Flanke biete, und ruft obendrein noch mich und den Szymanowski zu sich.

Ich schickte also meinen Adjutanten zurück, um die Colonne der Bagagen und Verwundeten, wie der Caissons und 4 Geschütze auf den Weg zu bringen, und hielt die Position, um den Feind nicht debouchiren zu lassen, mit 2 Geschützen unter Deckung der Ueberbleibsel vom Bataillon des 3ten Reg. Bald rückte die feindliche Infanterie vor; ich wiess sie aber mit sparsamen Kartätschenschüssen immer zurück. Dies dauerte etwa eine Stunde, bis ich den Rapport bekam, dass meine Colonne schon in bestimmter Ordnung auf den schlechten Wegen, die sie zu passiren hatte, sich befand. Nun zog ich mit den Kanonen zurück und überliess die Arrieregarde

dem Major Janowicz mit den Ueberbleibseln der Eskadron vom 3ten Uhlanenreg. und der reitenden Infanterie. Auf diesen Offizier konnte ich mich von Tage zu Tage immer mehr verlassen, und er wurde auch später der ausgezeichnetste Offizier in meinem ganzen Corps. Als ich zu der Colonne stiess, fand ich den General Szymanowski, der auch eingesehen hatte, dass er bei Gielgud unnütz, hier aber unentbehrlich sei; denn es waren von Gielguds Bagagen viel Flüchtlinge angekommen, welche die Unordnung im Corps vermehrten. Ich fand in ihm hier eine wahre Hülfe. — Ohne Mitleid liess ich die unnöthigen Wagen, die nicht mit Verwundeten beladen waren, ausspannen und die Pferde sogleich der Infanterie übergeben, welche nach diesem Gefecht 139 Mann stark wurde. Der Feind wollte uns nachrücken; die Kaltblütigkeit aber des Major Janowicz hielt ihn zurück. Ein grosses Glück war, dass er keine Cavallerie hatte, und ein noch grösseres, dass von dem Corps, das ich an der Niewiasz verlassen, sich gar nichts zeigte.

Nach einem halbstündigen Marsche bekamen wir noch einen Zeddel, mit Bleistift geschrieben, vom General Gielgud, in dem er uns benachrichtigte, dass der Feind in ausserordentlicher Stärke über Podubissa und Kurtowiany ihm nachkäme. Auch diesem sollten wir nach seinem Schreiben die linke Flanke bieten! — Zugleich sagte mir der Adjutant, Gielgud habe dem Obersten Sierakowski, der quer auf der Strasse von Miten Szaule gegenüber die Position hielt, den Befehl

gegeben, sich nach Kurszany zu ziehen. — In Besorgniss, dass Oberst Sierakowski diesen Befehl nicht ausführe, gab ich das Commando der Colonne an General Szymanowski und ritt in grösster Eile nach der Position gegen Szawle zu. Sierakowski aber, dem man militairisches Talent nicht absprechen kann, hatte die Wichtigkeit der Stellung, und dass sie zur Deckung meines Corps so nöthig war, zu klar eingesehen, um dem Befehle zu gehorchen. Ich erwartete dort die Colonne Szymanowski. Da sie nach einer Stunde nicht zu sehen war, schickte ich einen Offizier mit wenigen Ulanen, dass er sich nach Szymanowski erkundige. Dieser ritt auf der Hauptstrasse gegen Mitau zu, und kam mit der Nachricht zurück, die Colonne sei nirgends zu sehen. Ein zweiter Offizier brachte nach einer halben Stunde denselben Rapport zurück. Erst der dritte brachte die Nachricht, Szymanowski habe einen andern Weg gegen Kurszany genommen. Dies war schwer zu glauben. Die Gegend war mir gegen Norden als so sumpfig beschrieben worden, dass, nach Meinung der Einwohner, Kanonen sie unmöglich passiren konnten. So wartete ich darum drei Stunden hier. Als es mir nun aber klar wurde, dass er wirklich diese Richtung genommen, da der Weg, wiewol sumpfig, doch viel kürzer war, so mochte ich nicht länger warten. Kaum ergriff meine Infanterie das Gewehr, so gab der Feind, glaubend dass ich ihn angreifen wolle, uns einige Kanonenkugeln, mit denen er mich auch, so lange ich ihm erreichbar blieb, verfolgte. Sobald

ich eine Anhöhe gewonnen, wo ich die ganze Gegend übersehen konnte und das Feuer mir keinen Schaden mehr that, nahm ich eine Stellung. Denn man sagte mir, der Feind rücke wirklich von Kurtowiany her vor, und ich wollte doch im Fall der Noth Szymanowski unterstützen. Als mich aber nach einer guten halben Stunde ein Offizier daran erinnerte, dass die Truppen seit 40 Stunden nicht gekocht, zog ich nach Kurszany ab. Auf dem Wege kamen einige junge Offiziers vom 1ten Uhlanenregiment zu mir, um mich zu bitten, den Oberbefehl zu übernehmen; denn sie hatten schon alles Zutrauen sowol zu Gielgud als zu Chlapowski verloren. Ich gab ihnen die Antwort, dass ich glaubte, in Kurszany werde Gielgud seine Stelle selbst niederlegen, und ich würde sie, wenn man mich wählen sollte, mit Freuden annehmen. — Weiter im Walde auf dem halben Wege von Kurszany traf ich die Gielgud'sche Colonne, bei der Roland und Oberst Pientka sich befanden. Diese begrüssten mich, als hätten sie die Hoffnung, mich je wieder zu sehen, aufgegeben gehabt und meine Colonne verloren geglaubt. Bald zog auch die Colonne Szymanowski an. Da erfuhr ich, dass sie wirklich den sumpfigen Weg genommen, aber nach starken Anstrengungen wieder auf die Strasse zurückgekehrt und hinter mir bei Szawle vorbeimarschirt war. Dies zeigte, welche falsche Nachrichten Gielgud vom Feinde hatte und wie schwach dieser uns verfolgte. Gielgud und Chlapowski waren schon in bequemen Wagen nach Kurszany voraus gefahren, um dort zu speisen.

Viertes Kapitel.

Kriegsrath in Kurszany. Trennung der Corps. Antritt meines Rückzugs. — Treffen bei Malata.

Nachdem das Corps ausgeruht hatte, marchirten wir nach Kurszany, wo wir bei Sonnenuntergang ankamen. Die Befehle für die Stellung der verschiednen Corps waren schon gegeben. Das meinige sollte durch die Stadt und die Brücke über die Windawka, dort ein Canal, gehen. Kaum hatte ich die Stelle erreicht und mein Corps in Position gestellt, als ich den Befehl erhielt, nach dem Hauptquartier, das in die Probstei von Kurszany verlegt worden, mich zu begeben. Dort fand ich meine reitende Infanterie, die Gielgud als eine Wache für das Hauptquartier um die Probstei gestellt hatte. Auch bekam ich den Befehl, eine starke Abtheilung Infanterie zurück zu schicken, um die Arrieregarde zu bilden, und eine feste Stellung auf der Hauptstrasse, die durch einen Wald ging, zu besetzen. Wie ich heute die Disposition ansehe, kann ich nicht anders glauben, als dass man bestimmt mein Corps in Unordnung bringen wollte. Man liess mich den weitesten Punkt der Position hinter der Windawka einnehmen, die Arrieregarde gegen Kurszany bilden, und

meine reitende Infanterie mitten im Dorfe aufstellen, da doch zwischen meiner Arrieregarde und meinem Corps das ganze Gielgud'sche und Chlapowski'sche Corps und der ganze Litthauische Aufstand lagerte.

Als ich in der Probstei anlangte, sagte man, dass gleich ein Kriegsrath berufen werden solle. Ich bat dies bis zum andern Tage zu verschieben, da wir Alle so erschöpft waren, dass das Gemüth auch der Ruhe bedurfte. Ausserdem, sagte ich, wäre es unmöglich, gleich in der Frühe Bewegungen vorzunehmen, weil die Truppen zu sehr ermüdet seien. Man ging auch darauf ein. Chlapowski schlug mir aber vor, beständig in der Probstei die Nacht zuzubringen; ich schlug es durchaus ab, weil mein Corps zu entfernt sei, sah aber wohl ein, dass er mir seine Gesinnungen, die ganz muthlos waren, einflössen wollte. — Kaum hatte ich mein Quartier, das in einem Garten hinter der Windawka lag, erreicht, als ich plötzlich viele Flintenschüsse hörte, und das Gielgud'sche Corps in der grössten Unordnung nach der Brücke zuzudrängen begann. Man sagte mir, dass eine Masse feindlicher Cavallerie uns überfallen habe. Ich nahm in der Eile eine Compagnie des 18ten Regiments und stellte sie bei der Brücke auf, um den Feind, sollte er zu mir dringen, zu empfangen. In dem Augenblick erhielt ich den Befehl, mit dem ganzen Corps die Windawka zu passiren, und den Feind zurückzuschlagen. Dieser Befehl war gar nicht auszuführen. Alles drängte über die Brücke, Verwundete und Bagagen, mit denen die Stadt

überfüllt war. Es fing schon an finster zu werden und mein Corps hatte sich in die Mitte des Gedränges verloren. Bald rückt Gielgud mit seinem Stabe nebst dem General Tyszkiewicz an, und stellte sich hinter die Brücke. Da wurde das Schimpfen gegen Gielgud so laut, dass ihm die jüngern Offiziere von seinem eignen Corps fast ins Gesicht fluchten und er nur zu gut alles hören konnte. Nach einer halben Stunde zeigte sich der Allarm falsch, und Alles kehrte auf seinen Platz zurück. Es war ein Detachement von Insurgenten gewesen, das eben zu uns stiess.

Den andern Tag ritt ich in den Kriegsrath, wo sich schon mehre versammelt fanden. Indessen schickte Chlapowski, ohne die Entscheidung des Kriegsraths zu erwarten, die Bagagen des ganzen Corps schon in der Richtung gegen die Preussische Gränze nach Lukniki zu. Gielgud sass mit einem kranken Fusse, wie es mir scheint, nur um des Decorum's Willen, da. Da sagte er zu uns, die Truppen wären in so schlechtem Zustande, die Artillerie ohne Munition, die Sappeurs und Pontoniers-Geräthe verbrannt, und klagte im Allgemeinen über die Demoralisation der Truppen als den Grund, der uns den Krieg in Litthauen nicht weiter zu führen erlaube. Es wurde viel von verschiedenen Personen gesprochen. Ich schwieg, um die Ansichten zu vernehmen, da ich immer erwartete nach der Meinung, die mir der Brief des General Roland gegeben, dass die Absetzung Gielguds der Zweck des Kriegsrathes wäre. Als ich aber merkte, dass davon gar nicht die Rede war, und man

nur das Projekt der Theilung des Corps besprach und Alles als in trauriger Lage beschrieb, nahm ich das Wort und sagte: „Wir sprechen viel über unsre Lage; wir klagen über den schlechten Geist der Truppen, und keiner von Euch, meine Herren, hat noch den eigentlichen Grund der Demoralisation berührt. Ich frage Sie alle, meine Herren, gestehen Sie offen ein, liegt er nicht in dem Mistrauen, welches das ganze Corps gegen den General Gielgud gefasst hat? Ich bin also der Meinung, er solle seine Stelle niederlegen, und wir einen andern wählen. Ich bin der Erste, der dem gewählten Anführer, im Fall er jünger wäre als ich, gehorchen würde.“ — Der Oberst Oborski vom 7ten Regiment unterstützte meine Rede, auch der Oberst Brzezański; die übrigen aber schwiegen. Nur Chlapowski, Szymanowski, Oberst Pientka und Oberstlieutnant Wisniewski widersetzten sich dieser Meinung. Die Generale Chlapowski und Szymanowski sagten, bei der Armee solle nichts gelten als Subordination; Pientka oder Wisniewski, glaube ich, sagte: „Sie rathen dazu, weil man leicht einsehen kann, dass man Niemand als Sie und Chlapowski wählen werde; und beide doch jüngern Grades als Gielgud und Roland sind.“ Vergeblich war mein Beweis, dass die ausserordentliche Lage, in der wir uns befänden, Alles bei Seite setzen hiesse, die allgemeine Rettung und das Wohl des Vaterlandes Allem vorgehen müsse. General Gielgud sagte zu mir: „Sie glauben, dass ich unfähig bin; wären aber die Zeiten andere, so würde ich Sie wegen Ungehorsams vor ein Kriegsgericht

stellen, da Sie meine Befehle nie ausgeführt haben.“ Ich antwortete ihm ohne den geringsten Zorn: dem Urtheile könnte ich ganz ruhig entgegensehen, und zeigte den Befehl, den er mir für den Angriff auf Wilna gegeben, und bewies ihm, wie alle seine Befehle in dieser Art ausgegeben waren. Später habe ich aus dem Rapport des Generals Roland schon aus Preussen ersehen, dass Gielgud in demselben Augenblick, wo er mir diese Vorwürfe machte, den Obersten Koss mit einer Cavalleriebrigade neuer Truppen, einem Bataillon vom 4ten Jägerregimente und 2 Geschützen, bei dem Punkte, wo er am Niemen die Brücke bauen wollte, ganz vergessen hatte. Zwei Tage nach der Trennung in Kurszany vereinigte er sich erst mit Roland. Zu gleicher Zeit ein neuer Beweis, dass wir wirklich gar nicht verfolgt wurden. Da schwieg er, und es malt seinen Charakter deutlich, dass er die Diskussion weiter führte, ohne einen Zorn gegen mich lautbar zu machen. — Da ich sah, dass Chlapowski durchaus nicht erlaubte, dass es zu einer Anführerwahl komme, und er sagte, dass er nichts als blinde Subordination kenne, nahm ich noch einmal das Wort und sprach: „Unsre Lage ist ausserordentlich; so müssen wir auch zu ausserordentlichen Mitteln schreiten. Und je mehr unsre Lage gesunken ist, desto mehr Energie müssen wir entwickeln. Da ich aber eingestehen muss, dass ausser den groben Militairfehlern des General Gielgud die Schwäche und Unthätigkeit der gewählten Regierung unser Uebel herbei geführt hat, dass die wirklichen Tugen-

den des ehrenwerthen Mannes Tyszkiewicz wegen seiner Kränklichkeit der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen sind, so schlage ich den Plan vor, einen Diktator zu wählen, welcher nachher auch den Oberbefehlshaber ernennen kann, und stelle zu diesem Posten den tapfern Staniewicz, Marschall des Distrikts von Rossienie, vor.“ — Aber die Gemüther waren zu stark gesunken, um ein tüchtiges Mittel ergreifen zu können. Fast mit Mitleid ward mein Vorschlag aufgenommen. General Szymanowski sagte, wir seien von der Frage, die der kommandirende General vorgelegt, abgekommen. Sie sei gewesen, zu bestimmen, ob wir uns in kleine Corps theilen oder beisammen operiren sollten. Und da es schien, dass die meisten Stimmen für die Theilung wären, so solle man sogleich zu dieser schreiten. — Man begann gewissermassen schon damit, als erst Oberst Sierakowski hereintrat. General Szymanowski sagte zu ihm, fast einstimmig sei man für die Theilung. Oberst Sierakowski aber, dem ich nachsagen muss, dass er sich mit mir nicht verabredet hatte, erklärte, nur von eignem Ehrgefühl geleitet, die Sache sei zu wichtig, als dass sie nicht votirt werden müsste. Wir waren zehn oder zwölf Stimmende; zehn kann ich mich aber nur erinnern. Die Stimmung fiel also aus:

Für	Gegen
Roland	Dembiński
Szymanowski	Brzezański
Chłapowski	Oborski
Borkowski (1tes Uhlan.)	Pientka
Wisniewski (Ingenieur.)	Sierakowski.

Da die Stimmen gleich waren, so entschied Gielgud mit einer Stimme für die Theilung, zu der auch sogleich geschrittten wurde. Das erste Corps sollte Roland anführen; für diesen aber führte Szymanowski das ganze Gespräch; das zweite Chlapowski, und ich das dritte. Die Richtungen waren einem jeden freigestellt. Es wurde aber bestimmt, so weit die Befehle des Generals Gielgud uns erreichten, müsaten wir ihm gehorchen. Auch wurde gesagt, dass es diesem freistünde, zu welchem Corps er sich begeben wolle. Ich sah zu deutlich, dass die Direktion nur ein Vorwand war, und dass man an nichts dachte, als Preussen zu erreichen. Laut wollte man es nicht gestehen; es war aber zu sichtbar. Die Generale Roland, und Szymanowski sprachen indess von Polangen, Chlapowski, dass er sich gegen den Niemen weisen und längs des Flusses hinauf gegen Kauen hin, bis er nicht Gelegenheit fände, den Niemen zu passiren. Oberst Sierakowski setzte aber Alle durch den Vorschlag in Verlegenheit, die Direktion durch das Loos zu bestimmen. Szymanowski aber antwortete ihm mit Umschweifen, wie man wol die Worte suchen muss, wenn man keine gute Antwort zu geben hat. Dies brachte die, welche mit mir marschiren sollten, zum Lachen, und von da an verhehlte man weniger seine Absicht nach Preussen. Chlapowski wollte sogar, man sollte mir das vorhandne Geld, 38000 Fl., so wie alle Munition übergeben. Denn, sagte er, nur Dembiński allein wird sich noch schlagen; — wir aber — damit machte er ein Zeichen mit der Hand, als wollte er sagen, mit

uns ist Alles aus. Ich bat *mir aus, dass keine* Truppenveränderung in meinem Corps geschähe, und dass es Jedem, der mit mir gehen wolle, freistünde. Auch er bat ich mir einige alte Soldaten, weil diese alle die Schwimmschule durchgemacht hatten, damit ich ordentliche Schwimmer bekäme. Man gab mir 9 Schwimmer, und meine Sappeurs wurden bis auf 40 Mann vermehrt. Der schlechte Wille gegen mein Corps war sichtbar. Bald sage man mir, ich hätte zu viel Kanonen; dann wollte man mir wieder mehr zuwerfen. An Geld bekam ich keinen Groschen, obwol ich nur hundert Poln. Gulden in meiner Kasse hatte. Auch die Patronen, welche für meine Infanterie durch einen Befehl des Gielgud bestimmt waren, weigerte sich der General Roland auszuliefern, und ich musste sie mit Gewalt nehmen lassen. Der Oberst Sierakowski kam in einen Streit mit dem General Chlapowski, wobei er beweisen wollte, dass wir uns noch länger in Litthauen halten könnten, auch mit dem ganzen Corps die Richtung nehmen, die ich vorschlüge und ausführen wolle, um dadurch länger die feindlichen Truppen in Litthauen zu beschäftigen. General Chlapowski, der nichts Haltbares ihm entgegnen konnte, sagte zu ihm: „Sie haben stärkere Lungen als ich; darum will ich nicht streiten!“

Nachdem der Kriegsrath zu Ende war und da schon Alles gegen Lukniki marschirte, gestand mir General Chlapowski offen, es bleibe nichts übrig als sich nach Prussen zu werfen; „denn,“ sagte er, „eine allgemeine Revolution sei täglich

zu erwarten; die Leute beim Leben lassen, sei also unsre erste Pflicht.“ Weil ich erfahren wollte, wie weit er und Gielgud im Einverständniss wären, stellte ich mich unwissend und sagte diesem: „Sie haben ja den Niemen zu passiren, um nach Preussen zu rücken.“ Da zog Gielgud hastig eine Charte aus dem Busen und zeigte mir mit Freuden die 20 Meilen lange Strecke von Georgenburg nach Memel, wo der Niemen durch das Preussische Gebiet geht. Da wurde mir ihre Absicht ganz klar, wie auch meine gefährliche Lage. Ich sah mich allein mit meinen Truppen in einem Lande gelassen, das zweimal in drei Monaten einen Aufstand gemacht und zerstreut gesehn hatte, ohne Geld, mit geringer Munition, und zehn mal stärkeren Feinden gegenüber. Es war ein schwerer Augenblick. Aber mich überkam eine solche Verachtung wegen jenes Betragens, dass mein Muth daran erstarkte. In diesem Augenblicke bat man mich, herauszukommen; die Offiziere hätten mir etwas zu sagen. Ich glaubte, es sei eine Deputation von jenen Offizieren, mit denen ich Tags zuvor gesprochen, und die mir das Commando angetragen hatten. Die Sache stand aber anders. Wie mir jetzt die Offiziere erzählen, soll Chlapowski das Gerücht verbreitet haben, ich würde den Oberbefehl nicht annehmen, weil ich einen kühnen, unausführbaren Plan hätte, und er selbst ziehe mit seinem Corps den kürzesten Weg nach Polen zurück. Die Deputation bestand daher aus 12 oder 15 von meinen eignen Cavallerie-Offizieren, die mich baten, ich solle doch überlegen, was am

Sichersten auszuführen sei. „Wir sind," sagten sie, „immer voll Zutrauen unter Ihrer Anführung, Herr General, ins Gefecht gezogen; schon so oft haben wir unter Ihnen gefochten; aber jetzt redet man uns ein, dass Sie noch in Litthauen bleiben, und einen zu kühnen Zug ausführen, ja den Krieg allein führen wollen, der doch Gielgud mit seiner ganzen Macht zu schwer war. Wir hören, General Chlapowski geht gerade nach Polen zurück. Wir wollen Sie nicht verlassen, bitten Sie aber doch, die Sache mehr zu bedenken." Ich erwiederte ihnen etwas scharf: „Meine Herren, ich will Ihnen meine Meinung über die Richtung, die das Chlapowski'sche Corps nimmt, nicht eröffnen. Gott gebe, dass er es nicht lange Zeit bereue. Der Weg, auf welchem ich Sie führen will, ist zwar gefahrvoll, vielleicht aber giebt der allmächtige Gott, dass wir noch eher auf ihm nach unserm Lande zurückkommen, als die, welche eine andre Richtung einschlagen. Was ich Ihnen sagen kann, ist das, dass für die Ehre unsrer Waffen kein andrer übrig bleibt, was uns immer für ein Schicksal treffen möge. Jedoch will ich Ihnen weder als Camerad zureden, noch als Befehlshaber gebieten; ich sage Ihnen nur, dass, wenn Sie mir nicht folgen wollen, ich doch 10 Leute im ganzen Corps mit gutem Willen zu finden hoffe, die mein Loos werden theilen wollen. Mit diesen gehe ich dann weiter; von der beschlossenen Richtung weiche ich aber nicht ab!" — Einstimmig erklärten sie sich darauf bereit, mir zu folgen: Eben dieselbe Erklärung thaten

mir die Cavallerie des Staniewicz und Herubowicz (ohne Wissen ihrer Befehlshaber), die Calischer Cavallerie, 300 M. stark *), und die Reiterei des tapfern Capitains Lisiecki. — Der Oberst Sierakowski ritt zur Infanterie, um sie zum Marsche vorzubereiten und sie zu ermuthigen.

Bald darauf ritt ich nach meinem Quartier und zu meinen Offizieren. Ich fand sie alle stumm. Manche stille Thränen fielen aus Augen, die mich ansahen, ohne dass sie es wagten, mir noch fernere Vorstellungen zu machen. Die Colonnen des Roland und Chlapowski zogen bei meinem Quartier vorüber. — Ich musste erst nach meinen Bagagen gegen Lukniki schicken, und auf ihre Rückkehr einige Stunden warten. — Traurig war auch für mich die Trennung von meinem verwundeten Adjutanten und wahrhaften Freund, und funfzehnjährigen Nachbar, Bystrzanowski, den ich den andern Colonnen mit den Worten nachschickte: „in vier Tagen bist Du auf Preussischem Gebiet, wo man Dich gut verpflegen wird und Du Deine Gesundheit wieder erlangen kannst. Dich braucht kein Schaamgefühl zu überkommen; denn Du bist verwundet und hast Deine Pflicht gethan. Bei mir kannst Du weder auf Ruhe noch auf gute Pflege hoffen.“

Das Herz war mir aber so schwer, dass ich selbst wankelmüthig zu werden begann. Zwei Adjutanten schickte ich schnell hinter einander auf die Strasse zum General Chlapowski, mit der Bitte, dass er mich doch im Vorüberreiten

*) Denn vom Aufstande waren ihr so viel zugetheilt.

besuchen möge. Ich war entschlossen, ihn noch einmal zu bitten, dass er sich doch nur noch einen Tag aufhalte, damit ich meine Gedanken bei kaltem Blute sammeln und mein ermüdetes Corps ausruhen lassen könne. Er schlug aber meine Bitte ab, und sagte meinem Adjutanten, er werde mir von Lukniki aus schreiben, da ihm die Zeit nicht erlaubte, zu mir zu kommen. — Diese rücksichtslose Antwort gab mir aber meine Fassung wieder, wozu auch das heftige Feuer beitrug, das ich plötzlich bei meiner Arrieregarde vernahm. Ich schickte dem Obersten Radyszewski den Befehl, nicht einen Schritt zu weichen, vielmehr den Feind zurückzuschlagen, sandte ihm auch bald eine Kanone, damit er im Fall der Noth starken Widerstand leisten könne. Bald darauf kamen meine Bagagen von Lukniki an; mit diesen aber auch viele Verwundete und mehr als 40 oder 50 Wagen Litthauischer Gutsbesitzer, die bis dahin dem Gielgudschen Corps gefolgt waren.

Als alles marschfertig war, rückte meine Colonne in die Richtung zum Obersten Radyszewski zu, da ich dicht an dem Ort, ihn rechts lassend, vorbei marschiren wollte, um den Weg gegen Gruzdzie, gegen Norden auf der Seitenstrasse von Mitau liegend, einzuschlagen, wo ich denselben Tag noch ankommen wollte. Die Arrieregarde hätte auf jeden Fall irgend eine Abtheilung vom Gielgud'schen Corps bilden sollen, da dieses Corps eine perpendiculaire Richtung gegen Preussen nehmend, nicht mehr abgeschnitten, sondern nur in grader Richtung verfolgt werden konnte.

Dies hätte mir Zeit gegeben, mich gegen Gruzdzie in die Wälder zu werfen, ohne wenigstens gleich in den ersten Augenblicken von dem Feinde bemerkt zu werden. Ich kann bis heut nicht begreifen, warum der Feind mir nicht folgte, er doch leicht bemerken konnte, dass ich meine Arrieregarde zu mir zurückzog. — Sobald die ganze Colonne und die Arrieregarde über die Windawkabrücke zurückgegangen war, ritt ich der Colonne vor, und als mich das Corps erblickte, grüsste mich ein allgemeines Geschrei: „es lebe unser General Dembiński!“ Dies that meiner betrübten Seele und meinem schweren Herzen so wohl! Die Leute begriffen wohl die Würde unsrer Lage. Meine Festigkeit gab ihnen Muth und kam in dem nöthigsten Augenblicke von ihnen wieder zu mir zurück. Ja nichts kann diese wenigen Stunden malen! Das ganze Betragen gegen uns erweckte in den Leuten eine solche Verachtung gegen die, welche uns in solcher traurigen Lage verliessen! —

Das heftige Feuer der Arrieregarde, der ich jetzt die rechte Flanke bot, um weiter gegen die Feinde einen wirklichen Contremarsch zu bewerkstelligen, brachte meine Unternehmung gleich in dem ersten Augenblick in die grösste Gefahr. Denn, was konnte ich anders vermuthen, als dass hier die ganze feindliche Macht vordringe! Zum Glück ging die Strasse, auf welcher das Gefecht Statt hatte, durch einen dicken und sumpfigen Wald, besonders gegen den rechten feindlichen Flügel zu, der auch jetzt auf meinem rechten Flügel lag. Um doch so viel möglich,

ohne vom Feinde bemerkt zu werden, gegen Gruzdzie vorzurücken, schickte ich zu Radyszewski noch 2 Eskadrons, um dem Feinde zu zeigen, dass wir nicht nur die Position halten, sondern auch auf der Strasse vordringen wollten. Dies gelang mir vortrefflich. Der Feind zog sich zurück, und Radyszewski konnte bald meiner Colonne folgen, da er dem Feinde nur durch etwas Cavallerie nachsetzen liess. Durch geschickte und gutgesinnte Boten geführt, die das Land genau kannten, rückte ich in sumpfigen Waldungen, wo auf eine Meile weit gar keine Spur von Wegen war, vor. Oefters musste eine jede Kanone und jeder Munitionskarren einen besondern Weg sich über sumpfige Wiesen bahnen; denn 2 hinter einander hätten den Sumpf so tief eingeschnitten, dass sie nicht mehr herauszubringen gewesen wären. Dies musste ausserdem in grösster Stille geschehen; denn viel Schreien auf die Pferde hätte den Feind, der sich auf der Strasse befand, und dem ich oft nahe kam, aufmerksam gemacht; da mich nur der dunkle Wald vor ihm verbarg. Auch den kleinsten Weg, der zu dem Feinde führte, liess ich durch Bäume verrammeln. — So marschirte ich fast eine Meile dicht beim Feinde vorbei. Erst dann wandte sich der Weg etwas gegen Norden, und man fand dann auch eine ziemlich breite Strasse. Wenn mir meine Expedition einigen Ruhm erwarb, so habe ich ihn an dem ersten Tage verdient, wo ich den Plan fasste und trotz der ungeheuren Schwierigkeiten davor nicht zurückschrack. Das Uebrige vollbrachte Thätigkeit und

Glück. Hier aber brauchte es mehr als Kühnheit, und nur der Gedanke, ich thue meine Pflicht, werde daraus was es wolle, vermochte, was ganz unmöglich schien. Meine Rechnung, die ich jedem, der in eine ähnliche Lage kommen sollte, empfehlen kann, war die: ich berechnete, dass ich auf dem grossen Umwege, den ich nach Warschau einschlug, 40 Tagemärsche habe. Ein jeder Tag, sagte ich, hat seine Schwierigkeiten. Habe ich die heutigen hinter mir, so bleiben mir nur noch 39, und so fort. Dabei stärkte mich der Gedanke, dass ich doch einen Tag länger wieder für das Wohl des Vaterlandes ausgedauert hätte. Gott verdanke ich meine Rettung, und bin ihm doppelten Dank dafür schuldig, da ich hoffe, dass mein Beispiel noch einmal dem Vaterlande oder dem allgemeinen Wohl der Menschheit zum Nutzen gereichen werde.

Auf dem halben Marsche gegen Gruzdzie machte ich Halt, um die Leute mit Zwieback und Branntwein zu erquicken, und Hafer für die Pferde zu fassen. In der reichen Gegend kamen mir die gutwilligen Einwohner überall mit Thränen zu Hülfe. Desto schmerzlicher war für mich die Nachricht, die mir eben meine Arrieregarde brachte, dass die Cavallerie von Kalisch, 300 Mann stark, und die des Staniewicz und Herubowicz, zusammen gegen 800 Pferde stark, Befehl erhalten hatten, den andern Colonnen zu folgen. Wer diese Befehle gegeben, weiss ich nicht und will es auch nicht untersuchen. Den nämlichen Befehl bekam auch der

Capitain Donat Strawiński, der mit 160 Samogitiern *am Tage vor der Schlacht bei Wilna zu* mir gestossen war, und der tüchtige Capitain Lisiecki, der 100 Mann Cavallerie führte. Diese aber trauten meinem Stern und blieben mit mir. — Hier könnte man mir den Vorwurf machen, dass ich dem ganzen Corps über die eigentliche Absicht Gielgud's und Chlapowski's nicht Aufschluss gegeben. Man kann aber leicht einsehen, in welchem gefährlichen Lichte mir selbst meine Expedition erschien. Mein Gewissen erlaubte mir nicht, mehr Personen zur Theilnahme zu bereden, da 9 gegen 1 zu wetten war, dass ich zu Grunde gehen, d. h. getödtet oder gefangen werden würde. Ich that also nur, was mir mein Gewissen vorschrieb. — Wo war aber das Gewissen derer, die tapfre junge Leute und Soldaten täuschten und ihnen den kürzesten Weg nach Polen versprachen, die öffentlich im Kriegsrath von ihren eigentlichen Absichten nichts verlauten liessen, und erst, als die Truppen schon abmarschirt waren, nur heimlich dieselben offenbarten, wie ich oben erzählte! Ich weiss, dass ich mir dadurch Feinde mache, dass ich ihr schändliches Betragen offen darlege. Da ich aber in der Absicht schreibe, dass meine Schrift dem Vaterlande noch einmal nützlich werde, so will ich zeigen, wie jede That, mag sie noch so heimlich gesponnen sein, doch endlich an das Tageslicht kommt. Ja, auch ich habe mir Vorwürfe zu machen, wie es die Geschichte aus einander setzen wird. Das Ziel, was ich verfehlte, war gross, war Alles. Um es aber zu erreichen,

musste ich die Gesetze umwerfen, wusste ich vielleicht ohne Urtheil 15 Köpfe am 17. August in Warschau abschlagen lassen. Ich that es zwar nicht, bereue es aber, da mein Vaterland durch meine Unentschlossenheit fiel. Eine Stunde Zeit habe ich dazu gehabt; diese versäumte ich. Jeden Augenblick liegt diese gewichtige Stunde schwer auf meinem Herzen, mag ich denken, mag ich sprechen, was ich will. Immer steht der Gedanke vor mir. Ja keine Nacht noch habe ich seitdem zugebracht, ohne nicht mehremale mit dem schrecklichen Vorwurfe aufgewacht zu sein! Es war ein grosser Fehler; aber mein Gewissen, im eigentlichen Sinne des Worts, hat sich durch die ganze Insurrektion und alle Kriegsoperationen hindurch auch nicht den leisesten Vorwurf zu machen. Gott gebe, dass Alle, die an ihnen Antheil nahmen, heute sich dasselbe Zeugniss geben könnten. Hoch wäre das Vaterland, hoch das Wohl der Menschheit gestanden; ja das feindliche Volk selbt hätte durch den Verlust des Sieges gewonnen. Denn die Freiheit hätte gesiegt; doch die milde, sanfte und tugendhafte Freiheit, nicht die Anarchie. Ich will hoffen, dass dies nur verschoben ist, und ein andrer Glücklicherer dies später oder früher ausführen wird. Ich wünsche ihm und wünsche den Völkern, er möge so frei von Eigennutz, so wenig ehr- und ruhmbegierig, so sich selbst vergessend sein, wie ich, dass ich es gewesen, mit gutem Gewissen von mir sagen kann.

Nach einer guten Stunde Aufenthalt rückte ich gegen Gruzdzie, wo ich auch den nämlichen

Tag noch ankam. Hier suchte ich Ordnung in mein Corps zu bringen. Die kurze Vereinigung mit der Division Gielgud hatte bewirkt, dass eine Menge Soldaten von dem Litthauischen Aufstande ohne Offiziere, und also auch ohne die geringste Ordnung mir nachfolgten. Es waren auch viel Leute dabei, welche die Verzweiflung zu Excessen brachte. Ich liess die Verbrecher streng bestrafen und erlaubte keinem Einzelnen, sich bei den Colonnen mitzuschleppen. Damit hatte ich immer grosse Schwierigkeiten; denn die eiligen Märsche wie die nächtlichen Operationen erschwerten die Ordnung sehr. Meine Streitkräfte waren:

I. An Infanterie:

das 18te Regiment zu . . .	1100 M.
die Infanterie zu Pferd . .	130 -
das 26te Reg.	700 -
das Bat. des 3ten Reg. *) . .	600 -
	2530 M.

II. An Cavallerie:

Posener Eskadronen . . .	450 Pf.

Es waren aber nicht mehr als 80 wahre Posener dabei; die übrigen sassen erst seit 10 Tagen zu Pferde.

das 13te Uhlanenregiment .	500 -

Es waren hierbei nahe an 100 alte Soldaten; dazu hatte ich die Detachements Prozor, Liziecki und die

*) Das alte Bataillon, von dem ich die Infanterie zu Pferd gebildet, betrug nicht mehr wie 100 Mann; dann theilte ich das Bataillon Matuszewicz, etwa 500 M.

Freiwilligen, die keine eignen Pferde, sondern die gelieferten ritten, zugetheilt.

Das 4te Uhlanenregiment, bestand aus	190 M.
Flecker Cavallerie und die Samogitier des Strawinski	150 -
	1300 M.
	2530 -
	3830 M.

nebst 6 Geschützen, bei denen zwei 12pfündige Haubitzen, aber keine reitende Artillerie. An Munition hatte ich für die Kanonen 450 Cartouchen, hierunter 103 Kartätschenschüsse; die 12pfündigen Kanonen hatten aber eine jede nur 12 Schüsse. Mit Bedauern sah ich, dass man mir den Oberlieutenant Bochenek bei unserer Artillerie durch einen andren, wiewol auch guten, Offizier vertauscht hatte. —

Von Grudzie rückte ich ganz früh gegen Miesskutz, die erste Poststation von Szawle, nach Mitau vor. Eine halbe Meile von Miesskutz erzählten mir die Einwohner, dass man die ganze Nacht auf der Strasse die Trommel gehört habe. Dies setzte mich in ungemeine Betrübniss. Denn es war nur zu leicht einzusehen, dass der Feind, der gestern mit meiner Arrieregarde gefochten, und also meine Direktion durchaus hatte erkennen müssen, irgend ein Corps in diese Richtung von Szawle aus schicken würde; und ich ausserdem zu befürchten hatte, dass auf der Hauptstrasse die erwarteten Verstärkungen eben im Anzuge wären. Mir blieb jedoch nichts übrig,

um aus dem Netze, in welches uns Gielgud geführt hatte, heraus zu kommen, als mich der, in einem sumpfigen Lande so wichtigen, Strasse zu bemächtigen, und von dieser, nach Maasgabe der Umstände, meine Richtung zu nehmen. Ich rückte daher etwas schneller mit der Cavallerie vor. Dicht vor der Stadt erfuhr ich, dass von Janischki her, der zweiten Station gegen Mitau, wo ein Bataillon verschanzt stand, eine Compagnie Infanterie nebst einigen Beamten und der Post von Petersburg in Mieszkutz angekommen sei. Ich schickte 2 Eskadrons vor, die eine gerade auf die Stadt, die andre links, um die feindliche Infanterie zu bedrohen, dass ich sie abschneiden wolle. Die nach der Stadt gehende Eskadron wurde durch einige Schüsse aufgehalten, was der feindlichen Infanterie Zeit gab, die Kirche und den ummauerten Kirchhof zu besetzen. Ich forderte sie auf, das Gewehr zu strecken. Davon wollten sie aber nichts hören. Das mislungene Gefecht gegen Szawle hatte dem Feinde Muth gegeben. Ich musste also einen formlichen Infanterieangriff unternehmen. Das Gefecht wurde mörderisch. Gegen 20 Infanteristen waren auf den Kirchthurm gestiegen und schossen in aller Bequemlichkeit herab, so dass ich dort 5 Offiziere, 2 Getödtete und 3 schwer Verwundete, verlor. Unter ihnen befanden sich 2 Brüder Paliszewski vom 18ten Regiment, der eine todt, der andre schwer verwundet. Da befahl ich dem Obersten Sierakowski, die Infanterie auf die Dächer steigen zu lassen und schickte ihm auch eine Kanone, damit er den Russen

einige Kartätschenschüsse gebe; weil er mich benachrichtigt, dass meine Stellung dazu tauge. Der tüchtige Frähse und der Unteroffizier Prazlocki zeichneten sich besonders aus, und stellten mit der grössten Kaltblütigkeit die Kanone so auf, dass zwei Kanonenschüsse auf den Kirchhof fielen und grossen Schaden unter dem Feinde anrichteten, worauf er das Gewehr streckte. Die Uebrigen drangen auch in die Kirche ein, und zwangen Alle, die auf dem Thurme waren, sich zu ergeben. Der Feind verlor 2 Offiziere, 17 Todte und mehrere Verwundete; die Uebrigen, 116 an der Zahl, nebst 2 Offizieren und einem sehr wichtigen Beamten, wurden gefangen. Die Truppen machten auch grosse Beute an Gelde, und kaum brachte ich es durch meinen Ernst dahin, dass in die Casse 499 Dukaten und 7 oder 9 Imperialen einflossen, wie meine Rechnungen ausweisen. Auch kam dort eine Summe in Russischen Assignaten abhanden; ich wollte, um die Ehre einer Person zu schonen, nicht danach suchen lassen; es machte aber auf mich einen schmerzlichen Eindruck. Denn ich meine, wenn man in jedem Stande die Hände rein halten müsse, so besonders im Militärstande. — Bei den Soldaten fanden wir auch 60 Patronen und 2 Paar Stiefeln, die uns sehr fehlten. Auch vertauschten meine Kosaynere ihre Sensen mit Gewehren.

Der Erfolg dieses Treffens, vielleicht auch das Geld, in das die Truppen sich theilten, ermuthigte den Geist und gab gute Hoffnung. Die Litthauer, die mir folgten, drangen in mich,

dass ich den Beamten, mit Namen *De Wolf*, durchaus aufhängen lassen sollte. Dieser Mann hatte dem Aufstande vielen Schaden zugefügt. Er hatte viel Fähigkeiten, wandte sie aber zum Druck seiner Untergebenen an. Ich entgegnete ihnen bestimmt, dass ich dergleichen nie erlaube; darauf bestürmten sie mich drei Tage lang; ich brachte ihn bis nach Warschau. Leider aber musste ich seiner Frau, die ihm folgen wollte, ihr Gesuch abschlagen, und ihr noch sogar einen bequemen Wagen, in welchem die drei verwundeten Offiziere fortgeschleppt wurden, nehmen. Einer der Offiziersdiener *Insurgenten* brachte mir indess einen Geldsack, den ich ihr dafür sogleich in die Hand drückte.

Gleich von dort schickte ich mein Corps in die Richtung gegen Ligumy und schrieb hier 3 Briefe, einen an General Chlapowski, den andern an den Obersten Borkowski, Commendanten des 3ten Uhlanenregiments; den dritten an den Fürsten Czetwertynski, Lieutenent der reitenden Artillerie bei Chlapowski. Ich bat sie, sie sollten doch noch Mut fassen und mit der Reiterei zu mir stossen, indem sie den geraden Weg nach Wilkomirz einschlagen könnten, wohin ich erst nach einem grossen Umwege gelangen konnte. Sie bekamen die Briefe, wie ich später erfuhr, nicht weiter als 4 Meilen von Kurszany. Chlapowski wollte aber davon nichts hören, und sagte, seine Unternehmung sei zu kühn. Der Oberst Borkowski that, als habe er den Brief gar nicht bekommen. Da aber der junge Edelmann, der den Brief überbracht hatte, in meinem

Regiment erzählte, dass er ihm den Brief eingehändigt habe, wollte ihr sein eigenes Regiment auf dem Preussischen Gebiete noch tödten. Nur Czetwertyński wollte sich durchschlagen. Aber, was vermochte er allein mit Artillerie ohne Unterstützung? Ja, hätte ich das tüchtige 11te Uhlanenregiment bei mir gehabt, um meiner neuen Cavallerie ein Beispiel an Kühnheit, wie sie die Waffe bezeichnen soll, zu geben, so glaube ich, dass ich das Corps, das mich später einholte, würde haben schlagen können, und den Feind gezwungen, ein neues gegen mich zu senden. Der Aufstand hätte aufs Neue Muth bekommen, und die Wage des Sieges zwischen dem grossmächtigen Russland und dem kleinen Königreich Polen schwankend gemacht! Ja, ich bedaure es nicht, dass ich eine so schlechte Meinung gegen den General Chłapowski durch mein Werk verbreite. So gross sein Verbrechen gegen das Vaterland war, so gross muss auch seine Strafe werden.

Die Strasse von Miten nach Szawle musste ich bald räumen. Selbst während des Gefechts hielt ich immer eine Kanone auf derselben gegen Miten hin bereit. Die Ermüdung der Soldaten konnte mich nicht aufhalten. Denn bis heute weiss ich nicht, warum ich hier nicht vom Feinde angegriffen wurde, da er an diesem Tage doch alle seine Kräfte bei Szawle concentrirt haben musste. War es nicht so, so ist es ein deutlicher Beweis, dass unser ganzes Corps den nämlichen Weg, den ich einschlug, hätte nehmen können. — Vor Ligumy nahm ich, dicht an

einem Walde, vor dem das Flüsschen Kulwa fliesst, eine feste Stellung, die ich gegen 1 Uhr bezog. Die Zeit bis spät am Abend benutzte ich, um Ordnung in mein Corps zu bringen. Die Brücke über die Kulwa war mir hierzu sehr von Nutzen. Auf dieser blieb ich über 6 Stunden stehen, klassifizirte unter Beistand einiger Offiziere die Wagen, und liess alle, die nicht durchaus nöthig waren, verbrennen. Die Pferde wurden der Cavallerie und der reitenden Infanterie gegeben. Dies erleichterte nicht nur mein Corps, sondern zeigte auch Jedem, dass unser ganzes Heil und Gut unser Degen sei. — Bis 10 Uhr des andern Tages, des 11ten July, blieb ich in der Stellung und erhielt hier einen Brief von dem tapfern Capitain Ostrowski aus Sawle, der mir schrieb, dass, wiewohl er 16 schwere Wunden empfangen habe, er doch aller seiner Kleidung beraubt auf der Strasse liegen gelassen und blos durch einen mitleidigen Einwohner verpflegt worden sei. Ich schickte ihm 10 Dukaten; denn die Casse war schon leer, da ich den Sold gleich ausgezahlt hatte, besonders um die Truppen vom Aufstande in Ordnung halten zu können. — Und hier zeigt sich wieder der Unterschied zwischen Civilisation — — — Wir führten einen Kampf um unsere Unabhängigkeit gegen eine Nation, deren Regierung uns mehr getäuscht als besiegt hatte. Unser Hass wäre also einigermassen gerecht gewesen. Doch jeder Gefangne wurde würdevoll behandelt und blieb Herr seines Habes und Gutes, während von den Russen nichts Aehnliches gegen die Unsrigen erzählt werden

kann. — Diese muss man übrigens nicht der Nation, sondern einer Verwaltung zur Last legen, welche das Ehrgefühl unterdrückt, um sich nur ihrer Armee wie eines blinden Werkzeuges bedienen zu können. — — —

dieses Corps so spät, nach 5 Tagen erst mir nachrückte, kann ich bis jetzt nicht begreifen. Jetzt rückte es aus Poniewirz aus, als wollte es dem Ort vor meiner Ankunft gefällig räumen. Alle Augenblicke brachten mir meine kleinen Patrouillen, die ich vorschicken musste und zu denen ich meistens Littauische Soldaten, die das Land kannten, brauchte, Rapporte, dass sich feindliche Colonnen bald dort bald da gezeigt hätten. Auch scheine es ihnen gewiss, dass der Feind einen langen Damm in einem sumpfigen Walde besetzt. Die Nachricht verbreitete sich durch das ganze Corps und erschreckte meine neuen Truppen. Wahrscheinlich waren sie nur zu scheu, doch zeigten sie sich fast immer als feig. Die Unerfahrenheit der Patrouillen liess sie alles glauben, was die Einwohner ihnen erzählten.

In Johannisthale, vor welchem Ort mich ein grosser Regenguss überfiel, hielt ich mich bis 3 Uhr Nachmittags des andern Tages auf. Ich selbst war sehr krank. Die starken Erregungen bei der Trennung in Kurszany, die Ermüdung bei dem Rangiren an der Kalwa und der Regenguss hatten mir eine grosse Fieberhitze zugezogen. Um 3 Uhr konnte ich jedoch das Pferd wieder besteigen. Vor Abends kam ich in Pumolaty an, und erfuhr dort die angenehme, aber unglaubliche Nachricht, dass der Feind vor zwei Tagen aus Poniewirz gegen Szawle marschirt, und dass in Poniewirz seine Bagage unter der Bedeckung einer Husarenescadron zurückgeblieben sei. Von dem guten Boten Bukowski ge-

führt, rückte ich längs des Flusses Laumena gegen Poniewiz, wo ich gegen 11 Uhr den 13ten Mittags ankam. Drei feindliche Vorposten, jeder zu 5 Husaren, wurden aufgehoben; sie waren so erstaunt, von der Seite von Puszolaty Truppen anrücken zu sehen, dass sie die Pferde gar nicht bestiegen. Nur einer hatte Zeit genug, in die Stadt zu kommen und dort Lärm zu machen. Ich hob selbst einen Posten mit der Infanterie zu Fuss auf. Der Lieutenant Wiśniewski von der Plocker Cavallerie zeichnete sich hier besonders aus, und mein Adjutant Zablocki und ein Offizier von der Posener Eskadron, Mierzyński, wurden verwundet. Eine halbe Eskadron, beiläufig 70 Husaren nebst 5 Offizieren und einige 100 Infanteristen und Kosaken wurden gefangen. Die andre halbe Eskadron floh in grosser Furcht und verbreitete den Schrecken bis nach Wilkomirz (60 Werste) und sogar bis nach Wilna (130 Werste oder 18 Meilen weit). Die Gegend war ganz von Truppen entblösst. Wäre ich stärker gewesen, so stand der Weg nach Wilna mir offen. Alle Corps waren gegen Preussen gerückt. Ja, hätte ich 1000 M. Cavallerie mehr und nicht baarfüssige Infanterie gehabt, so konnte ich Mitau und Wilna besuchen. — Ich bekam hier 587 Silberrubel an freiwilligen Beiträgen, und die Bagagen der Husarenregimenter fielen meinen Offizieren in die Hände. Einer von den Offizieren wurde, als man ihn gefangen nahm, gemisshandelt, was mich in grossen Zorn setzte. Der Russische Offizier wollte den Schuldigen durchaus nicht verrathen, hatte aber auch An-

lass dazu gegeben, da er den Parlementair, der sie zur Uebergabe aufforderte, bei den Händen hielt, während ein andrer in dem Augenblick die Pistole auf seinen Kopf abdrückte, ihn glücklicher Weise aber nur streifte. — Hier musste ich übrigens meinen Offizieren erlauben, etwas für sich zu behalten. — Denn der beschwerliche Feldzug hatte sie ganz abgerissen. Nur nahm ich 12, mit Silber besetzte, Husarenuniformen, und bildete mir damit ein Corps von 12 Gensdarmen, welche die Ordnung in meiner Colonne aufrecht zu erhalten, und unter Anführung einer von mir ernannten Kriegscommission für Lebensmittel zu sorgen hatten.

In Poniewirz berief ich einen Kriegsrath, bei dem, ich eingerechnet, 12 Stabsoffiziere zugegen waren. Ich legte folgende Frage vor: ob wir den Krieg in Litthauen und Curland fortführen oder auf der Richtung nach Polen, die ich einschlagen würde, zurückkehren sollten. Ich erklärte aber sogleich vom Anfang, dass ich als Befehlshaber mich gar nicht an die Mehrheit der Stimmen binden würde. Dies erregte viel Unzufriedenheit und mehre erklärten, es sei unnütz, sie zu berufen, wenn man ihre Meinung nicht befolgen wolle. Da sie also nichts zu sagen hätten, so bäten sie nur, nichts zu unternehmen, was ich nicht zuvor mit dem Obersten Sierakowski besprochen hätte, und dieser stellte sich, als wisse er gar nicht um meinen Plan. — Ich erklärte ihnen ernst, dass ich sie berufen habe, weil ich es so gut befinde und weil sie unter meinem Befehle stünden. Das Wohl der

Sache erfordere Geheimniss. Wenn sie glaubten, dass Oberst Sierakowski sie besser zu führen verstände; so könnten sie ihn sich zum Anführer wählen. Ich dürfte das eigentlich nicht zugeben, thäte es aber ohne persönlichen Zorn. Das Wohl der Sache erfordere Geheimhaltung. Da aber der Oberst hier öffentlich über meinen Plan sich unwissend stelle, während sie ihn doch immer bei mir reiten gesehen, und ich, die Charte wie der Steuermann den Compass in der Hand, jeden Schritt mit ihm besprache, so erklärte ich ihnen mithin, dass er von heute an gar nichts mehr erfahren, und dass er nur die einfachen Befehle erhalten würde. Und wenn, fügte ich hinzu, auch meine Mütze um das wissen sollte, was ich auszuführen beschlossen hätte, selbst diese würde ich wegwerfen.“ Hierauf liess ich abstimmen, und, wiewol ich mit meiner Meinung mich, so wie auch Sierakowski that, für das Dortbleiben erklärte, so waren doch 8 Stimmen für den Rückzug und nur 4 für das Dableiben. Ich stimmte für das Bleiben deshalb, damit man mir in Polen den Vorwurf nicht machen könnte, ich hätte das Land meinetwegen verlassen; besonders aber auch darum, weil ich wol wusste, dass Alles nach Polen sich zurücksehnte. Um nun das Geheimniss, das mich allein bei meinem Cirkelmarsch retten konnte, zu bewahren, musste ich mich öffentlich anders erklären. Der Kriegsrath ging halb mürrisch auseinander. Ein neuer Fingerzeig für die, welche die Kriegsgeschichte nicht genau kennen, von der Nutzlosigkeit der Kriegsräthe. Elend und

untauglich der Befehlshaber, der Kriegsräthe braucht, um für sich einen Entschluss zu fassen. Dies wusste ich sowol von meiner Erfahrung wie aus der Geschichte. Hier war aber meine militärische Lage mit der Verantwortlichkeit gegen meine Obern eng verbunden. Ich war schon zum Rückzuge entschlossen. Denn ich sah das Land durch zwei mislungene Aufstände entmuthigt und den Feind in Uebermacht und guten Muths. Und dieser musste in wenigen Tagen noch mehr wachsen, wenn die Nachricht von dem Uebertritt des Gielgud'schen Corps anlangte. Nichts also hätte mich in Litthauen länger zurückhalten können als ein allgemeiner Enthusiasmus meines Corps, das sich in der Stille für des Vaterlandes Wohl zu opfern bereit gewesen wäre.

Den 13ten schickte ich auch einen Rapport an den Generalissimus Skrzynecki, in welchem ich ihm das Betragen Gielgud's und Chlapowski's anzeigte, so wie meinen Entschluss, den Feind hinter mich herziehend so zu manövriren, dass mir immer ein Weg für Polen offen bliebe. Meine Richtung durfte ich ihm aber nicht mittheilen aus Furcht, dass der Bote dem Feinde in die Hände fiele. Hier muss ich erwähnen, mit welcher Aufopferung sich die jungen Litthauer stets der grossen Gefahr aussetzten, bei solchen Botschaften den Russen in die Hände zu gerathen. Mehre Abgesandte kamen glücklich an. — Als man mir darauf die Nachricht brachte, dass das Corps, welches gegen Szawle vorgerückt sei, sich eiligst nähere und

dass auch alle Russischen Truppen, die auf der Curländischen Gränze in verschanzten Lagern gestanden hatten, gegen Poniewirz in Anmarsch wären, rückte ich noch gegen Rogów zu. Es standen nämlich in Birze ein Bataillon mit 2 Kanonen, in Rakiszki 2 Bataillone und 2 Geschütze, und eben so viel bei Jezirosy. Dies alles sollte gegen Komay und Duscialy zusammenstossen und nach Swiadosz vorrücken. In Rogów brachte ich die Nacht zu. Von da schickte ich den Major Karowa nach Rogówek mit dem Befehl an den Gutsbesitzer Grafen Komar, dass er mir bei Todesstrafe 50 000 Poln. Gulden als Anleihe auf die Polnische Bank zuschicke. Eine Vollmacht dazu hatte ich sowol vom General Gielgud, als eine Proklamation vom Grafen Tyszkiewicz, dass das Land mir die nöthigen Hülfsmittel geben solle, erhalten. Die Todesstrafe drohte ich deshalb an, damit der Eigenthümer sich jeden Falls damit gegen die Russische Regierung schützen könne. Hier war aber meine Besorgniss übertrieben; denn ich bekam weder Geld noch meinen Befehl zurück, den die Frau Komar in Abwesenheit ihres Mannes empfing. Zum Glücke hatte ich aus Vorsicht dem Major 50 Uhlanen zur Eskorte mitgegeben; sonst hätte er nicht zurückkehren können; denn schon war mir die feindliche Avantgarde so nahe, dass sie mir einige Haferfuhren, Geschenke von Edelleuten, aufhob. — In Rogów, wo ich schon am 4ten gewesen, war unterdess Alles geplündert, zusammengeschlagen und verdorben worden, und zwar von einem Offiziere, der jetzt mein Gefangener

war. Strafe für ihn war mein gutes Betragen in demselben Ort, wo er sich so barbarisch an leblosen Gegenständen vergangen hatte; denn er hatte der Edelleute Mahagonymeubles, aus Rom mitgebrachte Gipsmedaillen u. s. w. zertrümmert. — Um 4 Uhr marschirte ich gegen Kowarsk über Leoniszki. Hier ward ich wie mein Corps durch die Erscheinung der Frau Rudomyn angenehm überrascht. Sie war mit ihren lieblichen Töchtern nach Meyszagola, mehr als 20 Meilen weit, hergekommen, nur um Polnische Truppen zu sehen. Sie waren übrigens, wie alle Damen in Litthauen, vor einigen Monaten sich nur in Wäldern verborgen zu halten gezwungen gewesen, um die Grausamkeit der Russen, und besonders der Russischen Bauern (Burlaken), denen man Waffen gegen die Insurgenten gegeben hatte, und die unbeschreiblich wütheten, zu fliehen. — Eine und eine halbe Meile von Kowarsk machte ich zu Mittag halt; denn die Sonnenhitze war so arg, dass die Truppen fast nicht mehr weiter konnten. Der Feind folgte meiner Arrieregarde dicht auf dem Fusse nach und wurde immer stärker. Gebüsch aber, das eine gute Viertelstunde hinter meiner Position sich befand und das ich mit Infanterie zu Pferd besetzte, hielt ihn auf. Die Ruhe blieb also ungestört. Gegen 3 Uhr Nachmittags rückte ich gegen Kowarsk, wo ich die Swientarzeka passiren musste, und wohin ich meinen Sappeuroffizier Siekierski vorausgeschickt, damit er mir entweder eine Furth finden oder eine Brücke werfen solle.

Die Swientarzeka fliesst hier in einem tiefen Thale; und der Boden führt sehr abschüssig hinab ist sehr steinig, und war für meine baarfüssige Infanterie sehr beschwerlich Ich nahm hier mit einigen Kanonen Stellung, um mich vertheidigen zu können, im Fall der Feind mich in einem Augenblick, wo Unordnung unvermeidlich ist, angreifen wolle. Es zeigte sich aber nur Reiterei, die sich zu nähern nicht wagte. Die Truppen erfrischten sich im Wasser und wir ruhten bei ihm eine halbe Stunde aus. Dann aber erfuhr ich, dass eine starke Colonne von Jezioroosy in Onyksty erwartet würde, aus Infanterie und Cavallerie bestehend. Ich entschloss mich daher, noch den nämlichen Tag bei kühler Witterung Kurkle zu erreichen, und deshalb, damit, wenn der Feind sich von Onyksty gegen mich werfen sollte, ich nicht von dem Corps, das von Poniewirz unter Savoiny mich verfolgte, von vorn und von der Seite von Onyksty zugleich angefallen würde. Ich besetzte also Kurkle, da der Weg von Kowarsk und Onikszty vor Kurkle zusammen stiess. So konnte ich nur von einer Seite angegriffen werden. Es wurde dort aber nur gekocht, wenig geschlafen, die Pferde gefüttert; denn ich merkte, dass der Feind mich durchaus angreifen wollte. Uebrigens erfuhr ich hier, dass alle Beamte von Wilkomirz nach Wilna geflüchtet waren, ja dass sie nicht einmal den graden Weg nach Wilna zu nehmen wagten, wegen jener 27 Leute, die in einem kleinen Walde um Wilna von mir zurück geblieben waren. Den Anführer dieser tapfern Leute

darf ich nicht nennen, um ihn nicht der Strafe einer Regierung zu überliefern, die schwer verzeiht. Mein Gedächtniss aber und mein Herz wird ihn nie vergessen. — Ohne Hinderniss kam ich glücklich den 15ten in Owanty an, besetzte die Stadt mit einem Peloton Cavallerie, passirte einen Bach, der dort vorüberfliesst, und stellte mich in einer schönen Stellung eine halbe Meile hinter der Stadt auf eine Anhöhe, von der ich Alles übersehen konnte. Eine Eskadron rückte gleich unter Janowicz an das Ufer des Bachs, um den Feind aufzuhalten, sollte er ja plötzlich erscheinen. Vor meinem linken Flügel hatte ich einen bedeutenden See, rechts einen Wald, der auch eine halbe Stunde hinter meiner Position lag. Die Litthauer sagten mir, von dort an würde die Gegend waldig, was für mein schwaches Corps nöthig war.

So blieben wir bis beinahe 2 Uhr Nachmittags stehen. Die Leute konnten sich baden und die Pferde im Wasser erfrischen, und um 3 Uhr wollte ich wieder über Molata nach Labonary. Da zeigte sich plötzlich eine unabsehbare Staubwolke. Meine Vorposten wurden zurückgetrieben, und zwar sogleich mit Massen feindlicher Cavallerie. Ich muss noch erinnern, dass vorigen Tages in Kowarsk allgemein das Gerücht ging, der Oberbefehlshaber Skrzynecki hätte die Russen gänzlich geschlagen und stände bei Grodno. Ja, Gutsbesitzer behaupteten, es in dem Litthauischen Courrier, einer Zeitung, die in Wilna herauskommt, gelesen zu haben. Dies machte auf mein Corps einen guten Eindruck; es war, be-

sondern die Infanterie, ganz traurig vom Kriegsrath in Poniewirz aufgebrochen. Niemand wusste die Richtung, die ich nehmen wollte, und es herrschte darüber Unzufriedenheit. Ja der bewaffnete Feind war nicht meine einzige Schwierigkeit. Ich war aber auf Alles gefasst, und deshalb glückte mir Alles. Ich schickte Emissäre nach Wilna, konnte diesen aber meine Richtung, die ich einschlagen wollte, nicht mittheilen; nur im Allgemeinen, man sollte sich gegen Dünaburg begeben; in der dortigen Gegend würde man von mir hören. —

Der Feind glaubte gewiss, mich überraschen zu können, deshalb rückte er immer in Massen vor. Einige Eskadrons, denen 4 leichte Geschütze folgten, dann 3 Bataillons Infanterie und starke Colonnen Cavallerie und viel Geschütz sah ich ganz deutlich vor mir. Ich hätte meine Stellung halten können; denn sie war vortrefflich. Die feindlichen Kanonenkugeln, mit denen wir reichlich begrüsst wurden, fielen meistens unter meine Füsse nieder und in den See hinein. Ich antwortete aber nur einigemal, da ich die schweren Geschütze zwar auf der Position aufgestellt, für sie aber nur 12 Cartouchen hatte. Meine Absicht war auch nicht, Schlachten zu liefern, besonders hier, wo ich ganz deutlich sehen konnte, der Feind sei mehr als dreimal stärker. Als ich daher meine Bagagen unter Deckung des 28ten Regimentes schon im Walde wusste, und ihnen auch meine Geschütze mit der ganzen Infanterie bald folgten, rückte ich dem Feinde mit meiner Reiterei entgegen, als wollte ich das Gefecht an-

nehmen. Dies hielt ihn eine Zeit lang auf, und er nahm eine förmliche Schlachtordnung, da er die Bewegung meines Corps nicht sehen konnte; der hohe Berg, an dem ich stand, verdeckte sie. Als sich seine Infanterie in einem engen Thale vor meiner Position in Schlachtordnung formirte, warnten die mich umgebenden Gutsbesitzer, dass der Feind gewiss durch den Wald auf meinen rechten Flügel marschire; denn es führe dort ein kürzerer Weg nach Malata. Dies setzte mich in Furcht und Missvergnügen; weil sie von diesem Wege mir vorher nicht gesprochen hatten. Sogleich schickte ich meine Sappeurs ab, 46 an der Zahl, und zu Pferde, um auf diesem Wege Bäume nieder zu hauen, damit er nicht für Artillerie und Cavallerie gangbar bliebe. Meine Besorgniss aber war grundlos. Sobald der Feind sich formirt hatte, rückte er mir entgegen. Als aber schon Alles eine ziemliche Strecke im Walde sich befand, schickte ich auch mein Geschütz zurück, und folgte bald mit der Cavallerie. An den Rand des Waldes stellte ich 200 von dem Bataillon Matuszewicz, um den Feind dort sicher aufzuhalten. Mit 4 Eskadrons liess ich den Major Janowicz die letzte Arrieregarde bilden, und zog mich mit der übrigen Cavallerie dann selbst zurück. Während ich durch den Wald ritt, gab ich den Offizieren des Bataillons Matuszewicz noch deutlichere Instruktionen; es sollte im Walde bleiben und den Feind bis zum Abend aufhalten. Dies schien sehr leicht, da der Weg schmal und der Wald sehr dicht bewachsen war; doch hatte er nicht mehr als eine

kleine halbe Stunde Tiefe. In der Nacht sollten sie sich in Malata, 2 kleine Meilen von da, mit mir vereinigen. Kaum hatte ich den Wald passirt, als ich in einem kleinen Hofe anhielt, um dort die letzte Cavallerie der Arrieregarde zu erwarten, und wegen der ausserordentlichen Hitze Eiswasser bereiten zu lassen; denn in Litthauen hat jeder Bauerhof Eis. Kaum war ich aber vom Pferde abgestiegen und kaum war die Artillerie aus dem Walde heraus, als ich ein lebhaftes Flintenfeuer vernahm. Ihm folgten 3 Kanonenschüsse; darauf trat eine allgemeine Stille ein. Ich glaubte also, der Feind hätte sich in sein Lager zurückgezogen, da er heute 3 Meilen mehr als ich zurück gelegt und auch Ruhe nöthig hätte. Da sprengte aber plötzlich ein Offizier, von Janowicz geschickt, auf mich los mit der Nachricht, der Feind debouchire vom Walde in grösstem Trabe mit bedeutender Cavallerie und reitender Artillerie. Ich schickte sogleich Befehl, die ganze, mit Sierakowski marschirende Cavallerie solle Halt machen, ja auch mit 2 Geschützen des Lieutenant Kaczanowski zurückkehren. Eben hatte ich eine Stellung mit diesen genommen, als der Feind auch schon vorrückte, und eine Kanonade begann, die ich so lange als möglich aushalten musste, um dem Obersten Sierakowski Zeit zu geben, eine feste Stellung zu erreichen, und dort sich, wozu ich ihm den Befehl geschickt, in Schlachtordnung zu stellen. Mit Kummer sah ich hinter uns eine ganz offne Gegend, keinen Wald, wie mir meine Boten ihn versprochen hatten. Da sich die feindliche In-

fanterie schon näherte, zog ich mich zurück, wobei ich immer ein Geschütz hinter mich schickte, um Position zu nehmen, und mit dem andern den Feind abhielt. Es kam oft bis zu Kartätschenschüssen. Die Kavallerie konnte nichts ausrichten; denn das Terrain war, wiewol offen, doch sehr hüglich. So zog ich mich so langsam als möglich, in der grössten Ordnung, doch immer in grösserer Betrübniss, zurück. Ein gar kleines Gebüsch hinter mir liess ich mit Infanterie zu Pferd besetzen; da es dort eine Art von Defilé gab, — auf meinem rechten Flügel ein bedeutender See, mit denen das Land hier bedeckt ist. An Sierakowski wiederholte ich noch einige mal den Befehl, die erste Stellung zu benutzen, mit der er mich unterstützen und den Feind noch einmal ganz aufhalten könne. Er fand jedoch, wie er mir rapportiren liess, nirgend eine solche. Der Feind, immer dreister und in dreifacher Ueberzahl, wollte mich hier, wie ich glauben muss, ganz vernichten. Denn er verfolgte mich äusserst lebhaft; konnte aber nicht auf einen Augenblick die kleinste Unordnung in meine Schlachtlinie bringen, und sie bestand doch aus lauter Cavallerie, die sich, in echiquiers manövrirend, zurückzog. — Unweit von Malata überliess ich fast die ganze Cavallerie dem Major Janowicz, dessen Fähigkeit heute mehr wie je zum Vorschein gekommen war, und ritt selbst nach Malata, um zu sehen, wie der Ort zu vertheidigen wäre. Der Oberst Sierakowski hatte das Terrain aber schon vortrefflich benutzt. Alle Geschütze standen links und rechts

von der Hauptstrasse zwischen Häusern auf Anhöhen postirt, so dass sie eine breite Front darboten und dadurch auf jeden Punkt ein Kreuzfeuer bewirken konnten; die Infanterie in gehörigen Abtheilungen hinter den Häusern verborgen. Ich liess nun noch Zäune abreissen, alle Wege damit einen Flintenschuss von der Stadt ganz sperren, die Infanterie-Tirailleurs weiter hinaus rücken, und schickte dem Major Janowica den Befehl, links die Stadt umgehend auf den Anhöhen Stellung zu nehmen. Rechts war ich von einem bedeutenden See, der bald eine halbe Meile sich erstreckte, gedeckt. Die Sonne war dem Untergange nahe, und dies beweist, wie langsam der Rückzug, 2 kleine Meilen in 7 Stunden, bewerkstelligt wurde. Da ich mit den Rathschlägen der Litthauer heute nicht zufrieden war und ich sah, dass sie das Land militairisch zu beschreiben nicht im Stande waren, entschloss ich mich, nicht in der von ihnen angerathenen Richtung gegen Labonary zu rücken, sondern, da ich auf der Charte bemerkte, dass bei Inturki ein See, bald 2 Meilen lang, da wo er am schmalsten war (nicht mehr als einige hundert Schritt) eine Brücke hatte, so beschloss ich gegen Inturki zu marschiren. Denn leicht war vorauszusehen, dass, war ich einmal Herr der Brücke und hatte ich sie, ohne angegriffen zu werden, passirt, ich auch die nöthige Zeit gewinnen würde, mein Corps bequem ausruhen zu lassen. Die Einwohner sagten mir zwar, die Brücke sei oft besetzt oder von Patrouillen aus Niemenczyn durchstrichen; es war aber der einzige sichere

Punkt, den ich erreichen konnte. Denn, ging ich rechts, so hätte ich an Niemenczyn stossen müssen, links auf Swienciany, wo der General Doctorof mit bedeutender Cavallerie, Infanterie und 4 Geschützen stand. Meine Bagagen waren aber schon mit dem 26ten Regiment eine halbe Meile auf der Strasse gegen Labonary vorgerückt; zwischen dieser und der nach Inturki lag ein See, der bis nach Malata führte. Die Bagagen mussten also über Malata zurückkehren, um die Direction nach Inturki zu nehmen. Dies dauerte über eine Stunde, in der ich gar harten Stand hatte. — Der Feind hatte alle Anhöhen mit Artillerie besetzt. Von den nähern Punkten schoss er mit Kartätschen, von den weitern mit Kugeln und Grahaten. Ich erwiederte das Feuer, jedoch sparsam, da ich so wenig Munition hatte. Endlich kam der Rapport, die Bagagen seien alle zurück und sicher auf dem bestimmten Wege. Da war aber schon die feindliche Infanterie im Gefecht und näherte sich von einigen Punkten der Stadt. Die bei mir befindlichen Litthauer drangen in mich, dass ich mich aus dem Feuer entfernen sollte, da sie ihre ganze Hoffnung nur auf mich gesetzt hätten. Je dringender aber die Gefahr war, um so mehr musste ich dort das Beispiel der Ausdauer geben; da ich fast in Verzweiflung einsah, dass hier mein Corps ganz zersprengt werden könnte. Die Dämmerung erlaubte mir, ohne dass es der Feind gewahr ward, meine Geschütze eines nach dem andern aus dem Feuer zu ziehen. Dies ward jedoch nur mit Fussoldaten bewerkstelligt, damit der Feind es

nicht sähe und seinen Angriff nicht verdoppele. Als schon 5 Geschütze zurückgeschickt waren und nur eines den Feind mit Kartätschen auf der Hauptstrasse anhielt, liess ich auch die Infanterie zum Theil abziehen. Das erste Bataillon, dass sich sammelte, um die Stadt zu verlassen, nahm den Weg über eine Anhöhe, die dem Feind leicht sichtbar war. Daher liess ich sie halt machen, ja sogar umkehren, um den Feind zu täuschen, und erkundigte mich bei den Litthauern nach einem Wege, auf dem sie heimlich aus der Stadt gelangten. Der Capitain Gecewicz, Bruder des Gouverneurs gleiches Namens, der mich nach Inturki führen sollte, weil seine Güter in der Gegend lagen und der mich nicht auf einem Augenblick im Feuer verlassen hatte, sagte: „Erlauben Sie, General, ich reite zurück, führe das Bataillon aus der Stadt und komme wieder zu Ihnen.“ Kaum hatte er sich aber entfernt und das Bataillon aus der Stadt geführt, als ihn eine Kanonenkugel mitten durch den Leib fuhr und ihn von einander riss! — Dies verschlimmerte noch mehr meine Lage; denn er war der einzige Militair, welcher die Gegend genau kannte. — Jetzt zog sich auch die letzte Kanone unter Deckung des 2ten Bataillons des 18ten Regiments zurück. Die Cavallerie bekam Befehl, sich zu formiren, dass sie den Feind, wenn er uns nachfolgen und von der Stadt debouchiren sollte, angriffe. Zum Glück waren alle Wege durch die Zäune versperrt, so dass nur die Infanterie in die Stadt hineinrücken konnte. Schon glaubte ich das Gefecht ganz zu Ende.

Kaum hatte ich mich aber auf einen Kanonenschuss von der Stadt entfernt, so debouchirte die feindliche Artillerie wieder und setzte ihr Feuer lebhaft gegen die Colonne fort und verursachte auch bedeutenden Schaden; denn so eilig konnte ich doch nicht abziehen, da unweit der Stellung der Weg durch Wald führte und ich mich in schmale Colonnen abbrechen musste. Da ward noch der tapfre Capitain Budziszewski beinah von dem letzten Kanonenschuss schwer verwundet; er verlor einige Finger von der rechten Hand und ein Stück vom rechten Schenkel. Die Trauer über einen so allgemein geliebten Offizier vermehrte unsre Niedergeschlagenheit. Durchaus wollte mich der Feind vernichten. Mehr wie hundert Meilen war ich noch von Warschau entfernt, rechts und links in Niemenczyn und Swienciany standen feindliche Corps; ich von so grosser feindlicher Uebermacht verfolgt, — und dazu noch der Umweg rund um Wilna, dessen Besatzung mir ebenfalls immer keck den Weg versperren konnte; — die Munition schon ziemlich verbraucht: alle diese Gedanken schlugen den Muth der Truppen nieder! —

Als der Weg zwischen einem grossen See und mit Wald bewachsenen Bergen hinging, liess ich meine Truppen ein wenig ruhn, und, als ich sah, dass mich der Feind nicht mehr verfolgte, nahm ich alle meine Sappeurs zu Pferde, 50 M. Infanterie zu Pferde und 2 Eskadrons, und ritt mit ihnen voraus, um mich jedenfalls der Brücke zu bemächtigen. Vor Mitternacht langte ich

an, und fand die Brücke vom Feinde frei und im besten Zustande. Sogleich schickte ich auf allen Seiten Reiterei aus, um Stroh herbeibringen zu lassen, legte mich gleich bei der Brücke nieder, um auszuruhen, und erwartete dort das Corps. Gegen 3 Uhr in der Früh kam dasselbe an, setzte ganz über, und nahm auf einige Kanonenschussweiten ein Lager. Dann begann ich mit den Sappeuren die Brücke so zu zerstören, und, weil sie so lang war, das Holz so mit dem Stroh zu verbinden, dass, sowie der Feind angelangt wäre, sicher Alles bis auf den Grund niederbrannte. Sogleich wollte ich das Feuer nicht anlegen lassen, damit der Feind nicht es erfahre, und nicht gleich rechts oder links den See zu umgehen suche. Die Brücke so zu zerstören ohne sie zu verbrennen, kostete viel Mühe, da meine Sappeurs fast keine andern Geräthe als Bauerhacken bei sich führten.

Fünftes Kapitel.

Ueberfall bei Podbrzodze. — Uebergang über die Wilia und über den Niemen.

Als das Corps etwas ausgeruht hatte, setzte ich es in Marsch gegen Podbrzodze, die mittlere Station zwischen Niemenczyn und Swieciany. Der Ort liegt an dem Flüsschen Muscza, über den eine Brücke auf der Hauptstrasse führte. Dasselbe kann zwar an manchen Stellen von Reiterei durchgangen werden, unmöglich aber wegen seiner hohen Ufer und des lehmigen Bodens durch Fuhrwesen oder gar Kanonen. Erst beim Abmarsche liess ich die Brücke über den See anstecken, und als sie im vollen Brande war, erschien erst die feindliche Cavallerie. Gegen 11 Uhr Mittags erreichte ich Kabatszek, nur eine kleine halbe Meile von Podbrzodze. Auf dem Marsche begegnete uns ein Edelmann, der mich versicherte, er habe selbst gesehen, wie der letzte Ort von 2000 M. Infanterie, 3 Geschützen und einigen hundert Reitern occupirt wäre. Mir schien es unwahrscheinlich; doch war es möglich, weil auf dieser Strasse, welche von Dünaburg nach Wilna führt, immer Truppen waren und dieselbe immer mobile Colonnen

durchkreuzten. Da aber gar kein andrer Ausweg war, beschloss ich, was ich dort auch fände, plötzlich zu überfallen, und mich der Brücke zu bemächtigen. Nahe bei Kabatszek aber sagten mir die in der Gegend für uns so gutgesinnten Bauern, es wären nur eine Compagnie Infanterie und 30 Uhlanen in dem Orte. In Kabatschek erkundigte ich mich genau, wo die Truppen standen, und erfuhr, sie hätten auf der andern Seite des Flusses eine Art kleiner Verschanzung, in der ein kleiner Posten gehalten würde; die ganze Infanterie besetze aber immer in der Nacht das Posthaus. Auf der andern Seite sei die ganze Reiterei in einem Wirthshause.

Nachdem das Corps sich mit Branntwein und Zwieback erfrischt hatte, und es die Waffen zum Marsch ergriff, nahm ich die ganze Infanterie zu Pferde, 3 Posener Eskadrons unter Oberst Brzeżański und eine Kanone des Lieut. Kaczanowski, die ich schon halb zu reitender Artillerie zu bilden begonnen, und ritt mit meinem Detachement in kleinem Trabe vor. Der Wald führte bis auf einen kleinen Flintenschuss bis an den Posthof zu. Der Oberst Brzeżański bekam den Befehl, im grössten Galopp die Brücke zu passiren, und das Wirthshaus, wo die Reiterei war, zu umringen. Eine Eskadron musste die Reserve bei der Kanone bilden, und die Infanterie zu Pferde den Posthof einnehmen. Alles gelang nach Wunsch. Die Russische Reiterei war eben im Begriff, aufzusitzen, da sie gewarnt worden sein musste. Wäre ich nicht im

Trabe geritten, und nur einen kleinen Augenblick später gekommen, so hätte ich ein Gefecht gehabt; und sie hätten Swieniany in der Eile davon benachrichtigen können. So aber entkam nicht Einer. Der feindlichen Infanterie aber gab ein unnöthiger Schuss Zeit, sich im Posthaus zu versperren. Meine tapfre Infanterie zu Pferd ritt im grössten Galopp bis an die Fenster und Thüren, stieg da erst ab, und schoss durch die Fenster in's Haus hinein. Die Reserveeskadron ritt, ohne Befehl erhalten zu haben, bis in den Posthof hinein, und verlor dadurch einen Todten und einen Verwundeten. Die Russische Infanterie vertheidigte sich aber immer fort, und, da ich keine Zeit zu einem langen Gefecht hatte, liess ich auf eine halbe Distance zwei Kanonenschüsse in's Haus hinein geben. Da streckten sie das Gewehr. Ich nahm 150 Infanteristen (der Capitain und 2 Unteroffiziere waren geblieben) 5 Offiziere und 30 schön montirte Cavalleristen mit prächtigen Schimmeln gefangen. Dies alles dauerte nicht 10 Minuten, und, als das Corps anlangte, war ich mit Allem schon fertig. Ausserdem fielen mir 40,000 Infanteriepatronen, eine grosse Menge Zwieback und Branntwein, was mich aber am Meisten freute, ein ganzer grosser Sappeurvorrath, ganz neu, an Bohrern, Haken u. s. w. in die Hände. Dies war wahre Hülfe in der Noth. Denn in einigen Tagen hatte ich die Wilia und den Niemen zu passiren, und, hätte ich hier diesen Vorrath nicht gefunden, so wäre ich in die grösste Noth gerathen. Gleich an Ort und Stelle bekam die Artillerie des Kacza-

nowski die nöthigen Pferde, um reitende Artillerie zu bilden; jedoch nicht die eroberten, weil diese in den Posener Eskadrons vertheilt wurden, diese gab jenen ihre kleinen. Die Posener Eskadron zeichnete sich hier nicht blos durch Kühnheit, sondern auch durch Uneigennützigkeit aus, worin ihr der Oberst Brzeźański immer mit dem besten Beispiel voranging. Namentlich passirte der junge Johann Sawicki zuerst die Brücke und erhielt die ersten Pistolenschüsse von den Uhlanen aus dem Wirthshause. Nebstdem erbeutete ich 80 Trainpferde.

Ich liess nun das Corps gleich weiter vorrücken, und zwar, um den Feind irre zu führen, beinah 12 Werste gegen Swienciany zu. Indess richteten meine Sappeurs Alles zur Zerstörung der Brücke zu, um so die Communication auf der Hauptstrasse abzubrechen. Unterdess erbeutete unter Brzeźański noch meine Avantgarde einen Wagen mit 50,000 Polnischen Gulden, der unter einer kleinen Eskorte nach Swienciany eilte. Das Geld lag unter Commissbrod auf dem Wagen, und oben drauf sass ein Jude und wollte das Geld für sein Eigenthum ausgeben. Man fand noch im Wirthshause 2500 Silberrubel, bei denen auch ein Jude sass. Die letzten liess ich dem Juden zurückgeben, da es doch Privateigenthum sein konnte. Von den übrigen aber gab ich den, beim Geldwagen befindlichen Juden 5000 Pol. Gulden zurück, und sagte ihm: thue ich dir Unrecht, so wird dir Gott helfen, dass du mit den 5000 deine 50,000 wieder gewinnst. Für das Uebrige hast du hier eine Anweisung

auf die Polnische Bank, wenn du beweisen kannst, dass das Geld des Juden, der, wie du sagst, dich geschickt hat, Eigenthum ist.“ Der Jude schien mit der Anordnung sehr zufrieden, und ich glaube noch heute, dass es Cassengeld gewesen. — Als meine Colonne die Strasse weiter hinauf zog, fiel meiner Spitze die Petersburger Post, von einem Civilbeamten geführt, in die Hände. Bei ihr fand ich interessante Correspondenzen und geheime Befehle*) der Regierung an den Gouverneur von Wilna, Chrapowicki, ferner viele Zeitungen aus verschiedenen Ländern, die mich von der politischen Lage Europa's, von der ich seit Monaten nichts wusste, in Kenntniss setzten.

Diese, sich hier folgenden Glücksfälle gaben meinem Corps wieder grossen Muth und viel Zutrauen in mein Glück und meine Sorgfalt. Bald darauf warf ich mich rechts auf kleinen Seitenwegen in die Richtung nach Michalinki zu. Der Feind verlor gänzlich meine Spur, und ich gewann 3 Tage ruhigen Marsch, der mein Corps ausserordentlich stärkte und erhob. — Den nämlichen Tag, den 17ten, ging ich bis Zolany, wo ich die Nacht zubrachte. Hier sah ich die aufgefangnen Privatbriefe durch, und diese gaben mir damals und geben mir jetzt noch Hoffnung, dass das Wohl der Menschheit künftig einmal gedeihe. Rücksicht auf dasselbe aber gebietet mir, mich weiter darüber nicht auszulassen.

*) Befehle, wie man sie von einer solchen Regierung erwarten konnte.

Bald dürfte eine unerwartete Veränderung eintreten. Schon in Poniewirz hatte ich Rapporte an den General Savoiny aufgefangen, in denen die Anzahl der, zur Stillung der Unruhen im Gouvernement Moskau angewandten Patronen angegeben war, denn das Corps Savoiny war eine Abtheilung der immer dort stationirenden Truppen. Hieraus war ersichtlich, dass die Russen ihre letzten Kräfte schon herangezogen. Ja, hätten wir nur noch einige Monate ausgedauert, hätte man mich meine Plane ausführen lassen, und sie nicht als zu riesenhaft betrachtet, heute wäre das Gemeinwohl Europa's gesichert. Denn wer kann läugnen, dass, so lange die Russen — — — — — — von der Civilisirung abgehalten werden, Polens Freiheit Europa's Rettung sei?

In Zalow wusste man nicht, ob man einen Freund oder Feind, d. h. einen Polen oder Russen, in mir begrüssen sollte. — Janowicz brachte dorthin mit meiner Arrieregarde noch 29, mit Kaufmannswaaren beladene und von Russischen Marketendern geführte Wagen an. Hätte ich das System der Russischen und andrer legitimer Regierungen, welche auch das Privateigenthum der Polen überall in Beschlag nahmen, nachahmen wollen, so würde ich die Waaren mir haben zueignen können, um so mehr als sie aus feinen Lebensmitteln, wie Zucker, Thee, Kaffee, Wein u. s. w. bestanden. Ich erlaubte aber kein Pfund Zucker ohne Bezahlung zu nehmen. Nur die starken Pferde durfte meine Artillerie mit ihren abgematteten vertauschen, wofür sich die Kauf-

leute dadurch entschädigten, dass sie uns alles dreimal theurer, als es meine Emissare mir von Wilna, von welcher Stadt ich seltsamer Weise 7 Tage auf meinen Eilmärschen fast gleichweit entfernt blieb, brachten, verkaufen liessen.

Den 18ten July war die Luft durch einen starken Regen, der Abends vorher gefallen, abgekühlt worden. Ich kam daher ganz ruhig bis nach Sederyszki zu Mittag an. Ueberall fand ich Zurüstungen für das ungeheure Magazin, das in Wilna angelegt wurde. Hafer, Zwieback, Branntwein, Fleisch fehlten mir nie. Immer sorgte ich dafür, einen Viehvorrath von 60 bis 70 Stück mit mir zu führen, und denselben mir immer von den Gütern der reichsten Leute ergänzen zu lassen. Von Sederyszki schickte ich wieder einen gewandten Emissar nach Wilna, um mich zu erkundigen, was für Nachrichten von Gielgud's Corps eingegangen wären, und ob das Corps des Savoiny nicht etwa nach Wilna gegangen wäre. Denn von Kurszany an war ich in Gedanken immer besorgt um Oszmiana gewesen, da dieser Punkt am schwersten auf meinem ganzen Marsche zu passiren war. Wäre der Feind von Malata über Giedrocej und Kalwaria nach Wilna gegangen, so hätte er mich durch einen viel kürzern Marsch in Oszmiana erwarten können. Ich begreife nicht, warum er dies nicht that. Vielleicht hatte ihn aber meine Scheinbewegung gegen Swienciany getäuscht; und er war in Besorgniss um das nicht stark besetzte Dünaburg gerathen. Aber, da er mir inmer nachfolgte, so hätte er ja die Stärke meines Corps

nach den einzelnen Truppen zählen, und daraus die Ueberzeugung gewinnen können, dass ein solches Unternehmen mir unmöglich gewesen wäre. — Um Mittag ging ich eine Strecke auf der Strasse nach Polock fort, liess diese dann links, und von da nach Niestanyszki, wo ich mit der Avantgarde die Nacht zubrachte, nachdem ich das Corps eine halbe Meile hinter mir gelassen. Gleich am Abend hatte ich meine Sappeurs, 130 Inf. zu Pferde und 2 Eskadrons nach Daniszew geschickt, damit sie mir dort eine Brücke über die Wilia bauten. Der Sappeuroffizier hatte den Befehl bekommen, so weit wie möglich links und rechts von Daniszew alle Fähren an der Wilia zu vernichten und alle Leinen an derselben einzusammeln, die ich vielleicht beim Uebergang über den Niemen zu brauchen dachte. — In Niestanyszki musste ich mit grossem Schmerz den Major Iszewski, Commandeur der Plocker Cavallerie wegen heftiger Krankheit zurücklassen. Es war einer der besten Offiziere, die ich je gesehen, tapfer, uneigennützig und thätig. Mit Thränen, die fast das ganze Corps mit vergoss, trennten wir uns. Ich liess ihm einen gefangnen Russischen Arzt von hohem Range, einen Russischen Offizier und einige gefangne Soldaten zurück. Auch schrieb ich einen Brief an den General Doktorof, in welchem ich ihn als meinen Freund empfahl. —

Gegen 9 Uhr in der Früh rückte ich, am 19ten, nach Zodziszki, und liess dort Mittagessen kochen. Hier brachte man mir die Nachricht, der Feind rücke mir im Trabe nach. Ja,

man gab sogar umständlich die Zahl der Eskadrons und der reitenden Artillerie an. Bald aber berichtete mir eine ausgeschickte Patrouille, die Nachricht sei grundlos. Wahrlich, hätte ich alle Gerüchte glauben wollen, ich hätte verzweifeln müssen. Dagegen war ich an die schlimmsten Nachrichten schon so gewöhnt, dass ich, ohne auf die Meldungen Rücksicht zu nehmen, nur ausführte, was ich mir vorgenommen hatte. Gegen Mittag zeigten sich nur auf der andern Seite der Wilia, Zodziszki gegenüber, einige dreissig Kosacken, die sich aber in Eile zurückzogen. Doch immer vorherrschend war meine Besorgniss über die Strasse bei Oszmiana. Da aber die Kosacken sich gegen Bystrzyca und Niemenczyn zuzogen, so hatte ich Hoffnung, dass das Corps noch immer in der dortigen Richtung marschire. Abends kam ich in Daniszew an, setzte noch den nämlichen Abend über die Brücke, die ich erst den andern Tag beim Abmarsch abbrechen liess, um bei jedem Angriff in Stande zu sein, auf einem oder dem andern Ufer den Feind zu vermeiden.

Bis heute hatte ich meine Reiterei so viel wie möglich geschont und gar keine starken Recognoscirungen vornehmen lassen; ich hatte nur blos durch Emissare und ganz kleine Patrouillen Erkundigungen eingezogen. Ersteres war auch nicht nöthig gewesen, da ich meistens, wie hier von Podbrzeże durch so wilde Wege zog, dass nie gewiss noch eine Kanone daselbst fuhr und vielleicht nie wieder dort fahren wird. Dies er-

schwerte öfters meinen Marsch. Oefters musste Stroh herbeigeschafft, mussten Faschinen angelegt werden, damit man weiter konnte. Meine gut berittnen und gut verpflegten Sappeurs waren aber unermüdlich. Sechs oder acht ritten immer bei der letzten Arrieregarde und zerstörten Alles, was die Vorausreitenden gebaut hatten. Von Daniszew aber musste ich, um den Feind über meine Richtung zu täuschen, starke Cavalleriedetachements auf mehrere Strassen werfen. Meine Infanterie zu Pferd leistete mir hier gar grosse Dienste. Ich theilte immer eine Abtheilung davon der Cavallerie zu. Ein jeder Angriff also, den die Cavallerie unternahm, konnte von Infanterie unterstützt werden, die sich natürlich dem Feinde nie zu Pferde zeigen durfte und denselben so immer in die Meinung brachte, dass das ganze Corps dort marschire. So schickte ich auch von hier unter Anführung des Capitains Lempicki 60 M. Cavallerie und 40 M. Infanterie zu Pferd 3 Meilen gegen Wilna zu auf der sogenannten schwarzen Strasse (czarny trakt), um dort eine Rekrutenabtheilung anzugreifen, und gab ihm die Instruktion, wo möglich sich den Tag über, den 20ten, dort zu halten, in der Nacht so nahe als möglich bei Oszmiana vorbei zu ziehen, Boruny zu berühren und mich dort zu erwarten. Nach Smorgonie schickte ich ebenfalls eine Patrouille von der Posener Eskadron, die dort die Post, welche von Witebsk und Minsk kam, aufhob. Eine dritte Abtheilung schickte ich auf die Hauptstrasse, die nach Minsk führte, bis an die Wilia, um auch

dort sich der Fähre zu bemächtigen, und sich wo möglich dem Feinde zu zeigen.

Aus den auf der Post gefundenen Briefen erfuhr ich die Nachricht von dem Tode des Grossfürsten Constantin, und fing auch eine Depesche des Gouverneurs von Minsk, Dolgoruki, an den Gouverneur von Wilna, Chrapowicki, auf. Jener bat um gewisse Nachricht über die Richtung, die ich mit meinem Corps eingeschlagen habe, und wie stark ich sei. In derselben Depesche benachrichtigt er ihn auch, dass er das Corps des General-Sasanow ausgeschickt habe, der mich die Dawina zu passiren verhindern solle; eine andre Abtheilung werde auch Wilyka decken. Sasanow habe 1500 M. Infanterie, 400 M. Cavallerie und 7 Kanonen. Von der Abtheilung aber von Wilyka war nur gesagt, dass sie aus neuen Truppen bestehe; ihre Stärke war nicht angegeben. — Die Besorgniss der Russen, dass ich gegen die Dawina marschire, erfreute mich eben so sehr, als dass sie nicht wussten, wie stark ich war. Aus den Briefen aus den Kasematten von Smolensk erfuhr ich, dass der Marschall Goruki, der, sich der Amnestie vertrauend, dorthin gebracht, wahnsinnig geworden war, und andre schreckliche Grausamkeiten mehr.

Im Lager bei Daniszew ruhten meine Truppen 20 Stunden aus, und ich legte den 20ten nur den kleinen Marsch nach Smorgonie zurück. In der Stadt liess ich mir so viel Stiefeln als möglich liefern, und befahl meinem Sappeuroffizier alles Eisen, was zum Bau einer Brücke über den Niemen dienen könne, aufzukaufen, koste

es, was es wolle. Es waren aber nur 4 Schock langer Bretnägel zu finden. So klein dieser Vorrath war, so hätte ich doch ohne seine Hülfe den Niemen nicht passiren können, wie wir nachher sehen werden. — Meine Colonne ward übrigens täglich schwerer. Die immerwährenden Märsche, die häufigen Gefechte, und besonders der Umstand, dass die Infanterie barfüssig war, hatten die Truppen sehr erschöpft. Viele Litthauer, die in der Gegend, welche wir jetzt durchzogen, zu Hause waren, gingen nach Hause. Ja, es waren zwei Tage, wo auch einige von den aus dem Königreich Polen gekommenen Leuten desertirten. Die im Corps verbreitete Meinung, dass ich mich tief nach Russland werfen wolle, und auch die Beute, welche manche den gefangenen Offizieren abgenommen hatten, konnten wohl Veranlassungen dazu sein. Jeden Tag vermehrte sich auch die Zahl der Gefangenen. Ich gab daher dem sie führenden Offizier den Befehl, wo möglich alle Tage 20 bis 30 Gefangene in Bauerkleidern und zu Abtheilungen zu 2 oder 3 links und rechts vom Wege ins Land hineinzulassen. Den jungen Leuten unter den Gefangenen gefiel dies sehr; die alten Soldaten wollten aber nichts vom nach Hause gehen hören *). Die gefangenen Offiziere

*) Man wird mir die Bewegung in dem rechten Winkel von Olszany nach Borony als einen strategischen Fehler anrechnen wollen; aber ich musste dorthin, um die Hauptstrasse zu erreichen, da die Russen von Osmiana, wenn ich sie nicht aufhalten konnte, eher am Niemen ankommen konnten, als ich.

brauchten Fuhren, die ebenfalls die Colonne erschwerten. Ferner hatte ich jedem Infanteriebattaillon ausser der Infanterie zu Pferd, 30 bis 40 Pferde zugetheilt, um die ermüdeten Leute abwechselnd auf die Pferde setzen zu können. Leider aber benutzten dies die Leute manchmal, um, wie sie meinten, mit den Pferden schneller nach dem Königreich zurück zu kehren. Den Russischen Offizieren hatte ich versprochen, sie später frei zu lassen; denn ich war besorgt, dass, wenn ich einmal im Rücken und in der Flanke zugleich angegriffen, angehalten und gedrängt würde, sie dann leicht entkommen und die Schwäche meines Corps dem Feinde verrathen könnten.

Von Smorgonie rückte ich den 21ten nach Krewy in der Richtung gegen Mikolajew, einer Fähre über den Niemen zu. Dort wurde gekocht, und die Meinung war allgemein, dass ich weiter nach Mikolajew rücken würde, als ich plötzlich den Weg über Boruny nach Olszany einschlug. Als ich in Boruny ankam, erfuhr ich, dass so eben eine Patrouille aus Oszmiana dagewesen und eiligst nach Oszmiana zurück gekehrt sei. Ein Glück war es, dass sie mich noch nicht dort antraf, und dass sie den Commandanten dadurch in die Meinung brachte, ich sei von Krewy über Wisniew nach Mikolajew gegangen. Da aber des Feindes Absicht war, mich bei dem Niemenübergange anzugreifen, so schlug er den kürzesten Weg nach Mikolajew zu ein und langte daher in Boruny an, nachdem ich den Ort bereits seit einigen Stunden verlas-

sen hatte. Denn anders kann ich mir den Umweg nicht erklären, den der Feind hier machte.

Als ich in Olszany ankam, wohin ich nur mit 80 Pferden vorausritt, fand ich die ganze Stadt in Schrecken, da eben auch eine starke feindliche Patrouille den Ort verlassen hatte. Die Einwohner sagten mir, dass ein starkes feindliches Corps, wobei 16 Kanonen, schon um 7 Uhr früh in Oszmiana angelangt war. Die Truppen hätten sich aber in der allergrössten Erschöpfung befunden, die Infanterie besonders habe sich beklagt, dass sie 2 Nächte hindurch in einem fort marschirt sei, ohne mich einholen zu können. — Meine Truppen waren nun frischer, obwol sie einen weit grössern Umweg gemacht hatten. Wo der Feind aber während der Zeit manövrirt hat, kann ich bis heute nicht begreifen. Er hatte ja nur die Radien des Kreises, dessen Achse Wilna war, und ich die Peripherie zu durchlaufen und ausserdem noch die Wilia zu passiren gehabt.

Olszany liegt von Oszmiana 2 kleine Meilen. Von Oszmiana nach Borany ist es eben so weit, und von Borany nach Olszany 1½ Meilen. Statt also nach Olszany gerade zu gehen, nahm der Feind, durch meinen Marsch über Krewy und durch den Rapport seiner mich in Borany nicht antreffenden Patrouille getäuscht, spät am Abend den Weg nach Borany, und erfuhr erst dort, dass ich den Ort bereits passirt hatte, um mich nach Olszany zu begeben. Und dieser Umweg, den er machte, durch welchen er wenigstens an Zeit 4 Stunden verlor, brachte mir grade die

Zeit, welcher ich zum Uebergang über den Niemen bedurfte. —

Da ich aber in Olszany noch nichts von der Richtung, die er genommen hatte, wusste, so befand ich mich in wahrer Verzweiflung. Meine Truppen kamen erst Abends um 10 Uhr nach Olszany, und zwar noch einem starken Marsch, so dass sie wenigstens einige Stunden Schlaf brauchten. Ich wusste, dass der Feind, der schon früh 7 Uhr in Ozmiana *) angekommen war, den ganzen Tag ausgeruht hatte. Wenn er auch erst spät Abends seinen Marsch angetreten, so musste ich ihn doch alle Augenblicke in Olszany erwarten. Ich besetzte die Plätze mit Infanterie, liess aber Alles schlafen und ritt selbst mit einer Patrouille gegen Ozmiana zu vor, um mich nicht etwa durch einen falschen Rapport irre führen zu lassen. Indessen liess ich in der Stadt Branntwein und Zwieback gegen gute Zahlung auftreiben; Geld mochte ich nicht sparen, da die Stadt meist von Juden bewohnt war, und ich mir dadurch ihre, in diesem Augenblicke mir so nöthige, Freundschaft sicherte. Als die Juden mein gutes Betragen gewahr wurden, zeigten sie mir eine Quittung von meinem Capitain Lempicki, der eine kleine Contribution ausgeschrieben, und dabei, dass es auf meinen Befehl geschehen sei, zu äussern gewagt hatte. Ich liess das Geld sogleich aus meiner Casse zurück-

*) Ich muss hier einschalten, dass, als die Tartarenen der bekannten Grausamkeiten in Ozmiana begangen hatten, sie in Wilna die Ringe auch an den abgeschnittenen Fingern der Frauen suchten.

geben und nahm den Zettel dagegen in Empfang. Ich sage dies hier öffentlich, um ihn zu bestrafen, so wie um meines guten Namens willen; denn wer weiss, wie oft derselbe so gemissbraucht worden ist, ohne dass ich auf den Estmärschen davon Kenntniss erhalten konnte. — Auch kam mir von Oszmiana die schriftliche Nachricht, dass das feindliche Corps 12,000 M. stark sei. Jetzt erscheint mir dies übertrieben. Doch damals konnte ich es leicht glauben, da die Besatzung von Wilna je das Corps verstärkt haben konnte. Durch den nämlichen Zettel meldete man mir auch, dass die feindliche Infanterie sich rechts nach Grzozyszki mehre tausend M. stark, hingewandt, es sei viel Cavallerie gegen Smorgonie gerückt, und das übrige Corps stehe zu jedem Augenblick marschfertig.

Bis um 2 Uhr musste ich doch die unangenehme Position halten. Die Sorge aber, so wie die Erkundigungen nach der Beschaffenheit des Weges, ob er waldig, sumpfig oder Sandboden sei, und andre Fragen erlaubten mir auf keinen Augenblick Schlaf. — So marschirte ich um 3 Uhr, den 22ten aus, und gelangte um 6 Uhr Morgens nach Traby. Dort erhielten die Truppen noch einmal Zwieback und Branntwein. Der Lithauische Branntwein, der meist alt, oft 10 Jahre alt, ist ausserst stärkend, und ich habe es diesem vielleicht zu verdanken, dass bei den so starken Märschen, bei der grossen Hitze und dem Trinken des kalten Wassers in meinem Corps sich keine Krankheiten erzeugten. — Nach einem anderthalbstündigen Aufenthalt marschirte ich wie-

derum weiter bis gegen Mittag, wo ich eine Stellung nahm, in der ich den Feind mit Vortheil empfangen konnte. Doch liess ich da nicht kochen, sondern nur das Vieh schlachten, und die Vertheilung der Portionen vornehmen, damit, wo es Zeit zum Kochen sein würde, zugleich dazu geschritten werden konnte. Dies that ich auf meinem Marsche oft, damit kein, zum Essen oder Schlafen günstiger Augenblick versäumt würde.

Nachdem ich hier 2 Stunden geruht, rückte ich wiederum weiter nach dem Niemen zu. Hier bekam ich den Rapport von einem tüchtigen Litthauischen Offizier, der die Gegend genau kannte, und den ich mit einer Patrouille von 12 Pferden ausgeschickt hatte. Er war mit den allerbesten Pferden aus dem Corps in der Nacht von Olszany gegen Ozmiana gegangen mit dem Befehl, das ganze Corps zu recognosciren. Der geschickte und tapfre Mann ging dicht bis an das feindliche Corps, und als es die Strasse gegen Borowy einschlugen, ritt gegen Borowy zurück und hielt sich im Gebüsch an der Strasse so versteckt, dass er das ganze Corps fast zählen konnte. Er sagte, dass er nicht mehr wie 2 starke Cavallerieregimenter, 6 Bataillone Inf. und 12 Geschütze in der grössten Ordnung nach Borowy marschiren gesehen. Dort war die ganze Colonne vor ihm vorüber defilirt. Darauf hatten sie sich bei der Stadt auf dem Wege nach Olszany hin gelagert. Erst dann war der Offizier zu mir zurückgekehrt.

Deutlich sah ich also die Absicht des Feindes, mich beim Niemenübergange wo möglich plötz-

lich zu überfallen, aber auch, dass er den grossen Fehler begangen, von Ozmiana nicht gerade nach Olszany zu gehen. Aber der Feind hatte aus Furcht, mich nicht aufzusuchen, gegen seine sonstige Gewohnheit gar keine Kundschaften ausgeschickt. — Ich liess mich aber nicht täuschen und marschirte, obwol die Hitze ausserordentlich drückte, gegen Iwie zu. Die Leinen von vier grossen Fähren hatte ich auf vier Bauerfahrzeugen bei mir. Jeder Fahre war ein Offizier mit Soldaten zugetheilt, damit sie durchaus nicht zurückblieben, was mich die Schwere der Stricke besorgen liess. Meine Sappeurs, die grösste Hülfe meiner Infanterie zu Pferd und 3 Fahnen schickte ich über Iwie nach dem Niemen zu in einem kleinen Trabe voraus, mit dem Befehl, in Zboiska entweder eine Brücke zu bauen, oder einige Fahrzeuge anzurichten. Ich wunderte mich, dass ich vom Capitain Lempicki gar keine Nachricht hatte. In der Gegend umher hatte er erzählt, dass er abgeschnitten sei und dass er den Krieg auf eigne Hand führen wolle. Ihn einzuholen, schickte ich einen Unteroffizier mit 3 Soldaten und einem schriftlichen Befehl an ihn, dass er sich in Iwie aufhalten solle. Der Unteroffizier kam aber bald eiligst zurück mit der Nachricht, in Iwie sei Lempicki gar nicht gewesen, feindliche Reiterei aber solle vom Niemen über Zboiska her dem Orte sich nähern. — Da glaubte ich mich ganz umgangen, und da ich seit Kurszany immer die Richtung von Ozmiana nach dem Niemen als die gefährlichste betrachtet hatte, so war ich überzeugt, dass mich der Feind hier in der

offnen Gegend ganz umzingelt wolle. — Mir blieb aber nichts übrig, als grade vorzurücken, um schneller zu erfahren, was mir dort bevorstünde, und im Fall der Noth mich links in die Wälder gegen Wolmyn zu werfen, oder den Weg nach Lida zu nehmen. Da ich aber dies von der Infanterie, die, wie man mir sagte, von Ostrowno nach Grodnyszki gegangen war, besetzt glaubte, so war meine Lage wieder fürchterlich. Ich schickte dem Sappeurofizier den Befehl, sich dreist auf den Feind zu werfen, nahm die Pommer Eskadron mit, und setzte mich in Trab, um ihm im Fall der Noth zu Hülfe zu kommen. Dem Major Janowicz aber gab ich den Befehl, auch die kleinste Brücke, und wäre sie auch mitten im Walde, immer zu zerstören, um dem Feinde alle möglichen Hindernisse stets in den Weg zu legen; zumal er die Strasse in den Ort zur Nachtzeit, wo jedes Hinderniss sich verdoppelt, passiren musste. Ich fühlte wohl, hier an jedem Augenblick unentbehrlich. —

Als ich nun in Iwie ankam, erfuhr ich, die feindlichen Husaren seien nichts andres, als eine Eskadron, die jenseits des Niemen in Nowogrodek in Garnison gestanden hatte, und die vor Schrecken vor dem Aufstande, der dort sich erhoben, geflohen war, und nun jetzt, als sie der Spitze meines Corps begegnete, natürlich glaubte, ich sei im Einverständniss mit dem Aufstande; sie warf sich nun selbst nach Wolmyn. Ferner erfuhr ich, dass mit der Eskadron der Russische General meiner Division Urug marschire, der 20 oder 30 Reiter gegen den Aufstand auf sei-

nen eignen Gütern organisirt hatte. — In Iwie wartete ich auf die Arrieregarde, schickte aber die Posener Eskadronen bis an den Niemen, der von diesem Orte noch eine halbe Meile entfernt war, voraus. Dann gab ich auch dem Major Janowicz, was ich sonst gar nicht gewohnt war, eine schriftliche Instruktion über die Art, wie er sich behutsam in der Stellung von Iwie halten solle; und zwar deshalb, um ihm die Wichtigkeit meiner jetzigen Lage nachdrücklicher ans Herz zu legen. Denn ich war nur zu gewiss davon überzeugt, dass er hier angegriffen werden würde. Dem Obersten Sierakowski übergab ich den Befehl, in den Gebüschen zwischen Iwie und dem Niemen eine feste Stellung zu nehmen und sich zu echeloniren, dass er auch einen förmlichen Angriff des Feindes abhalten könne, so lange bis die Brücke oder die Zurüstungen zum Uebergange nicht fertig wären. Dem Obersten Radiszewski endlich befahl ich mit seinem schon sehr geschwächten Regiment, kaum noch 400 Mann stark, den Major Janowicz am Rande des Waldes zu unterstützen. Dann ritt ich eiligst nach Zboiska, wo ich meine Sappeurs antraf, wie sie Holz zum Brückenbau sammelten; aber, die Wichtigkeit des Augenblicks nicht fühlend, mit den Offizieren sich badeten. Ich sah ein, dass, obwol mich der Aufstand in Nowogrodek, wenn ich den Niemen einmal passirt hätte, unterstützen würde, er mir hier nur Schaden und Verlegenheit verursachte. Denn die fliehende Eskadron hatte die Fähre ganz vernichtet, hier wie in Mikolajew oberhalb Zboiska,

und die Leinen in ellenlange Stücke zerhauen. Hätte ich die Vorsicht nicht gehabt, Leinen von der Wilia mitzubringen, so wäre ich hier ohne Weiteres zu Grunde gegangen.

Ich fragte den Sappeurofizier, was er für eine Arbeit angefangen hätte. Er antwortete, er wolle eine Brücke bauen. Ich zeigte ihm aber, dass er nicht Holz genug habe. Wohl war Kaufholz vorhanden, doch nicht in genügender Menge, und weit den Strom hinunter, sehr schwer also auf den Punkt, wo die Brücke am leichtesten zu bauen war, herauf zu bringen. Er versprach die Brücke gewiss bis früh 8 Uhr fertig zu machen; doch ich sah, dass sie noch Abends 8 Uhr nicht fertig sein und das Holz dazu vielleicht nicht reichen würde. Noch deutlicher sah ich vorher, dass, wenn ich vor 5 Uhr Morgens nicht über dem Niemen wäre, der Feind mich gewiss erreicht haben würde. Wäre sie so selbst um 8 Uhr Morgens fertig geworden, so hätte uns die Brücke nichts mehr helfen können. Ich liess also die Brückenarbeit einstellen, liess das Holz zu einer Flösse zusammenschlagen, doppelten Boden von kurzen Balken auf das Kreuz legen, sie mit Brettern, die vom nahe stehenden Wirthshaus abgerissen wurden, bedecken, und mit den 4 Schock, in Smorgonie gekauften Bretnägeln das ganze Werk zusammenheften. — Ein lebendiges Beispiel, was Umsicht und Thätigkeit auch mit den kleinsten Mitteln auszurichten vermögen! Hätte ich in Smorgonie nicht an die Nägel gedacht, so wäre hier mein ganzer glänzender Zug zu Grabe gegangen.

Um 9 Uhr Abends begann man die Flösse zu bauen, und um $\frac{3}{4}$ auf 11 Uhr schoben wir die erste Kanone mit 2 Munitionskarren ohne die Pferde hinauf. Die Pferde wurden durch meine Schwimmer durch den Fluss geführt, um auf der andren Seite, wo das Ufer hoch war, die Kanonen heraufzuziehen. Funfzig Mann von der Infanterie zu Fuss wurden in einem kleinen Kahne ebenfalls auf die andre Seite übergesetzt, um in den Gebüschen sich zu verstecken, und um die Flösse mit der Leine an sich ziehen zu können. An die Flösse wurden Leinen von beiden Seiten angebunden, und diese an ihnen hin und her gezogen. Ich hielt die Uhr in der Hand, um die Zeit einer Ueberfahrt genau zu berechnen. Das erste mal dauerte es drei Viertelstunden, da der Strom breit und das Hinaufziehen an das hohe Ufer sehr beschwerlich war. Ich liess Verbesserungen vornehmen, mit deren Hülfe ich für jede Fahrt eine Viertelstunde gewann. Ich schickte nun gleich dem Oberst Sierakowski den Befehl, alle Stunden ein Bataillon mit 2 Kanonen an den Fluss zu senden. Den Artillerieoffizieren zeigte ich drüben eine Stellung, die sie sogleich mit ihren Kanonen einnehmen sollten, um die Ueberfahrt im Fall eines Angriffs zu decken. Die Posener Eskadronen bekamen den Befehl, die Pferde abzusatteln, und den Fluss wo möglich zu durchschwimmen. Eine zweite Flösse, die für Kaufholz gebaut vorhanden war, wurde an die erste angebunden, und die Sättel auf dieselbe gelegt. Dies ging aber sehr beschwerlich. Die Eskadronen, meistens aus lauter Edelleuten be-

stehend, konnten sich schwer helfen. — Ich liess daher untersuchen, ob keine Furth da wäre, und, da eine Menge Bauern zusammengetrieben waren, um die Leinen ziehen zu helfen, versprach ich dem 25 Dukaten, der mir eine Furth anzeigen werde. Sie sagten aber, dass es hier keine gäbe. Gegen 3 Uhr Morgens, als es noch kaum tagte, griff der Feind den Janowicz in Iwie lebhaft an, indem er ihn auf einigen Punkten mit mehren Eskadrons überfallen wollte. Er fand aber Alles so bereit, dass die grosse Wache unter dem Befehl des Oberlieutenants Haysinski gleich in Flankeurs aus einander ging und den Feind in ein förmliches Gefecht verwickelte, obgleich es noch dunkel war. Major Janowicz hatte vortreffliche Anordnungen getroffen. Auf allen Punkten wurde der Feind, wenn nicht zurückgeschlagen, doch so aufgehalten, dass er glauben musste, er finde einen grossen Widerstand. Der Cavallerieangriff wurde daher blos ein lebhaftes Pistolen- und Carabinerfeuer, was mich von dem Erscheinen des Feindes in Kenntniss setzte.

Die 5te Kanone war eben auf der Flösse, und meine Verwundeten, Bagagen u. s. w. erwarteten noch die Ueberfahrt. Da erst kam ein Bauer zu mir, den ein Litthauischer Offizier, Major Bilewicz aufgefunden hatte, und erklärte, es sei eine Furth einige 100 Schritt weiter hinunter, die sie freilich in diesem Jahre noch nicht geprüft hätten. Ich schickte gleich meine Schwimmer dahin, um sie zu sondiren, und fand sie auch sehr bequem; so dass die leichten Wagen und das

Fussvolk bis an die Schultern, leicht hinüber konnten. Da sandte ich schnell an Janowicz und Radiszewski, sich nicht länger ins Gefecht einzulassen, da der Feind eine Weile schon mit Kanonen schoss, sie aber deren keine hatten und schon einige Offiziere, unter denen der wackre Lieutenant Junga, und Soldaten verwundet ankamen. — Jetzt setzte ich mich mit der letzten Kanone auch über. Ich war schon so matt, hatte schon 2 Nächte nicht geschlafen und fast keine Stimme mehr, da ich über den Fluss hinüber laute Befehle gegeben und geschrien. Major Janowicz hatte den Feind gleich auf den Fersen; doch behutsam folgte dieser; denn er hatte einige Kanonenschüsse vom Niemen weit einen schmalen Damm zu passiren. Jetzt liess ich das grosse Wirthshaus, das dicht am Niemen lag und welches dem Feinde Holz zum Bauen einer Flösse darbieten konnte, anzünden. Dies that ich auch ohne Reue; denn es gehörte dem reichen und so bösgesinnten General Urug. Der Feind bekam nicht einen Strohsack; auch die Gefangnen gingen mit über, und halfen mir sogar die Patronen der Infanterie hoch über dem Wasser halten, und leisteten mir mit dem besten Willen Beistand.

Der Feind kam mit seiner Artillerie ganz nahe an den Niemen, und hatte noch die Verwegenheit, die ersten Schüsse zu geben. Da liess ich ihm aber auch plötzlich einige Salven zuschicken, vor deren Wirkung er im grössten Galopp zurückfuhr. Seine Cavallerie wollte der meinigen durch die Furth nachfolgen. Die Furth

war aber, wie oft im Niemen, schmal, von beiden Seiten mit tiefen Löchern. Auch hatte ich den Wald, der auf meiner Anhöhe lag, mit 200 Schützen des Radiszewski besetzt, die sie durch ein lebhaftes Feuer zurückwiesen.

Wie beschämt stand nun der Feind in seiner Lage vor mir; ich auf einem hohen Ufer, von wo ich seine Position, und ich glaube, ohne Prahlerei, ihn selbst in moralischer Beziehung, dominirte; denn mein Manöver war mir trefflich gelungen.

Sechstes Kapitel.

Rückzug vom Niemen bis zur Ankunft in Warschau.

Der glückliche Erfolg des Ueberganges über den Niemen hatte meinen Truppen Muth und Zuversicht eingeflösst, da sie nun deutlich sahen, dass ich nach Polen zurückkehrte. Die Wichtigkeit unsrer Lage und die Nothwendigkeit des ausserordentlichen Marsches, den ich von Olszany gemacht hatte, hatten sie erst dann gefühlt, als der Feind uns so früh mit seinen ganzen Kräften angriff. Alles war matt und schlief; nur zwei junge Leute waren mir stets zur Seite; mein Adjutant Lucian Weissenhoff, und ein andrer junger Mann, den ich nicht nennen kann, aber den mein Herz nicht vergessen wird. Ihre gewöhnliche Thätigkeit verdoppelte sich hier. — Die Ermüdung der Uebrigen war so gross, dass, wenn ich Andre mit Befehlen fortschickte, sie an irgend einer Stelle einschliefen, ohne über die Ausführung derselben zu wachen. Auf die Obengenannten aber konnte ich mich wie auf mich selbst verlassen. —

Die Posener Eskadronen, die zuerst herübergekommen waren, liess ich so bald als möglich

die Pferde füttern und sie selbst speisen, und schickte dann eine Eskadron den Niemen hinauf bis nach Mikolajew, eine Meile entfernt, wo eine Furth und auch eine, wiewol verdorbene, Fähre sich befanden. Den Obersten Brzeźański mit den übrigen 3 Eskadronen und einem Geschütz von meiner reitenden Artillerie und 47 Mann Infanterie zu Pferd, schickte ich den Niemen hinunter bis nach Beilica, 3 Meilen entfernt, mit dem Befehle, alle Fähren gänzlich zu verderben, so wie auch alles Holz, das auf dem Flusse bis hinter Beilica herabtrieb, zu verbrennen. Beide hatten zugleich den Befehl, wo sie den Capitain Lempicki träfen, ihn zu sich ausschliessen zu lassen. Auch befahl ich dem Obersten Brzeźański, Beilica gegenüber sich aufzuhalten, und dort weitere Instruktionen zu erwarten. Falls aber solche nicht ankämen, so sollte er sich gegen Mittag nach Dzięciol zu begeben. Auch schickte ich Kundschafter nach Nowogrodek, wo, wie man behauptete, der Aufstand des Distrikts schon 5000 Mann versammelt hatte. Ich blieb in der Stellung bis 7 Uhr Abends, da der vorhergehende Tag die Truppen zu sehr ermüdet hatte. Sie brauchten auch diese Zeit, um die Kleider zu trocknen, und sich in dem Flusse zu baden, wozu die ausserordentliche Hitze sie nöthigte. Ich dagegen, so nöthig ich ein Bad brauchte, da ich 2 Tage gar nicht geschlafen hatte und jetzt auch vor Hitze nicht einschlummern konnte, enthielt mich dessen. Ich fürchtete zu sehr, krank zu werden, und wusste doch, welche Verantwortlichkeit ich durch meine kühne Expedition, zu

der ich meine Truppen verleitet, auf mich genommen hatte. Die Russen hielten sich mehr als eine Kanonenschussweite vom Ufer entfernt, und blieben, ich weiss nicht warum, bis um 2 Uhr Nachmittags unter den Waffen, ohne sich an die ausserordentliche Hitze zu kehren, und ohne selbst im Flusse die Pferde tränken zu dürfen, da beide Ufer mein waren. Sonderbar war es, dass ich meinen Gefangenen das Baden erlauben durfte, dass diese Gänse einfingen, sich dabei bis an die feindlichen Vorposten begaben, und danach Alle wieder willig zu mir zurückkehrten.

Von Mikolajew bekam ich den Rapport, Capitain Lempicki befände sich daselbst, er weigere sich aber, zurück zu kommen, und marschire nach Nowogrodek. Zugleich meldete man mir von da, dass man erst auf die oberwähnten 3000 Mann noch hoffte, und dass sie bei dem in diesen Gegenden herrschenden Enthusiasmus, in drei Tagen gewiss beisammen sein würden; jedoch aber jetzt nur vielleicht 300 Mann vorhanden seien. Dies bewog mich, dem Anführer des Aufstandes frei zu stellen, ob er sich mit mir verbinden oder den Partheikrieg im Rücken des vordringenden Feindes führen wolle, wozu die Wälder, Pinskie genannt, sehr vortheilhaft schienen. Ich selbst aber sah ein, dass ich von ihnen grosse Hülfe nicht zu hoffen hatte, da das mir folgende Corps keine Zeit zur Organisation uns lassen würde, auch die Umgegend von Garnisonen besetzt war. Auf jeden Fall gebot es die Vorsicht, mich dem Königreiche zu nähern,

und da wo möglich den Befehl zu erwarten, was ich zu thun hätte, indem ich noch nichts von Paskiewicz's Weichselübergange wusste, und noch immer seiner Armee in den Rücken zu stossen hoffte. Um dies auszuführen, musste ich die sehr grossen Waldungen der Bialowiejska puszcza erreichen, ich entschloss mich aber, noch 2 kleine Meilen in der Richtung gegen Nowogrodek zu marschiren, um die Antwort des Insurgentenanführers in Wsielub zu erwarten, und zugleich den Feind hinsichtlich der einzuschlagenden Direktion zu täuschen. Mit Freuden sah ich, dass sich der Feind um 2 Uhr ganz zurückzog und zwar sehr weit, wie die Staubcolonnen andeuteten; sogar die wenigen Bataillone, die er näher am Ufer aufgestellt hatte, zogen sich ihm nach. Um 7 Uhr des Abends marschirte ich gegen Wsielub, liess nur einige hundert Jäger von Radiszewski am Ufer die Vorposten halten, damit dem Feind so lange wie möglich mein Marsch verborgen blieb, was die am Ufer liegenden Waldungen sehr erleichterten.

Dem Commandanten der Abtheilung gab ich dabei den Befehl, sobald es dunkelte, mir nachzufolgen, und das neue von Holz gebaute Wirthshaus auf unsrer Seite abzubrennen, damit der Feind gar kein Mittel habe, irgend eine Fähre zu bauen. Gegen 10 Uhr in der Nacht erhob sich ein Sturm und Regen, von dem wir viel litten, der aber auch den Feind hatte stören müssen, wenn er ja am Wasser etwas bauen gewollt hatte. Denn, sobald die Russen merkten, dass ich im Rückzuge begriffen sei, kamen sie

wieder in grösster Eile an das Ufer. Auch sagte mir ein Einwohner, dass der Feind eine Brücke in einer bedeckten Stellung zwischen Zboiska und Beilica gebaut und über den Fluss schon gesetzt habe. Die Nachricht zeigte sich später zwar als falsch, setzte mich aber jetzt doch in Verlegenheit, besonders war ich um das Detachement Brzeźański besorgt, das dadurch hätte abgeschnitten sein können. Darum schickte ich ihm durch einen gewandten Litthauischen Offizier den Befehl, Beilica so früh als möglich zu verlassen und in Dzięciol auf mich zu warten.

Bei Tagesanbruch ging ich von Wsielub, der Hauptwohnung des General Urug, wo seine Frau, eine Polin, krank lag, ab. Die würdige und so edel gesinnte Frau war bei unsrer Ankunft in grossem Schrecken gewesen; sie liess mich zu sich laden, und bat mich, doch die Hofgebäude und das Haus, das sie bewohnte, wenigstens zu schonen. Sie glaubte, wir würden an ihrem Manne, der es gewissermassen verdiente, Rache nehmen wollen. Ihre Angst bewog mich zu einem Lächeln. Mit voller Ehrerbietung sagte ich ihr: „Wir führen ja weder mit Damen noch mit Häusern Krieg; ich muss Ihnen gestehen, dass ich Ihnen heute Schaden verursachte, indem ich zwei Ihrer Wirthshäuser am Ufer des Niemen habe abbrennen lassen. Dies geschah aber nicht, um Sie zu beschädigen, nur, dass Sie dem Feinde zum Flussübergang nicht Mittel böten.“ Leider musste ich ihr zwei stark verwundete Offiziere zurücklassen, und auch einen Brief, worin sich ein Wechsel auf eine sehr bedeutende Summe befand, den ich

auf der Petersburger Post aufgefangen. Die Summe gehörte, so viel ich mich erinnern kann, einem Pupillen. Meinen Dank wegen ihres menschenfreundlichen Benehmens gegen meine verwundeten Offiziere sage ich ihr hier. Ihr edles Herz wird hier gewiss durch die Nachricht sich belohnt fühlen, dass ich die Mutter eines der Verwundeten gesehen, dass der Sohn in die Arme seiner Mutter glücklich zurückgekehrt ist, und sie selbst wird die Grösse der Mutterfreude zu würdigen wissen.

Halben Wegs von Dzięciol wurde gespeist und ziemlich lange ausgeruht. Die Witterung war kühl und der Marsch angenehm. Wir betrachteten uns wie halb gerettet. Da stiess eine Abtheilung des Aufstandes, etwa 80 Mann Reiterei, lauter Gutsbesitzer, zu mir; und ich gab darauf meinen Kriegsgefangenen die so lang versprochene Freiheit; an vierzehn Offizieren und mehr als 300 Soldaten, den letzten, die die Freiheit früher nicht angenommen hatten. Leicht hätte ich jetzt Alle nach Warschau bringen und dadurch meinen Triumpf vermehren können. Dies vermutheten auch die Gefangenen, da sie mein Wort, sie frei zu lassen, in einer der für mich traurigsten Lagen erhalten hatten, und sie nun mich hier halb aus der Gefahr befreit sahen. Mit Thränen der Dankbarkeit vernahmen sie die Nachricht, die ich ihnen durch den Obersten Sierakowski sendete. Ich wollte, sie sollten die Schwäche des Aufstandes nicht sehen, und ich benutzte das Gerücht von dessen Stärke, um ihnen zu erklären, dass ich so gute Nachrichten bekommen hätte, dass ich die Schwäche meines

Corps nicht mehr zu verhehlen brauche; denn ich sollte heute grosse und unerwartete Verstärkungen erhalten. — Die meisten Soldaten folgten aber noch mehre Tage meiner Arrieregarde und wollten meine Colonne durchaus nicht verlassen. —

Als ich mich Dzięciol näherte, hörte ich mit Erstaunen in der Ferne mehre Kanonenschüsse. Auch sagte man mir, das Gefecht dauere schon einige Stunden. Ich nahm einige Reiterei mit, und rückte in kleinem Trabe eiligst auf den Ort zu. Die Kanenschüsse, obwol selten, dauerten immer fort; und als ich Dzięciol erreichte, war das Gefecht schon zu Ende. Ich erfuhr, dass es der Russische General Stankiewicz sei, der in Slonim kommandirte, und der, wie man mir heute erzählt, was ich kaum glauben kann, 6000 Mann stark, mit dem Detachement des Brzeżański hier sich geschlagen habe. Die Gefangenen, welche Oberst Brzeżański gemacht hatte, sagten aus, Stankiewicz sei mit 3 Bataillonen, 3 Geschützen und 4 Eskadrons da gewesen; hätte aber nur auf die Insurgenten von Nowogrodek zu treffen geglaubt. Sobald er aber die ziemlich regulairen Posener Eskadronen und die mit Bajonnetflinten bewaffneten Infanteristen erblickt, und ausserdem einige Kanonenschüsse erhalten hatte, hatte er sich in der Eile zurückgezogen, so dass man behaupten kann, dass, hätte Oberst Brzeżański eine allgemeine Charge gewagt, er ihn hier gänzlich geschlagen haben würde. Dies gestanden die Gefangenen selbst ein; und es bewies dies auch, dass er so bedeckte Stellungen

ohne alle Vertheidigung verliess. Brzeżański konnte sich indess in ein förmliches Gefecht nicht einlassen, da er nicht wusste, wie weit ich noch zurück war. Die Cavalleristen des Aufstandes, die auch hier zu ihm gestossen, waren sehr dreist auf den Feind gegangen. Ein neuer Beweis, wie die Cavallerie beim Aufstande Alles bewirken kann, und schon den ersten Tag brauchbar ist. In Dzięciol fand ich viel Munition, Kugeln und Granaten, Pulver in Tonnen, die ich aus einem kleinen Artilleriedepot auf meine Munitionskarren und Bauerwagen lud.

Am andern Tage, den 25ten, rückte ich auf der Hauptstrasse gegen Slonim über Więzowiec zu. Der Feind war schon Abends vorigen Tages und in der Nacht zurückgegangen. Ich schickte ihm 40 Uhlanen und 20 neue Truppen vom Aufstande nach; sie folgten seiner Arrieregarde bis über die letzte Poststation, wo sie sich aufzuhalten und Vedetten auszustellen und so bis zum Abend zu bleiben den Befehl hatten. Sie sollten dem Feinde die Meinung beibringen, dass mein ganzes Corps ihm nachfolge. Eine kleine halbe Meile aber hinter Więzowiec warf ich mich rechts in die Wälder, um den schiffbaren Fluss Szczara bei Wola zu erreichen. Der Fluss ward von der Infanterie und Cavallerie durch eine gute Furth passirt. Für die Kanonen bemächtigte ich mich einer Fähre, auf der auch meine Bagagen übersetzten. Während ich hiermit beschäftigt war, brachten mir meine Vorposten einen Regierungsboten, der dem Gutsverwalter den Befehl überbrachte, die Fähre zu

vernichten. Ich versprach, denselben pünktlich auszuführen, und that es auch sehr bald. Ob aber Sr. Excellenz, der General Savoiny damit ganz zufrieden war, möchte ich bezweifeln. Auch bekam ich hier die Nachricht, dass dieselben Befehle überall die Szczara hinunter und auf dem Niemen gegeben, und Offiziere ausgeschickt waren, um über dessen Vollziehung zu wachen. Auf diese Weise wurden dem mir nachsetzenden Corps alle Mittel zum schnellen Marsche von den Russen selbst erschwert. Wenigstens hätte man doch von den umliegenden Garnisonen Wachtposten um die Uebergangspunkte hinstellen sollen. — Hier wurde aber ein noch viel grösserer Fehler begangen. Von der Szczara, wo ich sie passirte, bis nach Dereczyn führt ein 5 Werſten langer Damm durch so sumpfige Wiesen, dass man selbst auf ihnen nicht Heu machen kann; sie dehnen sich rechts und links Meilen weit aus, und auf dem Damme sind 5 oder 6 Brücken. Wären diese nun verbrannt oder zerstört worden, so hätte ich in einer, ganz von Holz entblössten, Gegend durchaus hier das Gewehr strecken müssen; da durchaus auch nicht zu Fuss die Sümpfe zu durchgehen waren, und dieselben ohnehin durch sandige Anhöhen weiter hinaus dominirt werden. Ja, der Damm schien so gefährlich, dass alle Litthauer, die bei mir waren, mir durchaus von diesem Wege abriethen, und lieber wollten, dass ich, Slonim rechts lassend, mich gegen Süden wende. Ich rechnete aber auf mein Glück, da auch die Richtung, die sie mir auriethen, neue Gefahren drohete, indem

ich mich hinter Brześć Litewski erst gegen das Königreich hätte ziehen können. Vergessen habe ich anzuführen, dass in Dzięciol mein Emissaire, den ich nach Wilna von Daniszow zum zweitenmale geschickt hatte, mich einholte, und mir das gedruckte Bulletin vom Uebertritt Gielguds auf das Preussische Gebiet überbrachte. In diesem Blatt stand auch die Beschreibung meines Corps, die es als einen Haufen *) irregulairer Truppen darstellte. Jedoch hielt der Haufen später sehr regulaire Gefechte aus, nahm eine ziemliche Menge regulairer Gefangne, wenn auch auf eine unregelmässige Weise.

Deresczyn erreichte ich in der Nacht. Dort fand ich einen neuen Beweis von den schlechten Anordnungen des Generals Stankiewicz. Es fand sich daselbst ein Depot von mehren Husarenregimentern; alles, was beritten war, und, wie man mir sagte, 500 Mann, hatte er in der Eile an sich nach Slonim gezogen, als wenn er den Platz und alle Wege vor mir hätte räumen wollen. Ja, die 500 Husaren hätten mich auf dem Damme aufhalten können, wenn sie nur die Brücken abzubrechen Befehl erhielten. Es fiel mir ein ausserordentlich bedeutender Vorrath an Leinwand, Hemden, Riemzeug und andern Kriegsbedürfnissen in die Hände. Meine ganze Artillerie, circa 80 Pferde, bekamen neue Bespannung und neues Geschirr; noch nahm ich einen grossen Vorrath auf Fuhren. Ferner waren hier

*) Kupa. Der höfliche General, der dies sagte, hiess Kleinmichel, und war Chef des Generalstabes von Tolstoi.

Kanonenkugeln und Pulver in Menge, so wie sieben schöne Feldkapellen. Kurz, die Russen erlitten hier sehr grossen Schaden. Auch einige, eben vom Vernichten der Fähren zurückkehrende, Offiziere wurden gefangen. Zeit hatte ich nicht viel zu versäumen, da ich merken musste, dass, wenn einmal Stankiewicz erfahren hatte, dass Savoiny mir nachfolge, er auch gewiss mich abzuschneiden suchen würde. Deshalb rückte ich am andern Morgen früh bei Sonnenaufgang, den 26ten, gegen Selwa, wo ich die Nachricht bekam, dass in Narewka der Russische General Bohlen einen Infanterieposten, auch in Bialowieś eine verschanzte Stellung hatte, sich selbst aber mit einem Streifcorps in den Bialowieżer Waldungen herumtreibe, die meiste Zeit aber in der Stadt Narew zubringe. Von Dereczyn hatte ich meinen Adjutanten Hirosz und einen zweiten Offizier nach Warschau geschickt, um dort meine Ankunft zu melden und um Instruktionen oder Hülfe zum Durchgehen der Russischen Armee einzuholen. Hinter Selwa hielt ich eine lange Mittagsruh und erreichte noch denselben Tag Isabelyn. Hier fiel mir wieder ein Civilbeamter vom Distrikt von Wołkowysk in die Hände, den man ausgeschickt hatte, um sich nach meinem Marsch zu erkundigen, und mir nach Maasgabe der Localitäten alle mögliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen; eine halbe Stunde später ein Courier des General Stankiewicz von Slonim nach Grodno, mit einem Rapport über das Gefecht, das er mit Brzeżański bei Dzięciol gehabt. In demselben schrieb er,

dass er 3 Bataillone Infanterie, mehr als 2 Kanonen und, das einzige was wahr, 3 Eskadrons regulairer Cavallerie in mancherlei Uniform gesehen gehabt hätte. Aufrichtig muss ich sagen, es waren nicht mehr als 47 M. Infanterie zu Pferd und vielleicht einige Freischützen von Broński und eine Kanone. In einer mit derselben Feder, welche den Namen unterzeichnet, geschriebnen Nachschrift, sagte er: „Eben in dem Augenblick habe ich die Nachricht bekommen, dass Gen. Savoiny den Niemen passirt und dem Dembinski nachfolgt. Ich rücke also mit meiner ganzen Stärke nach Selwa, um ihm da den Weg abzuschneiden.“ Der Rapport machte mir grosse Freude. Selwa lag 3 Meilen hinter mir. Dort konnte er, nach der Entfernung berechnet, erst den andern Tag früh 10 Uhr ankommen; also 6 Meilen weit von mir entfernt sein, und dadurch noch den Marsch der Colonne von Savoiny erschweren, mit der er dort auf einen wahren „Haufen“ zusammenstossen musste. Ausserdem nahm ich auch einen Offizier, der von Petersburg über Grodno zu dem Husarendepot in Slonim sich begab, gefangen.

Den 27ten zog ich über Porosow, wo ich den Mittag zubrachte, gegen die Wälder von Bialowieża. Bei Porosow fing man eine Husarenpatrouille, die von Bialowieża oder den anliegenden Posten geschickt war. Die Waldungen von Bialowieża waren überall von Cavallerieposten umringt, um den Insurgenten das Eindringen in dieselben zu wehren. Deswegen schlug ich den Weg über Swislocz nicht ein, weil auch schon

da ein Posten stand, der die Nachricht von meiner Ankunft an Bohlen hätte bringen können; sondern ich ging von Porosow auf die Nacht in den Theil der Waldungen, der schon fast gar nicht mehr bewohnt ist, und brachte die Nacht vom 27ten bis 28ten im Freien zu.

Den 28ten, um 1 Uhr in der Nacht schickte ich ein Bataillon, 2 Eskadrons und meine Sappeurs mit 2 Kanonen unter Anführung des Oberstlieutnants Dziewanowski ab, um die Brücken bei Rudnia auf dem Narewkafluss und in der Stadt Narewka auf dem Narewkafluss zu besetzen; um mir dadurch den Ausgang aus den Wäldern frei zu machen. Das Corps selbst brach erst beim hellen Tage auf und ich benutzte den Ort, um wiederum mein Corps so viel wie möglich leicht zu machen. Durch den eiligen Marsch und die vielen Beschäftigungen, die mir der Feind immer gab, hatten sich manche Unordnungen eingeschlichen. Ich wusste, dass noch einige gefährliche Märsche, wenn ich das Rosen'sche Corps vorübergehen musste, und auch Bohlen zu vermeiden oder zu schlagen hatte, zurückzulegen waren. Ich liess daher Sierakowski mit dem Corps marschiren; ich selbst stellte mich mit einigen Offizieren und Gensdarmen so, dass alles bei mir vorüber defiliren musste. Schon früher hatte ich durch einen Tagsbefehl jedem Offizier mehr Pferde, als ihm das Kriegsreglement erlaubte, zu halten verboten. Hier wachte ich streng über den Befehl. Alle Pferde, die überflüssig waren, wurden in Beschlag genommen und entweder dem 13ten

Regiment, das unter dem unermüdeten Major Janowicz immer die Arrieregarde bildete und sehr erschöpft war, oder der reitenden Infanterie zugetheilt. Auch die unnöthigen Fuhren wurden verbrannt; die Kanonenkugeln und Granaten, die auf dem sandigen Boden die Wagen zu schwer belasteten, wurden in den Sümpfen zerstreut. Die Infanterie bekam an diesem Tage 36 Pferde, meistens für die Bataillone, die sie als Unterstützung für die ermüdeten Leute brauchten.

Nach dem mühsamen Ordnen ritt ich dem Corps nach, und bekam von Sierakowski den Rapport, Oberstlieutnant Dziewanowski hätte den Befehl nicht gut verstanden und, statt die Brücke in der Stadt Narewka zu besetzen, zwei Brücken auf dem Flusse Narewka occupirt, weil ich nicht wusste, dass auf diesem Flusse zwei Brücken, von einander einige Werst entfernt, sich befanden, und der Offizier auf diese Weise seinen Auftrag ausgeführt zu haben glaubte. Oberst Sierakowski ward gleich den Fehler gewahr, schickte daher den Dziewanowski sogleich weiter vor, und begab sich mit einer Abtheilung weiter von Rudnia vor, um im Fall der Noth den Oberstlieutnant Dziewanowski unterstützen und baldige Nachricht von Narewka bekommen zu können. Ich liess das Corps die Brücken auf dem Narewkafluss passiren, die Brücken mit Stroh umwinden, besetzte die letzte Brücke mit dem 26ten Regiment und dem 13ten Ublanenregiment unter Janowicz, und liess die übrigen Truppen und die Artillerie auch über die zweite

Brücke setzen. In dem Ort gehet eine Strasse links gegen Bialowieża, ein Dorf, das die Russen verschanzt hatten und das 2 Meilen von mir entfernt lag. Hier sind die Waldungen so sumpfig, dass man sich durchaus auf den Hauptstrassen halten muss. — So erwartete ich den Rapport von Narewka, da ich doch den Ort nicht eher verlassen konnte, bis ich nicht sicher war, dass das Debouché von Narewka offen sei. Ich war entschlossen, im Fall der Widerstand auf diesem Punkte zu gross war, mich gegen Szereszew zu werfen. Bald aber bekam ich von Sierakowski die Nachricht, dass die Einwohner aussagten, der Feind hätte einen Damm in einem sumpfigen Walde stark mit Infanterie besetzt, dass er aber nicht wisse, ob die Nachricht gegründet sei, es mir aber melde, dass ich meine Maasregeln danach nähme.

Diesen Rapport bekam ich in einem Augenblicke, welcher der schwerste und schmerzhafteste auf der ganzen Expedition war. Denn der Capitain Lempicki, von dem ich zu sagen vergessen habe, dass er mit dem Nowogrodeker Aufstande in Dzięciol wieder zu mir gekommen war; und den ich wegen Brandschatzung und Plünderung, da er einige Pferde als eigne gebracht, öffentlich und wiederholentlich stark ausgezankt hatte; — benutzte jetzt diesen schweren Augenblick, wo das ganze Corps in Erwartung und Spannung sich befand. Er versuchte es gegen mich aufzuregen, und mich bei den Truppen in Verdacht zu bringen, als ob ich das Corps verkauft und es in eine Lage gebracht

hätte, dass es das Gewehr strecken müsse. Er war ein junger Mensch, dem die Gabe der Rede zu Gebote stand. Die jungen Leute glaubten ihm einigermassen, und, ehe ich es erfuhr, waren schon die Gemüther in der grössten Aufregung. Nachdem er schon das Corps selbst in Bewegung gebracht hatte, ritt er zu der Arrieregarde, um auch diese zu bearbeiten. Der Major Janowicz aber verhaftete ihn; Oberst Radyszewski, um sein Zutrauen zu mir zu zeigen, gab sogar in dem Augenblick den Befehl, die Brücke nach meiner Instruktion in Brand zu stecken. Da ich aber denselben Augenblick erfahren hatte, was beim Corps vorging, und die Nachricht von Sierakowski mich so stark über den Ausgang über die Narewka in Besorgniss setzte, so schickte ich den Befehl, das Anzünden der Brücke aufzuschieben, obwol ich nicht den Weg zurück, nur, wie gesagt, den nach Szereszew einschlagen wollte. Ich that es aber, um die Gemüther zu beruhigen. Eben sass ich bei der Hauptstrasse im Schatten eines Baumes, als ich die Nachricht erfuhr, und da ritt schon ein Lieutenant vom 3ten Uhlanenregiment mit einer Patrouille von 15 Uhlanen vorüber. Da ich diesen fragte, wo er hin wollte, antwortete er, er wäre nach Narewka geschickt, um sich zu überzeugen, was dorten vorginge. Ich sagte ihm, es wäre das meine Sorge, und es wären schon einige Eskadrons nebst Infanterie und Artillerie dorthin beordert. Da erwiederte er: „Herr General, erlauben Sie; ich muss hin.“ Das liess ich aber nicht zu, liess ihn wie sein Detache-

ment vom Pferde absteigen und die Pferde füttern; ritt dann an meinem Corps vorbei, wo aber Alles mich finster empfing. Ja, ein Unglück unsrer Nation ist das Misstrauen, das sich ihrer so leicht bemächtigt! Wer lange unglücklich war, und das immer durch Täuschungen, wie wir es von den uns beherrschenden Regierungen erfahren haben, der glaubt gar leicht jeden Verdacht. Jedoch hätte ich wol von demselben frei bleiben sollen. Hatte ich doch einen Weg von schon mehr wie 120 Meilen mit so grossen Gefahren zurückgelegt, und mich so oft persönlich dem Tode Preis gegeben; hatten sie mich selbst doch so oft, mich dem Feuer nicht so sehr auszusetzen, gebeten! Und doch konnte alles das mich gegen den schmachvollen Argwohn nicht schützen! Nur meine Kaltblütigkeit und Standhaftigkeit hielten hier alles in Ordnung. Dem Obersten Sierakowski, den man zum Mitverräther gemacht, und von dem man schon verbreitet hatte, er habe sich dem Feinde mit seinem Commando bereits ausgeliefert, schickte ich den Befehl, wenn sich der Feind auf dem Damme, wie er mir gemeldet, wirklich befände, ihn durchaus mit Kartätschenschüssen zu vertreiben; meldete ihm aber nichts von dem, was beim Corps vorgegangen war, um ihn nicht einzuschüchtern. Da kamen einige Stabsoffiziere zu mir, ganz betrübt, ja mit Thränen in den Augen, und, obwol sie mir erklärten, dass sie Lempicki's Reden gar nicht glaubten, so war ihre Verzweiflung doch zu sichtbar. Ja einer von denen, welchen ich am meisten traute, sagte

mir mit weinender Verzweiflung: „Herr General, sollte das wahr sein, so dürfte man Niemand mehr glauben, und das Leben wäre eine Last!“ Mit Ernst erwiederte ich ihm: „ich wundere mich über das Gefühl, das Sie hier offenbaren; denken Sie nur daran, ihren Dienst doppelt thätig zu besorgen“, worauf ich ihm sogleich sehr ausführliche Detail-Instruktionen gab. Alles blieb in der Ordnung, ja auch der Enthusiasmus verdoppelte sich. Alle Offiziere gaben ihr seidnes Unterfutter zu Kanonencartouchen her, und in einigen Stunden machte man mit ihrer Hülfe 80 Cartouchen. Meine Lage aber und mein Herzgefühl waren drangvoll.

Da, in dem Augenblicke der höchsten Spannung sprengte ein Reiter in grösstem Galopp auf mich zu, und brachte einen Zettel an mich vom Major der Posenen Eskadron Przeciszewski, in welchem die Nachricht, der Polnische Oberst Rożycki debouchire über Narewka gegen mich zu! Mein Erstes, was ich that, war mich auf die Knie zu werfen, und zu Gott mit Thränen der Dankbarkeit zu beten. Die Nachricht verbreitete sich bald unter den Truppen, und bald erschien auch mein Adjutant Stadnicki, der, statt mir zu folgen, bei Ostrolenka mit meinem Feldgepäck zurückgeblieben war, und jetzt Rożycki's Expedition benutzend, seinen Fehler wieder gut zu machen gesucht hatte. Ich liess nun sogleich die Brücken anzünden, und, da die Truppen gut ausgeruht hatten und durch die gute Nachricht

erfrischt waren, marschirte ich rasch auf Rożycki zu. *)

Kaum hatte ich eine halbe Meile zurückgelegt, als mir 2 Adjutanten von Rożycki begegneten, einer, Herr Plater, mit der Aufforderung, ich solle ihm sobald wie möglich zu Hülfe kommen, weil ihm ein Russisches Corps über die Narewka folge, und dass er dort die Brücke zerstört hätte. Ich ritt mit meinen Adjutanten in grösster Eile gegen Rożycki zu, dessen Corps mich mit lautem Jubel empfing. Wir ritten weiter gegen Narewka, welche Stadt nun Dziewanowski schon besetzt hatte, und wo ich gleich die Brücke wieder herstellen liess, obwol sie hier unnöthig war, da man den Fluss durch eine Furth passiren konnte. Feindliche Vorposten standen den meinigen überall gegenüber. Auch bemerkte man Bewegungen, die alle vom linken auf meinen rechten Flügel gerichtet waren. In Narewka brachten wir die Nacht zu. Da das Corps erst um 10 Uhr Abends anlangte; so konnte es erst um 8 Uhr am andern Tage sich in Marsch setzen. Ich benachrichtigte den Oberst Rożycki von der Stärke des Corps, welches mir nachfolgte, und da Stankiewicz sich bereits mit ihm vereinigt, betrug es bestimmt wenigstens 10,000 Mann. Ich stelite es ihm also frei, ob er seine Expedition weiter fortsetzen oder mit mir zurückkehren wolle, rieth ihm aber zu dem Letztern; und er folgte meinem

*) Lempicki wollte ich erschiessen lassen; er stellte sich aber wahnsinnig.

Rath. Er erzählte mir, den vorigen Tag habe er ein Gefecht gehabt, in dem, obwol er nicht geschlagen worden wäre, er ersehen habe, dass der Feind Uebermacht hätte. Sein Corps bestand aus 800 Mann; war aber seltsam zusammengesetzt. Es war, so zu sagen, eine Colonie, die man abgeschickt hatte, um den Aufstand zu organisiren. Es waren eine Eskadron blos aus Offizieren, 150 an der Zahl; eine Eskadron Volhynier, sehr ordentlich angeführt; etliche Tartaren unter Anführung eines Stabsoffiziers; eine Compagnie Infanterie, auch von Offizieren mit Carabinern, eine von Unteroffizieren als Instruktoren, und das Bataillon der Freischützen des Oberstlieutnants Michael Kuszel, nebst 2 Dreipfündern. —

Das Bohlen'sche Corps sollte nicht mehr wie 2000 Mann betragen; und ich war sehr zufrieden, dass dieses die Richtung rechts gegen Grodno nahm, da ich diesen Ort mehr fürchtete, wie Brześć Litewski: denn nach allen Rapporten sollten dort 8000 M. feindliche Truppen, wie mir scheint, das Corps von Knorring, stehen. Mit Vergnügen sah ich, dass diese zusammenstiessen, da für mein Corps nichts gefährlicher war, als von zwei Seiten angegriffen zu werden. Die Reiterei Rożycki's bildete die Avantgarde; ihr folgte gleich das Bataillon Kuszel wegen oft anzutreffender Waldungen. Dasselbe hatte schon mehrmals in Polen unter meinem Commando immer mit Vortheil gefochten, und ich hatte daher grosses Zutrauen bei demselben mir erworben. — Kaum hatten wir eine halbe Meile zurückgelegt,

so machte die ganze Colonne Halt. Ich ritt an die Spitze, um den Grund zu erfahren. Man sagte mir, dass der Feind das Dorf auf einige Kanonenschüsse von dem Walde, in welchem wir uns befanden, besetzt halte. Ich liess die Colonne im Trabe debouchiren, sie gleich in Eskadrons formiren, und so gegen das Dorf langsam vorrücken. Ich selbst nahm 10 tüchtige Reiter und sprengte gegen das Dorf, um den neuen Truppen, die ich jetzt bekommen hatte, zu zeigen, dass man doch dem Feind ganz nah in die Augen sehen müsse. Noch hatte ich aber das Dorf nicht erreicht, als es der Feind räumte; es waren zwei Husareneskadrons, die auch die Richtung auf meinen rechten Flügel zu nahmen. Gegen 10 Uhr liess ich ein wenig ausruhn, und bekam während dessen die Nachricht, der Feind sei um eine halbe Stunde von meinem rechten Flügel entfernt, und habe dort einige Kanonen, einige Eskadrons und einige tausend Mann Infanterie. Vielleicht hätte ich ihn hier mit Vortheil angreifen können; aber mein Corps war sehr ermüdet und der Weg schwierig, da der ausserordentlich fette Boden in dieser Gegend durch einen Regen, der von Morgen an gewährt, sehr angefeuchtet war; und der Feind, den ich als eine bewegliche Colonne vermuthen musste, leicht zum Marsch gebildet war, also auch durch Rückzug leicht die Schlacht vermeiden und mir gefährlichen Zeitverlust verursachen konnte. Auch sah ich ein, dass er jetzt seinen Fehler vielleicht verbessern und wiederum vom rechten gegen den linken Flügel manövriren wollte, da ich von Narewka

links gegen Orla unter fast einem rechten Winkel mich gewendet hatte, und dennoch ihn jetzt auf meiner rechten Flanke fand. Ich begnügte mich also, nur einen Vorposten von 10 Reitern in der Richtung gegen den Feind zu stellen, damit meine Colonne in der Flanke nicht ohne mein Wissen angegriffen werden konnte. Zugleich schickte ich einen Adjutanten, die Colonne von der Nähe des Feindes zu unterrichten, damit Alles in Ordnung und gedrängt marschire. Die Marschordnung war so eingerichtet, dass überall der Feind auf Artillerie, unterstützt von Infanterie, träfe und Janowicz mit der reitenden Infanterie, dem 26ten Regiment und seinem 13ten Uhlanenregiment, dem auch die Plocker Cavallerie auf eignes Bitten zugetheilt war, die Bagagen deckten; wobei ich mich auf Thätigkeit und Geschick des Janowicz und Radiszewski ganz verlassen konnte.

Als die Colonne ein Dorf erreichte, eine halbe Meile von dem Punkte, wo ich die obige Nachricht bekommen, erfuhr ich von den Landleuten, dass von Bialowieza, links von meiner Richtung, eine feindliche Colonne vorrücke, und dass sie nichts andres als die Besatzung von dem verschanzten Bialowieza wäre, da der Oberst, der dort commandire, den nämlichen Tag zum General Bohlen gerufen, in der grössten Eile und, wie es den Einwohnern schien, in grosser Verlegenheit zu seinem Commando zurückgekehrt sei, und angesagt habe, dass er bald wieder mit seinen Truppen hier ankommen werde. — Auf dem Wege, wo der Feind zu erwarten war, be-

fand sich ein Wald, bis unweit von dem Dorfe. Die letzten Häuser dahin liess ich daher durch 20 Schützen des Knäuel besetzen, und die Colonne rückte weiter bis nach Berezowo, wo ich zu Mittag mich aufhielt. Das grosse Dorf erlaubte die Truppen in Scheuern und Häusern unter zu bringen, da es immerwährend heftig regnete. — So marschirte ich, den Feind rechts und links habend, immer fort, und bald zeigten sich links vom Walde heraus feindliche Kosaken, ja auch bald darauf feindliche Infanterie. Da die 20 Schützen nicht genug waren, den Feind aufzuhalten, unterstützte ich sie noch mit einer Compagnie des 18ten Regiments, die den Feind wieder in den Wald zurückwarf. — Als der Regenguss aufhörte, rückte ich nach Orla, um mich dort der Brücke auf der Orlanka zu bemächtigen. Der Weg war äusserst schlüpfrig geworden, so dass es schon ganz dunkel war, bevor ich in Orla anlagte. Eine halbe Meile von der Stadt kam mir ein Bauer entgegen, der mir die Nachricht brachte, eine feindliche Colonne von etlichen tausend Mann sei eben dort angekommen. Nach der Richtung, von welcher sie hergekommen war, zu urtheilen, konnte es keine andre als die Bohlen'sche sein. Ich musste also vermuthen, dass er die Stadt Orla und die Brücke besetzen, mir den Rückzug erschweren und dem Savoiny oder Stankiewicz Zeit geben wolle, mich einzuholen. Obwol aber die Truppen müde waren, beschloss ich doch in der nämlichen Nacht noch Herr der Brücke zu werden, schickte eine Patrouille mit dem Sappeuroffizier voraus und

wartete mit der Cavallerie, bis die Infanterie, die noch zurück war, mir nachkam. Bald kehrte die Patrouille mit der Nachricht zurück, dass nicht nur die auf dem rechten Ufer liegende Stadt, sondern auch die Brücke gar nicht besetzt sei, und dass sie bis an das Lager des Feindes hinter der Stadt geritten, dort auf feindliche Cavallerie gestossen, wieder zurückgekommen und von dieser langsam verfolgt worden sei. Die Wache in der Stadt hätte der General den Juden überlassen! — So waren diese den Russen ergeben! Hätte ich diese Unbehutsamkeit wissen können, und wäre ich mit einigen Eskadrons plötzlich auf sie rasch zugeritten, so hätte ich das ganze Corps ohne Zweifel aus einander gejagt. —

Sobald die Infanterie angekommen war, betrat ich die Stadt, fand aber den Feind nicht mehr in seinem Lager; nur einige Marodeurs, die mir meldeten, es sei wirklich das Corps des General Bohlen gewesen. Ich logirte in dem nämlichen Hause und schlief in demselben Bett, das für ihn zubereitet gewesen war: sogar das warme Wasser zu seinem Thee diente zu dem meinigen. Was mich aber am meisten freute, war wiederum die falsche Richtung, die der Feind eingeschlagen, indem er sich nach Bielsk begeben hatte und ich nach Bocki gehen wollte. — Den andern Tag ruhte ich mit dem Corps bis 10 Uhr aus und begab mich dann nach Bocki, wo ich gegen 3 Uhr Nachmittags ankam. Hier wollte mich der Oberst Rożycki bereden, über Drohiczyn zu marschiren, und dort den Bug zu pas-

siren; wo er ebenfalls über denselben gegangen war. Ich aber war, wie der Oberst Sierakowski, der Meinung, Ciechanowiec sei allen andern Punkten vorzuziehen. Sierakowski zwar, weil er meinte, wir müssten länge des rechten Ufers des Bug bis gegen Sierock marschiren, ich aber, um unter der Bedeckung des Narewflusses über den Bug zu gehen. Auch gab ich den Befehl, um 4 Uhr Morgens solle Alles aufbrechen. Um 6 Uhr aber war die Eskadron der Offiziere noch gar nicht fertig. Ja, sie schien die Stadt gar nicht verlassen zu wollen. Schwer war es, sie aus den Häusern, in denen sie sich einquartirt hatten, heraus zu bringen. Von strenger Subordination war bei ihnen gar keine Rede. Schon einige mal hatte ich ihnen meine Unzufriedenheit zu erkennen geben müssen. Es half aber Alles nichts; ja, es ging so weit, dass ich ausrücken und Jasowicz den Befehl ertheilen musste, einige Pistolenschüsse in der Arrieregarde geben zu lassen, um einen Allarm zu erregen. Sie merkten es aber bald und blieben ruhig. Es war eine Brücke abzubrechen, und man musste deshalb auf sie warten. Wegen der Waffenehre durfte man doch eine solche Menge Offiziere nicht dem Feinde in die Hände fallen lassen. Als ich schon eine Strecke mit dem Corps zurückgelegt hatte, hörte ich plötzlich einige Kanonenschüsse in Bocki. Nun erst verliess die Offizierseskadron, von der ein Theil doch jetzt schon mit mir marschirte, die Stadt, und kaum hatte Jasowicz die Zeit, die Brücke abzubrechen, was er doch nicht ohne Verlust bewerkstelligen konnte, und einige

Mann von der Flocker Cavallerie wurden getödtet. Ich erzähle dies, um zu zeigen, wie die Insubordination grosse Fortschritte schon gemacht hatte. Diese Offiziere hatten diese Todten auf ihrem Gewissen. Die Schüsse waren mir um so unangenehmer, als der General Paniatin, welchen der Oberst Rożycki vor einigen Tagen gefangen genommen hatte, durchaus vermuthete, und es auch deutlich erklärt hatte, dass, obwol ich eine so grosse Strecke schon durchzogen, er mit Gewissheit bestimmen könne, dass ich nach Warschau nicht durchkommen würde. Dies hatte er vor einigen Tagen gesagt, und, als ich Bocki verliess, ohne dass man mich angriff, war er sehr erstaunt, und gestand selbst ein, dass, wenn heute noch oder morgen sich keine Kanonade hören liesse, es leicht möglich wäre, dass ich dennoch noch durchkäme. Da er den General Rosen eben verlassen hatte, als er in Gefangenschaft gerieth, so merkte ich hieraus, dass auch Rosen Anstalten gemacht hatte, um mich aufzufangen. Ich liess gleich meine ganze Cavallerie Halt machen, und stellte sie in Schlachtordnung in die Direktion gegen Bocki, und brachte auch in die Stellung 4 Geschütze.

An Janowicz schickte ich den Befehl, nicht länger sich in ein Gefecht einzulassen, sondern sich schleunigst zu mich anzuschliessen. Die feindlichen Truppen, die in Bocki ankamen, schienen mir, wie ich es nach dem Auge beurtheilte, von Brańsk zu kommen, einem Ort, der auf meiner rechten Flanke lag. In dem Augenblicke kam ein Landmann zu mir, und sagte,

dass über Brańsk 2 Kürassierregimenter mit Infanterie gegen Ciechanowiec in Anmarsch seien. Das konnte ich leicht glauben, da mir seit so langer Zeit immer von Cürassiren gesprochen worden war, die sich in Grodno befinden sollten. Ich schickte daher sogleich den Obersten Rożycki mit 6 Eskadrons und seinen 2 kleinen Geschützen und meinen Sappeurs zu Pferd, um durchaus Ciechanowiec zu besetzen, ja auch, falls der Feind den Ort angriffe, ihn zurückzuschlagen; ich würde ihm auf den Kanonendonner zu Hülfe kommen. Den Obersten Sierakowski liess ich immer weiter vorrücken, mit aller Bagage, und überliess dem Major Janowicz die ganze übrige Cavallerie, 2 Geschütze und meine Infanterie zu Pferd, da die Strasse, obwol nicht waldig, doch öftere Gebüsche hatte, und sie in letzterm zu besetzen war. Bei mir behielt ich nur eine Eskadron, damit ich mich dahin, wo es nöthig wäre, begeben könne. — Da begegnete ich einem Kundschafter, der mir sehr viel Dienste leistete, weil er die Gegend sehr genau kannte. Er erzählte mir, was ich schon öfters gehört hatte, wie der Kapitain Zaléwski in dieser Gegend sein Commando durch eigne Schuld, wenn nicht absichtlich, habe zersprengen lassen. Verschiedene Meinungen gaben verschiedene Ursachen von diesem Vorfall an. Man erzählte unter Andern, er sei gegen sein Detachement aufgebracht gewesen, und anderes Unglaubliche. Die wahre Ursache aber scheint mir jetzt der Wunsch, sich persönlich sobald wie möglich mit in Warschau einzufinden, gewesen zu sein. Damals konnte ich es

jedoch nicht begreifen; da ich ihm, obwol ich ihn immer bei Ausführung der erhaltenen Befehle ungehorsam befand, militärische Kenntnisse nicht absprechen will.

Gegen 5 Uhr Nachmittags langte ich, da ich auf dem halben Wege mit dem Corps Mitag gehalten, in Czechonowicz an. Dort wurde ich mit der Lage unserer Armee umständlich bekannt. Ich erfuhr, dass bis nach Prag gar nichts von unsern Truppen sich befinde, und dass das Corps des General Golowin sich meist bei Münk halte. Dies machte mich noch bedenklich, ob ich nicht noch im Angesicht von Worschau zu Grunde gerichtet werden könnte. Jedoch wollte ich das rechte Ufer des Bug entlang nicht verrücken, da ich doch voraussetzen musste, dass die feindlichen Truppen, die Giulgud bis auf das Preussische Gebiet verfolgt hatten, jetzt auf der Chaussee von Lomża sich befänden. Auch hätte ich niemals geglaubt, Marschall Paskiewicz wäre so unbesonnen gewesen, bei seinem Weichselübergange gar keine Communikation auf der Linie, die er durchzogen, mit seinem Lande zu unterhalten. Ich musste durchaus die Gegend mit feindlichen Truppen besetzt erwarten. Deswegen suchte ich gute Erkundigungen einzuziehen, wo ich den Bug am leichtesten passiren könnte. Die meisten Meinungen waren für Nur. Jedoch suchte ich bei den Landleuten mich zu erkundigen, ob es keine gute Furth zwischen Nur und der Mündung der Narew gäbe. Und da man mir sagte, es wären dort gute Furthen, so schickte ich um 11 Uhr in der Nacht den Obersten Bro-

zeichi mit den Pommer Eskadronen, die Furthen zu prüfen, und, wenn sie gut wären, gleich durch zu gehen und auf dem andern Ufer nach dem Feinde zu forschen, mich aber bestimmt um 2 Uhr früh zu benachrichtigen. Auf die nämliche Stunde erhielt das Corps den Befehl zum Marsch.

In Czechanowiec traf mich ein Unglück, wie ich es auf meinem ganzen Zuge nicht erlebt hatte. Der Ort war nämlich von einigen 30 oder 40 Kosacken besetzt gewesen, die zugleich beim Anrücken Rożycki's flohen. Einige Offiziere, begeistert von dem glücklichen Betreten des vaterländischen Bodens, jagten ihnen nach. Die Soldaten konnten sie auf ihren ermüdeten Pferden nicht einholen, und, da die Kosacken sich nur von 5 Reitern verfolgt sahen, kehrten sie um, tödteten 2 Offiziere, unter ihnen den Major Lenczkowski, einen wohlgesinnten Mann; die drei andern wurden verwundet. — In der Frühe, als eben die Truppen die Waffen zum Abmarsch ergriffen, kam der Rapport von Brzeziński, dass er die Furth gut befunden habe. Mit Erstaunen aber sah ich, dass Niemand vom Rożycki'schen Corps sich bei mir befand. Schon war es ihm nicht genehm gewesen, dass ich nach seinem Rath den Weg über Drohiczyn nicht eingeschlagen hatte. Doch konnte ich nicht begreifen, wie er ohne mein Vorwissen habe abmarschiren können. Die Vorposten sagen, er sei in der Nacht nach Nur abgezogen. Und doch hatte ich ihm berichtet, dass ich die Furth untersuchen liess. Es blieb mir also nichts andres übrig, als den Bug bei Mystkiery zu passiren, da ich auch durch

meine Bewegung sowol den Feind, der über Ciechanowiec ankommen konnte, hinter mir her zog, als der, der von Brzesć gegen Nur hätte marschiren können, mich berühren musste. Die Furth fand ich so gut, dass meine Kanonen, ohne dass ich sie abprotzen zu lassen brauchte, durchgingen; nur die Munition wurde ausgepackt und mit den Händen von der Infanterie herübergetragen. Meine Arrieregarde wurde aber doch vom Feinde erreicht, aber nur von Reiterei. Jedoch wurde im Gefechte dem Major Prozor das Pferd getödtet.

So langte ich in Stardin an. Dort ruhte ich einige Stunden aus. Da ich keine Gelegenheit haben werde, vom Manöver des General Rosen gegen mich zu sprechen, so muss ich hier erwähnen, was ich für Gefahren entgangen war. General Rosen war von meinem Marsche auf seine Richtung mehr wie acht Tage zuvor unterrichtet, und erwartete mich persönlich mit dem Chef seines Generalstabes, General Gastford, in Siemiatycze mit einer hinreichenden Macht. Und als er erfuhr, dass ich den Weg über Ciechanowiec genommen hatte, ging er auf diesen Punkt über Kosc und Malce los, wo er auch den 4sten August, den nämlichen Tag, als ich Ciechanowiec verlassen hatte, eintraf. Die Avantgarde des Savoiny, nur aus einem Uhlanenregiment, einem Bataillon und 4 Geschützen bestehend, kam bis nach Kosc, ganz nahe an Ciechanowiec; von Bielsk aber langte ein Cürassierregiment und 2000 M. Infanterie in Brańsk an, und blieben dort stehen, da die Letzten durch eine falsche Nachricht getäuscht wurden, dass bei Granna über den Bug

ein bedeutendes Corps auf das rechte Ufer übergesetzt wäre. Diese Nachricht erhielt ich durch einen Brief unterm 3ten August von der Gegend vom Bug und Narzec, von einem Kundschafter geschrieben. Hätte ich mich in Ciechanowiec nur einige Stunden länger aufgehalten, oder auch früher die wenigen Stunden unnöthig versäumt, ja, wäre es auch mit dem kleinen Vortheil, den Bohlen geschlagen zu haben, so würde ich hier gänzlich zu Grunde gegangen sein. Warum aber der General Rosen durchaus mich in Siemiatycze erwarten wollte, kann ich nicht begreifen. Zeit hatte er genug, um alle Vorbereitungen bequem treffen zu können, Kräfte in Uebermacht. Ich kann nur vermuthen, dass ich meinem Manöver, um das Corps des Bohlen immer auf meiner rechten Seite zu haben, und dadurch die Communikation zwischen ihm und dem Rosen zu unterbrechen, meine Rettung zu verdanken habe. Denn ich muss nachträglich noch erinnern, dass ich vor Orla einige Cosacken aufhob, die vom Bohlen'schen Corps die Richtung gegen Brzesc Litewski nahmen. — Auch später ging nach Warschau ein Russischer Offizier, ein geborner Pole vom Rosen'schen Corps, über. Dieser erzählte mir, General Rosen habe sich fast die Haare aus dem Kopfe gerissen, so sehr habe er sich geschämt, mich durchgelassen zu haben. Die Benennungen, die er sich selbst gab, will ich hier schonend verschweigen. Ich erwähne es nur, um zu zeigen, wie oft ich solchen fast unübersteiglichen Gefahren glücklich entgangen bin. Der Leser, besonders der mili-

tärische, erinnere sich, wenn er die Charte ansieht, an Szawle, wo mich auf der Strasse von Mitau ein feindliches Corps hätte aufheben sollen, da doch meine Arrieregarde, mit der es gefochten, ihm meine Richtung andeutete. Statt dessen marschirte Savoiny zwei Tage mir seitwärts entgegen, als wenn er mir den Platz räumen wollte. Dann erst folgte er mir eilig nach, treibt mich gegen Swięciany, wo Doktoroff mit ziemlich bedeutender Macht mich ganz aufzuhalten stand. Diesem entkommen, musste ich noch ein mal das übermächtige Savoyaische Corps so täuschen, dass ich nach der Ueberfahrt über die Wilia und auf dem längern Wege als Savoiny doch eher an dem Niemen gelange. Dann stosse ich erst in den sumpfigten und waldigen Gegenden auf Stankiewicz, weiter auf den Bohlen, und endlich auf den Rosen. Einen Fehler kann ein General wohl begehen, aber so viel Fehler von so vielen Generalen begangen, sind doch unverzeihlich. Der Neid sagte, dass ich Glück gehabt hätte. Ja, Glück und Gottes Hülfe ist immer nöthig, aber auch der Gedanke: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen!“ Ja, glücklich war ich, dass ich gesund genug blieb, den Kummer und die Mühseligkeiten zu überstehen; glücklich, dass mich mein fester Charakter in Kurszany nicht verliess; glücklich, dass ich entschlossen war, selbst im Dunkel unterzugehen, so dass die Welt meine gute Absicht nicht einmal erfahren hätte, weil ich fühlte, dass es das Wohl meines Vaterlandes so gebiete. — Unglücklich aber war ich jedoch, dass ich allen meinen Landsleuten den-

noch nicht allgemeines Zutrauen zu mir durch meinen Zug hatte einflössen, und, dass sie hätten vergessen können, dass sie höhern Militärgrades gewesen waren als ich, und die Kriegskünste deshalb besser zu verstehen glaubten. Der Plan, den ich nach Skrzynecki's Absetzung entwarf, war gross; und meiner heutigen Ueberzeugung nach, nicht nur ausführbar, sondern auch leicht nach dem verzweiflungsvollen Manöver des Feldmarschalls Paskiewicz. Der Stratege wird später nicht wissen, worüber er sich mehr wundern soll, ob über den Fehler des Paskiewicz, die Weichsel mit der ganzen Russischen Macht ohne Beibehaltung sicherer Verbindungslinien zu übergehen, oder über unsern Fehler, dass wir dies nicht benutzten. Auszuführen war mein Plan leicht; sich aber dazu zu entschliessen, dazu gehörte Hochsinn, und leider waren die Gemüther schon gesunken. Man sah den Feind nicht da, wo er war, und suchte ihn am eignen Heerde.

Zur Nacht, den 1ten August, kam ich nach Kossow und Stoczek, wo der Kapitain Woroniecki, der nach Sredniki geschickt war, 3 Offiziere und 13 Uhlanen aufhob. In Kossow holte mich der Oberst Rożycki erst ein. Meine Truppen aber hatten in Sterdin lange sich aufgehalten und waren erfrischt, die seinigen aber hatten dazu keine Zeit gehabt, kamen erschöpft nach Kossow, als ich den Ort bereits verlassen hatte, und mussten deshalb meine Arrieregarde bilden. — Das Marschiren mit den Truppen verstanden bei unsrer Armee wenige Generale. Die

Demoralisation des Gielgud'schen Corps muss man nur diesem Fehler zuschreiben. Kein General verstand die Kunst, Truppen müde zu machen, ohne vom Fleck zu kommen, besser als er. Und das ist doch das Einzige, was die Kriegsoperationen mit Erfolg fördern kann. —

Am 2ten brachte ich den Mittag in Jadow zu, und bekam dort die Nachricht, ja auch den Rapport von einem Adjutanten, den ich an den Generalissimus geschickt, dass der Feind Mińsk, Stanislawow und Okuniew besetzt habe. Dies bestimmte mich, mich rechts nach Radzimin zu begeben, um von da, im Fall die Nachricht sich bestätigte, mich nach Modlin zu werfen. In einem Dorfe zwischen Jadow und Radzimin brachte ich die Nacht zu. In Radzimin kam ich ganz früh, den 3ten, an und erst dort traf mich ein Emissar mit der Antwort Skrzynecki's. Der Landsturm organisirte sich überall, und die Nation schien sich aufs Neue zu erwecken. Warum benutzten die Partheimänner die so eifrigen Gesinnungen des Volkes, um ihnen eine falsche Richtung zu geben, und liessen dasselbe das eigne Blut vergiessen? —

Am 3ten August Mittags kam ich in das Dorf Marki, eine starke Meile von Praga entfernt. Da erschienen unerwartet in meinem Lager der Fürst Czartoryski, Präsident der Regierung, General Anton Ostrowski, Commandant der Nationalgarde, General Ruttié, Commandant von Warschau, General Dziekoński, Gouverneur von Praga, und mehre angesehene Landboten.

Da begann der Lohn meines guten Willens

Gegen 3 Uhr Nachmittags setzte sich meine Colonne nach Praga in Marsch. An dem Tage durchschauerten mich gar viele schöne Empfindungen; mehr wie 60,000 Leute von allen Ständen und beiden Geschlechts kamen mir weit entgegen. Der Jubel war allgemein. Die Danksagungen strömten mir von allen Seiten zu, da ich so vielen Müttern ihre Söhne, die sie schon verloren gegeben, wieder zuführte, und mich ihr thränender Zuruf empfing, und ihre lauten Stimmen mich begrüssten. — Nichts rührte aber mich so sehr, wie der Dank meines eignen Corps. Als ich an der Colonne in Marschordnung vorbeiritt, grüsste mich jeder Soldat und Offizier mit thränendem Auge und herzlichem Freuden- und Ehrfurchtruf. Das war meine schönste Stunde. Sie waren die besten Zeugen meiner Benehmens gewesen. — Ja, auch ein andres angenehmes Gefühl wartete meiner in den Grüssen meiner Freunde in Warschau, die mich und mein Privatleben gekannt. Ein jeder von ihnen drückte mir die Hand, sagte mir voll Stolz: „wir haben Alle versichert, dass Sie das ausführen würden, was Sie vollbracht haben.“ Desto schmerzlicher ist mir heute die Erinnerung daran, als mir jetzt ein jeder von meinen alten Bekannten den schmeichelhaften, aber auch vorwurfsvollen, Gruss gab: „Wie hat die Sache untergehen können, da Sie zugegen waren? Wo blieb Ihre sonst so bekannte Energie?“ — Ein Vorwurf, der mich immer verfolgen wird, dass ich stark war dem Feinde, nicht aber meinen Mitbürgern gegenüber. —

Nachschrift des Herausgebers.

Bei dem letzten Satze umstehender Seite war der General, von Erinnerungen an den Moment seines Einzuges in Warschau, an seine Waffengefährten, an die schmerzlichen letzten Augenblicke des freien Vaterlandes, dessen Sturz er bei mehr Entschlossenheit aufrecht gehalten zu haben sicher überzeugt war, — überwältigt, und nicht im Stande, weiter fortzufahren. Ueberhaupt verliess ihn seit der Erzählung jenes Zusammentreffens mit Rożycki in dem Augenblick einer bevorstehenden Revolte seines Corps, die an die Leidensscene des Columbus vor der Ankunft in die neue Welt erinnert — eine besondre Rührung nicht; hatte der starke, kräftige Mann doch bei derselben bei Seite treten und weinen müssen. — „Von unsren Belohnungen," sagte er dann, „mag ich selbst nicht sprechen; erzählen Sie weiter, was Sie ja davon schon wissen." So ungern der Herausgeber daher dem so überaus einfachen und männlichen Tone der Erzählung seine Art und Weise zufügt, so glaubt er doch, den Leser, der den Helden und seine Schaar durch die Reihe von Widerwärtigkeiten

und Gefahren verfolgt hat, auch einen Blick in die schönen Tage thun lassen zu müssen, die ihnen nach Erreichung ihres grossen Zieles wurden. — Am folgenden Tage, nach der Ankunft von Praga, hielten sie ihren Einzug über die Brücke in Warschau. Ein unermesslicher Jubel erscholl ihnen entgegen; Alles streckte die Hände aus nach dem, der die Ehre der Polnischen Waffen, die Gielgud und Chlapowski befleckt, gerettet; und streuten ihm Blumen und Kränze in Fülle. Mit inniger Rührung sah man die erschöpften Krieger, sah man die wundersame Infanterie zu Pferd, sah man die mannigfaltigen Anzüge und Waffen der Litthauischen Insurgenten, etwa 2000 an der Zahl, die, ihr Alles zurücklassend, so weit her zu ihren Brüdern in Warschau zum Kampf für das Vaterland herbeieilten.

Angekommen auf dem Sächsischen Platze traten die Mitglieder der Regierung ihnen entgegen, und Vincent Niemojowski sagte die einfachen Worte: „Wir begrüssen Euch, wie einst Roms Senat die heimkehrenden Krieger von Cannä!“ — Worauf gerührt der General Dembiński prophetisch erwiederte: „Ein Volk, das denen, die ihre Pflicht für das Vaterland thaten, so lohnt — kann nimmermehr untergehen!“ Darauf verfügten sich die Truppen und eine Masse Volks in die Kirche, Gott für die glückliche Heimkehr zu danken; — und der bekannte Abbé Pulawski, Vicepräsident des patriotischen Vereins, hielt eine Bewillkommnungsrede, die noch jetzt alle Anwesende, selbst seine erbittertsten Feinde, als ein Muster ergreifender, patriotischer Beredsam-

keit, die diesem Manne überhaupt beiwohnte, preisen. — Nur den General Dembiński berührte schmerzlich, dass er in derselben die ungeheure gereizte Stimmung gegen den Generalissimus Skrzynecki erkannte. Denn, so oft Pulawski ihn als einen Helden pries, so oft warf er Winke auf den Generalissimus, seine Unthätigkeit, Unentschlossenheit, — vielleicht gar seine laue Gesinnung hin. — Die Rede machte daher auf Dembiński den übelsten Eindruck, und bewog ihn vielleicht mit, seine Popularität durch zu eifriges Unterstützen eines damals allen Vertrauens fast schon baaren Feldherrn, und durch zu grossen Hass gegen die Glieder der demagogischen Parthei zu gefährden, eine Popularität, die er nach wenigen Tagen dadurch verlor! —

Der Reichstag aber vorzüglich glaubte sich berufen, die Dankbarkeit des Vaterlandes aussprechen zu müssen. Was noch keinem Polen geschehen war, widerfuhr dem General Dembiński und seinem Corps. In feierlicher Versammlung fassten beide Kammern noch an demselben Tage, den 31en August, folgenden Beschluss:

Artikel 1. Der Brigadegeneral Heinrich Dembiński, die Offiziere und Soldaten seines Corps, so wie die Führer und Soldaten des Litthauischen Aufstandes

haben sich um das Vaterland verdient gemacht.

Artikel 2. Es wird die Liste der Namen aller derselben im Archive des Reichstags nie-

dergelegt, und jedem ein Exemplar des gedruckten Gesetzes ausgehändigt.

Artikel 3. Die Sekretaire des Senats und der Landbotenkammer sind angewiesen, dem General Dembiński und den Offizieren und Soldaten seines Corps diesen Beschluss des Reichstags bekannt zu machen.

Gegeben Warschau d. 5ten August 1831.

Marschall der Landbotenkammer:	Präsident des Senats:
Wladyslaw Ostrowski.	Wodzicki.
Sekretair:	Sekretair:
Wal. Zwierkowski.	Wężyk.

Auf den Ausfertigungen war das Wappen der Nation, Reiter und Adler über der Constitution; darauf folgte der Name desjenigen, dem das Exemplar ausgehändigt wurde; — wie: dem NN., gehörig zum Corps des Generals Dembiński, für den Feldzug in Litthauen, nach Artikel II. des Gesetzes vom 5ten August die Sekretaire des Senats und der Landbotenkammer, — worauf das Gesetz selbst folgte. —

Die Regierung ernannte den General Dembiński zum Divisionsgeneral, und der Generalissimus, wahrscheinlich von seiner grossen Energie viel hoffend, zum Gouverneur der damals, 10 Tage vor der Nacht des 15ten, bereits äusserst aufgeregten Hauptstadt; — ein, bei dem heftigen Temperamente Dembiński's unheilvoller Missgriff.

Den Eindruck, den die Rückkehr des Corps auf die Nation aber machte, ersieht man am Besten aus dem Bericht des Landboten Godebski vom 10ten August über die Absetzung Skrzynecki's an dem merkwürdigen Tage der Commissionsuntersuchung in Bolimów. — Nach einem ergreifenden Gemählde der Niedergeschlagenheit, des Mistrauens, der Besorgnisse der Nation, die seit der Schlacht von Ostrolenka täglich gestiegen, fährt er also fort:

„Es wuchs dieses Uebel durch die ausgestreuten Gerüchte von beabsichtigten Verschwörungen im Innern des Landes und der Hauptstadt selbst; es wuchs durch eine erfolglose Unternehmung gegen Rüdiger. Durch die Verzögerung, welche man bei der Verurtheilung der vor Gericht Gestellten zu finden glaubte, durch die Entfernung der geübterén Krieger, welche mehr in der persönlichen Reizbarkeit als in dem Gefühle der Gerechtigkeit ihre Quelle zu haben schien, durch die unbedachtsame Ertheilung von Graden und Ehrenzeichen; und mehr als Alles durch das schädliche Hin- und Hermarschiren des Heeres. Um noch das Maas des Unglücks voll zu machen, bestätigten sich die Schrecken verbreitenden Nachrichten, dass unser Corps in Preussen die Waffen gestreckt habe, dass die Unternehmung in Litthauen in ein Nichts zerfiel. Verschleudert sind die Früchte des Patriotismus dieser Provinz, das Blut ihrer Einwohner floss vergeblich. — Die Rückkehr Dembiński's führte für einen Augenblick Verges-

seenheit der öffentlichen Niederlage herbei, entfaltete für einen Augenblick die Stirn. Man bewillkommnete die Litthauischen Brüder mit Thränen im Auge, mit Verzweiflung im Herzen; es war das in der That die Bewillkommnung der Krieger von Cannä!"

Die Reichstagskommission ernannte Dembiński, — so gross war noch damals seine Popularität — zum Stellvertreter des Generalissimus. Er hätte Alles vermocht. Wie es gekommen ist, dass die Freunde des Generals ihm die, von ihm selbst am Schluss seiner Memoiren erwähnten, Vorwürfe machten: „Wie konnte eine Sache fallen, da Er da war?" dafür müssen wir unsre Leser auf unser grösseres Werk verweisen, das diesen Memoiren in einigen Wochen nachfolgt, und zu denen uns eben so werthvolle Materialien, wie diese Memoiren, von fast allen Notabilitäten der Revolution und der Kriegsbegebenheiten und eine Menge Dokumente zu Gebote stehen. —

Das Schicksal hat übrigens nicht gewollt, da es 4 Wochen nach dem Einzuge Dembiński's Warschau in die Hände der Russen lieferte, dass der General das Andenken erhielt, welches sein Corps ihm bestimmte, und zu dem der geringste Soldat beisteuerte. Den ihm bestimmten kostbaren Säbel fand Paskiewicz noch bei dem Goldschmidt, und sandte ihn als eine Trophäe nach Petersburg. Er trug, die dem General selbst

erst nach dem Sturz des Landes in Krakau bekannt gewordne, Inschrift:

„So lange dieser Säbel in deinen Händen ist, General, sind der weiße Adler wie der Litthauische Reiter geborgen!"

Gesammelte Blätter

von

K. G. Spazier.

Erstes Bändchen.

Hildburghausen 1833.
Verlag von C. F. H. Knopf.

Vorwort.

Indem ich dem Publikum hiemit eine Reihe von Arbeiten noch einmal übergebe, die bereits vor mehreren Jahren in verschiedenen Zeitschriften gedruckt erschienen, bediene ich mich eines Rechts, das unzählige Beispiele bereits zum Vortheil der Schriftsteller zu einem überall anerkannten Gewohnheitsrechte gemacht haben. Dasselbe ist freilich vorzüglich zu Gunsten des Schriftstellers eingeführt; indeß ist es eine nothwendige Folge von der Art und Weise, in welcher in den meisten Fällen heut zu Tage ein junger Mann in die literarische Welt zu treten gezwungen ist. Die Zeitschriften sind die erste Arena, in die man ihn zuläßt, aber, Himmel! in wie viel Bruchstücke muß er sich zertheilen lassen,

um zu einer von den vielen Schüſſeln ſeine Beiträge zu liefern, welche täglich der Leſewelt vorgeſetzt werden, und obendrein ſervirt man dieſelben an gar vielen abgeſonderten Tiſchen, zu welchen ſich wieder beſondere Kreiſe von Gäſten ſetzen; bald trägt man ſeine zerſtückten Glieder im Süden, bald im Norden, bald im Oſten, bald im Weſten unſers Vaterlandes auf, und ſelten findet es ſich, daß ein Gaſt ihn an mehreren Tafeln zugleich kennen lernt. Was Wunder alſo, daß er ſo gern ſpäter, zumal wenn es ihm gelungen iſt, die Aufmerkſamkeit der literariſchen Welt als ganzer zuſammenhängender Menſchen auf ſich zu ziehen, die früher zerſtreuten Glieder zuſammenlieſt, um den Leuten zu zeigen, daß er auch früher ſchon Arme und Beine, und vielleicht auch Kopf und Herz, am rechten Flecke gehabt habe?

Dem Verfaſſer iſt es in dieſer Beziehung beſonders übel ergangen. Er hat geraume Zeit für das Publikum in drei verſchiedenen Geſtalten exiſtirt; die Einen kannten ihn nur als den Neffen Jean Paul's, die Andern als den muſikaliſchen, und die Dritten nur als den politiſchen und hiſtoriſchen Schriftſteller. Beſonders die Gegner des letztern mochten von den beiden erſten nichts wiſſen, und Herr von Schenk in Bayern, der Dichter und Aeſthetiker, ließ dreiſt verkünden: der Mann mache politiſche Journalaufſätze, weil er etwas anderes

nicht machen könne und nichts gelernt habe. Man iſt freilich in Bayern in literariſcher Hinſicht oft ziemlich naiv.

Doch darum verliert unter dieſen Umſtänden durch die Sammlung hie und da gedruckt geweſener Arbeiten auch nur der ſehr kleine Theil des Publikums, der ſie alle ſchon geleſen. Die Meiſten finden ein oder das andere Neue, was ſie unterhalten mag; Manche gewannen wohl dies und jenes lieb und ſind gern zufrieden, es entweder zu beſitzen, oder doch im Zuſammenhang wieder zu leſen. So weiß unter andern der Verfaſſer, daß ihm ſeine muſikaliſchen Arbeiten manchen Freund und manche Zuſtimmung erwarben; er verhehlt auch nicht, daß er für ſie eine beſondere Vorliebe hege, ſo wie, daß er gern darüber ein Urtheil vernähme, und daß er beſonders froh geweſen ſey, einige Erzählungen geſchrieben zu haben, damit dieſelben, beim größern Publikum dem Büchlein eher Eingang verſchaffend, jene unter ihrem Schutz den gebildeten Muſikfreunden mit zutrügen. Neugierig wäre er endlich wohl auch, zu vernehmen, ob er, den man bisher meiſt ernſt geſehen, in den „Taſchenbüchern auf 1828“ auch einen vernünftigen Spaß zu machen verſtanden habe.

Mit mehr Scheu habe ich freilich einiges Rhyth-

miſche angereiht; dergleichen iſt heut zu Tage immer unverzeihlich. Doch tröſte ich mich damit, daß man es in den Kauf obenein erhält, beſonders aber, daß man den größten Polniſchen Dichter gelegentlich dabei etwas kennen lernt.

Die
Tuchherren von England.

Novelle.

Die Fuchsherren von England.

Novelle*).

I.

Es war ein rauher Octoberabend, an dem in der weiten Halle auf dem Schlosse von Shrewsbury die Gräfin und deren schöne Tochter Margaretha am hellleuchtenden Kaminfeuer saßen, an den Verzierungen eines Wehrgehänges arbeitend für den Grafen, der bereits vor mehrern Tagen an den Hof König Heinrichs, des dritten Sohnes des großen Eroberers, dessen erster und liebster Vasall er gewesen, sich nach London begeben hatte. Das Wetter draußen war so unfreundlich, daß der gegen die hohen gothischen, oben im Bogen spitz zulaufenden Fenster anstürmende Wind den ängstigen Arbeiterinnen oft einen Luftzug durch die, zu damaliger Zeit noch unvollkommenen Scheiben zuschickte, und nicht selten Margarethens faltenreich über den Sessel zur Erde fallendes Gewand bewegte. Das Gefühl der Einsamkeit mußte unter solchen Verhältnissen und Umgebungen die Frauen um so mehr drücken, als erst am Morgen die Nachricht

*) Zuerst im Morgenblatt, Märzheft 1829.

hieher gelangt war, wie der ältere Bruder des Königs, Herzog Robert von der Normandie, dem die Erbfolge nach dem Recht gebührte, von seinem Zuge nach dem heiligen Lande zurückgekehrt und bereits wirklich in Rouen angelangt sey.

Die Liebe zur Heimath hatte den ritterlichen Robert bewogen, die ihm angebotene Königskrone von Jerusalem auszuschlagen; im festen Glauben, er werde sie annehmen, hatte nach dem Tode des ältesten Bruders, William Rufus, Heinrich, der jüngste, den Thron in Besitz genommen und mochte freiwillig nicht zurücktreten. So stand daher, da König Ludwig von Frankreich sich rüstete, dem Herzog Robert zu dem Throne von England wieder zu verhelfen, ein heftiger Bruderkrieg bevor. Ja es ging sogar das Gerücht, der Herzog halte sich am englischen Hofe bereits seit geraumer Zeit unter fremden Namen auf, um sich von der Lage der Dinge in England selbst genau zu unterrichten, was in jenem leicht Glauben verdiente, als er von Kindheit in der Normandie, Heinrich aber in England erzogen, die Brüder sich daher früher nie gesehen hatten, und die lange Abwesenheit Roberts in Palästina ihn selbst den Wenigen, die ihn als Jüngling gekannt, entfremdet haben mußte.

Das unheimliche Gefühl, welches stets bei der ersten Kunde von dem Herannahen eines der Allgemeinheit wichtigen großen Ereignisses in den Einzelnen sich erzeugt, ward für die Gräfin und ihre Tochter noch durch einen besondern Umstand gesteigert, der vornehmlich Margarethens sonst so blühendem Gesicht „des Gedankens Blässe angekränkelt" hatte.

„Am Ende hatten wir aber ganz ohne Grund Margarethe," hub die Gräfin an und brach das schon seit Stunden auf beiden lastende trübe Schweigen; „es gentlich können grade wir ja uns über die dem Lande drohende Gefahr nur erfreuen. Warten des Königs doch nun ganz; andere Sorgen, da es um eine Krone zu kämpfen gilt, daß er darüber gewiß den Dir doch nur aus vorübergehender Laune erhaltenen unziemlichen Liebesantrag ganz und gar vergessen muß. Und, was die Hauptsache ist, er wird jetzt auf alle Weise den Vater schonen müssen, da dessen Benehmen in dieser gefährlichen Lage das so vieler andern mächtigen Vasallen bestimmen wird."

„Ach," fiel ihr Margarethe in das Wort, „Du hättest Recht, Mutter, wäre die Botschaft früher gekommen, ehe der Vater nach Lenden ging. Was kann aber in den langen acht Tagen nicht alles geschehen sein!"

Eben suchte die Mutter noch mühsam nach einigen Trostgründen für die ängstliche Tochter, da dieselbe Verstellung auch sie gepeinigt hatte, als plötzlich der alte Diener, der allein den Grafen nach Lenden begleitet, triefend vor Nässe, — denn der Regen goß draußen jetzt in Strömen herunter, — in die Halle stürzte, aber erbleichte nach Worten rang.

„Um Gottes Willen, wo ist der Graf, Euer Herr?" rief erschrocken die Gräfin.

„Entflohen — nach Frankreich, zum Herzog Robert nach Rouen" — lautete der Diener: „der König wüthet seit einige Tage," fuhr er, als er sich etwas mehr erholt, fort, „einige Tage nach unserer Ankunft in Lenden ließ der König uns beide in den Kerker werfen, weil wenn

Herr, ſo konnte ich aus ſeinen Aeuſſerungen vernehmen ihm ein ungebührliches Verlangen fortwährend geweigert: mich warf er mit hinein, damit Euch von Niemand Nachricht gebracht werden ſollte und auch ſonſt die Leute nichts erführen. Aber geſtern, als die Botſchaft von Frankreich kam, gelang es uns in der Verwirrung die Hüter zu täuſchen. Der Graf muſte in der höchſten Eile an die Küſte. Mich ſchickte er her, Euch vor des Königs Zorn zu ſichern. Er wird jetzt erbarmungslos gegen Euch verfahren. Sie ſind mir ſchon auf den Ferſen — Eure Habſeligkeiten —"

„O Gott, zu ſpät!" jammerte Margarethe am Fenſter laut auf. „Sie kommen, ſie ſind ſchon da!"

Hell erglänzten die Fenſter vom rothen Scheine unzähliger Fackeln, die von dem Schloßhofe in die dunkle Nacht leuchteten. Mit ſchrecklichem Getöſe ſtürzte das große Hofgatter, das die entſtehenen Wächter nicht augenblicklich geöffnet, ein; bald ſchallten die ehernen Tritte Reiſiger in der Vorhalle. Betend war die Gräfin in der Mitte des Gemachs auf die Kniee geſunken. Margarethe, die ſich mühſam an den Fenſterpfoſten aufrecht erhielt, lauſchte in Todesangſt der ſeltſam peinlichen Stille, die plötzlich eingetreten war. Bald darauf öffnete ſich geräuſchlos die Thüre und nun Ein hoher gewappneter Mann trat haſtig allein in die Halle. Nachdem der Ritter, zu ihrem Erſtaunen, die Thüre ernſthaft vor der draußen ſtehenden Schaar zugedrückt, eilte er auf die beiden Frauen zu und fragte haſtig, während er ehrerbietig den Helm vom Haupte nahm:

„Wo iſt Graf Shrewsbury? noch im Schloß?"

Verwundert sah Margarethe auf die herrliche Gestalt, in das kräftige, von der Sonne gebräunte männliche Gesicht, auf die goldbraunen Locken, die, sobald er den Helm abgenommen, bis auf die Schultern herabfielen, und während die in der Verwirrung ungepflegte, bald erlöschende Flamme nur noch ein halbes Licht auf die übrigen Gegenstände warf, glänzte ein heller Widerschein noch auf der gepanzerten Gestalt, und hob diese aus den düstern Umgebungen, eher wie einen himmlischen Schutzherren, als wie den Schergen eines Tyrannen heraus.

„Mein Herr ist nach Frankreich, der Rache des Königs entkommen," entgegnete auf seine Frage, mühsam sich aufrichtend, die Gräfin; „doch sein Weib und [illegible] sind liegen schutzlos vor seinem Zorne hier."

„So ist er mir zuvorgekommen!" fuhr der Ritter fort; „aber es freut mich doch, des Königs Auftrag übernommen zu haben, um mich einem so wackern Herrn, wenn auch auf andere Weise, zu verpflichten. Der König hat Euch Eurer Besitzungen beraubt, Gräfin Shrewsbury; der König will, Ihr sollt sogleich mit Eurer zarten Tochter allein das Schloß verlassen, damit Ihr, bittend im Lande umher irrend, das Zeichen seiner Ungnade um so schreckender Aufsehen zu Schau tragt."

„Heut! in dieser rauhen Nacht!" rief Margarethe nun ebenfalls neben die Mutter auf die Kniee hinsinkend, doch dabei vertrauungsvoll dem Ritter in die ernsten, mild strahlenden, blauen Augen blickend.

„Seid ruhig, Fräulein," erwiederte dieser, sich zu ritterlicher Galanterie zu ihr herabneigend und ihre Hand

erfassend; „des Königs ausdrücklicher Befehl muß zwar sogleich befolgt werden, weil seine andern Diener draußen darauf warten; aber ich kann Euch Zeit lassen, Euch mit Euern Kostbarkeiten zu versehen; mein Knappe soll Euch nach einem sichern Orte führen."

Ein Geräusch hinter ihnen schreckte die Frauen auf, mit einem Schrei sank Margarethe zu Boden; der Ritter fiel auf ein Knie nieder, das Haupt so tief wie möglich herabgebeugt. Der König stand hinter ihnen. Zu viel hatte diesem unter den plötzlich eingetretenen Umständen, die jede andere Regier in den Hintergrund gedrängt, daran gelegen, den glänzendsten Beweis davon zu geben, daß das sich bereits verbreitende Gerücht von der wahren Ursache der Flucht des Grafen Oberwehrn ungegründet sey; er wollte darum selbst bei der Vertreibung Margarethens aus ihrem Vaterhause zugegen seyn, und war bald seinen Abgesandten nachgeeilt. Durch den dunklen Schein der Flammen bekam seine kleine Gestalt, namentlich im Vergleich mit dem anwesenden Ritter, ein unheimliches Ansehen. Wiewohl er glücklicher Weise dessen Worte nicht vernommen hatte, kniffen sich doch die kleinen Augen fast ganz zusammen, als er zu dem Ritter scharf betrachtend sagte:

„Hätte ich doch kaum gedacht, Herr Ralf, daß Ihr meinen Auftrag in so gerichtlicher Stellung antreffen würdet; Eure Galanterie ist hier am unrechten Platze; nehmt Euch in Acht, daß ich nicht erfahre, ob der Eifer, mit dem Ihr Euch zur Vollziehung dieses Auftrags verdrängtet, mit verstehen in Begierung steht. Ihr werdet daher so lange in meiner Nähe bleiben, bis die Damen da allein ihren Weg anzutreten haben."

Ohne die grämlichen Frauen und eines Blicks zu würdigen, deutete er den Reihen an, hereinzutreten, gebot ihnen, sogleich seinen Willen hinsichtlich der Familie des „verräterischen" Grafen zu erfüllen, und schritt dann mit Herrn Ralf durch die Reihen der Gewappneten, bald dem einen, bald dem andern freundlich zusprechend, zur Halle hinaus. Sobald er den Rücken gewandt, stürzten die Krieger über die Frauen her und stießen die laut Jammernden, die nicht einmal ein schützendes Gewand mitnehmen durften, in die stürmische Nacht hinaus. Fürchterlich krachten hinter ihnen die Flügel des großen Thores, das zu der Inschrift des Schlosses führte und ihnen jedes Obdach vor dem in Strömen herabgießenden Regen verschloß. Lange noch klang ihnen wie grausamer Hohn das Gejauchze der rohen Gesellen, die mit dem Könige im Schlosse blieben, aus der großen Halle nach. deren Fenster von dem auf ihrem heimischen Kamine von fremden Händen neu angeschürten Feuer hell leuchteten. Nach stundenlangem Herumirren fanden sie auf dem Felde, dicht an der Straße, eine allein stehende Wachthütte und in ihr ein nämmerliches Strohlager. Erschöpft, durchnäßt, sanken sie hin; [illegible] während das Heer die Nacht durch [illegible]

2.

Am andern Morgen, eben als die Sonne über den Hügel stieg und die Zinnen des Schlosses und die Gipfel der hohen Bäume rötete, und die Vögel ihren

Stimmen noch trotz ihres Elendes ruhig in der dunkelnden Feldhütte schlummerten, ritt König Heinrich schon fortgesetzt mit seiner Schaar über die Trümmer auf der Straße nach Walet hin, da die Bewohner der Grenzmarken in jenem ewig unruhigen Lande sicherlich noch der Kunde von der Rückkehr des Herzogs die Zahne des Aufruhrs erhoben hatten; um so schneller, als jener Ritter, den er am gestrigen Abend zur Vernichtung der Familie des Grafen Schwetzner abgeschickt, ebenfalls während der Nacht aus dem Schlosse entflohen war. Hell glänzten die Waffen und Rüstungen im Sonnenschein; bald krachten und schäumten die Rosse der eiligen Reiter, als nach einigen Stunden den Zug ein unerwarteter Umstand plötzlich aufhielt.

An einer Furt, wo kein Vorüberkommen war, kam dem Könige eine große Menge mit Tuch beladener Wagen entgegen, die nach Lemberg fuhren, und da dieselben nicht aufhören, und immer wieder einer um die Ecke kam, da man glaubte, jeder werde der letzte sein, fragte der König verwundert, wem sie gehören.

„Dem Thomas von Nentina," antworteten die Landleute. Nach einiger Zeit fragte Heinrich wieder:

„Woher Tuch all dem sei?"

„Von allen Nentinai," antworteten sie wieder, und als er abermals an Verschiedene diese Frage wiederholte, erhielt er immer zur Antwort: „Von allen Nentinai." Da die Wagen sich auf mehrere Hunderte beliefen, so verging beinahe eine Stunde, ehe sie vorüber waren und er Raum gewinnen konnte, seine eilige Reise wieder fortzusetzen. Wohl regte sich oft der Zorn in dem Ungeduldigen, doch

unterdessen beschäftigen das Gemüth und andern Kind
thun. Als er einmal Musik machen sollte, be-
gonnte er wieder einem Leute Schaden, ehe[illegible]
Lust bekamen, und als er auch hier wieder angefahren
wurde, wenn sie aufhörten, schrie er einmal um Antwort:

„Dem Leutnant Gaus den Schatten, guten
Herr."

Und nachdem eine Weile verflossen, fragte er noch
einmal: „Wem gehört das Land?" und „Dem Grafen
von Falkenstein," riefen die Anderen. „Wem gehöre mir
denn viele solche Grafen's und Baronen's," rief da der
Knabe, als auch diese Namen wieder verklungen waren. Aber
je länger er seine Reise nach Süden fortsetzte, je mehr
und mehr solcher Wagen begegneten ihm. „Denn in die-
sen Kleinen Lande" (so hat alle Gesellschaft (Hamm- und
Reisling), nach welchem wir nun diesen Umstand berühren,
„wurde das Landwanderhandwerk in gar großem Schwunge
betrieben. Ja man konnte annehmen, daß die Hälfte der
armen Bettler daran litte und sich so wohl dabei be-
fand, daß es wenig oder gar keine Mühe sah, welche
dem Gemeinwesen zur Last fielen. Die armen Leute,
welche Post gewöhnlich nur für wenige Kreuzer kamen,
vermochten dieselben vermittelst ihrer Pferdchen so weit
zu bringen, daß sie im Laufe von wenigen Jahren
die Post hätte zu verlieren im Stande waren. Aber
verhindert waren Männer hiezu da, welche diese armen
Landstreicher im ganzen Lande herumsuchten und wieder,
unter ihnen vornehmlich Thomas von Nassau, Graven von
Falkenstein, Otto von Sternberg im Norden und Luther
von von Hattstein im Westen.

Da der König zum erstenmale so auffallend von der gro-
ßen Ausdehnung der Betriebsamkeit dieser Leute unterrichtet
wurde, bedachte er, was so mächtige Leute für Werth für
ihn haben könnten, wenn er sich dieselben verpflichtete. Er
sah klar, wie er sich hauptsächlich jetzt die Gunst der Ge-
meinen zu sichern habe, und daher an dem letzten Wagen
den Befehl, die reichen Tuchherren sollten gleich nach sei-
ner Rückkunft nach London vor ihn erscheinen, wandte
sich dann zu seinen Begleitern und rief diesen voll Er-
grimmen zu:

„Bis jetzt dachte ich immer, ihr Herren, England sei mehr tapfer als reich; doch nun sehe ich wohl, sein Reichthum hält seiner Tapferkeit die Waage. Da lohnt es sich um so mehr der Mühe, mit dem Schwerte zu be-
kämpfen, was ich habe. Königin und Liebesleute leiden einmal keine Gefährten; drum laßt meinen Bruder Ri-
chard nur denken, er sei König durch Geburt, bin ich es doch durch Besitz."

Und so zog er mit noch mehr Eifer weiter gegen die unruhigen Grenzbewohner.

3.

Als die Sonne höher aufstieg und ihre war-
men Strahlen bereits in die Oeffnungen der Hütte, in welcher die unglücklichen Frauen ruhten, hineindrangen, erwachte zuerst Margarethe. Stammend, sich noch in ei-
nem bösen Traume wähnend, saß sie lange Zeit aufrecht und rieb sich die von den Thränen des Abends noch mü-
den Augen, um zum Bewußtsein zu erwachen. Aber als

sie einen Blick auf die bleiche, vor Ermattung noch schlummernde Mutter geworfen, kam ihr die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit wieder. Trostlos wankte sie hinaus, um zu sehen, wohin sie im Dunkel der Zufall geführt, und blickte bang in die reiche, friedlich im Sonnenschmuck liegende Welt, von der ihr und ihrer unglücklichen Mutter allein nichts mehr angehörte.

Da sah sie nicht weit von sich auf der Straße drei Reiter, in einfache graue Tuchwämser gekleidet, fröhlich scherzend und singend daher kommen. Nichts weniger als Furcht flößte ihr Ansehen der Jungfrau ein, aber das noch so neue, ungewohnte Unglück hatte sie die tiefe Scham, als eine Hülflose vor fremden Menschen dazustehen, noch nicht unterdrücken und überwinden gelehrt. Daher floh sie schnell wieder in die Hütte. Aber die drei alten Herrn — es waren die auf einem andern Wege ihren Wagen zur Messe nach London nachreisenden reichen Tuchherren aus Westen — hatten alsbald verwundert das nach Art der vornehmsten Leute in faltige Gewänder gekleidete weibliche Wesen erblickt, und nahten sich der Hütte, neugierig, zu erfahren, was dasselbe zu einem solchen Aufenthaltsorte bewege. Als sie vom Pferde sich herabbückend hineinschauten, sahen sie, wie Margarethe die eben erwachte, von Fieberschauern geschüttelte, erschöpfte Mutter von dem elenden Lager in die Höhe richtete, und als das Mädchen, von dem Geräusch erschreckt, sich umwandte, sah sie schon einen der Reiter, der augenblicklich vom Pferde gestiegen war, dicht neben sich stehen. Das väterliche, unter den schneeweißen Locken, die aus der engen Tuchmütze hervorquellen, so ehrwürdig blickende An-

lich gab dem Mädchen Muth, wenn auch unter Thränen und oft ſtockend und erſt von dem leidenden Blick der Mutter zum Fortfahren ermuntert, ihren Kummer zu erzählen, und immer mehr fühlte ſie ſich dabei getröſtet, als ſie die milden Augen des Alten nach und nach feucht werden ſah.

„O, das iſt ja jämmerlich zu hören,“ rief der alte Gray von Glocester, und der wunderbare Liebreiz der Jungfrau übte einen ſo mächtigen Zauber auf ihn, daß er, die kranke Mutter einen Augenblick ganz vergeſſend, in ſeiner treuherzigen Weiſe, mit lieblichem Lächeln zu Margarethen herantrat, ihr die zarten Wangen ſanft ſtrich, mit den Locken ſpielte, und im weichſten Tone ſagte: „Weine nicht mehr, liebes Kind, es wird ſich ja wohl noch ein Heerd im Lande für Dich wärmen. O, kommt, edle Frau,“ fuhr er, ſich zur Gräfin wendend, fort, die ſich mühſam an ihrer Tochter Seite aufrecht zu halten ſtrebte, „kommt, ſteigt auf mein Pferd; das Wirthshaus in Colebroke, wo wir gut angeſchrieben ſind, iſt nicht mehr weit. Dort könnt Ihr Euch vor der Hand erwärmen und erholen.“

Freudig nahmen die Unglücklichen das Anerbieten an, und der alte Mann, ſo ſehr er auch ſeine beiden Reiſegefährten, welche die Erzählung mit angehört, die Köpfe ſchütteln ſah, hob die Gräfin auf ſein Pferd, nahm die ſchüchterne Margarethe an die linke Hand, während er mit der andern das Pferd führte und deſſen Laſt unterſtützte, und ſchritt mit ihnen ſo eilig vorwärts, daß er gar nicht bemerkte, wie ſeine Begleiter abſichtlich weit zurückblieben. Als ſie endlich an das Wirthshaus gelang-

ten, ſtand der Wirth, der ſie ſchon von Weitem erblickt hatte, mit einem pfiffigen Geſichte in der Thüre.

„Nun, Herr Grav," rief er ihnen entgegen, „das muß ich ſagen, ſo ein alter Herr! Ei, ei, ein feiner Geſchmack! Wo hebt Ihr denn —"

„Schweig, Läſtermaul!" unterbrach ihn der ehrwürdige Tuchherr, „es ſind Unglückliche, die ich unterwegs gefunden: mach' gleich ein tüchtiges Feuer im Kamin," fuhr er fort, während er die ſchwache Gräfin vom Pferde herabhob.

„Unterweges gefunden?" rief ſchnell der Wirth, dem ein Licht aufging, ſprang mit einem Satze ins Haus, warf eiligſt mit lautem Krachen die Thüre zu, und als ſich der Alte erſtaunt umſah, erſchien des Wirthes Geſicht am halb geöffneten Fenſter wieder. „Herr Grav," rief er ihm entgegen, „ich weiß, Ihr habt Münze genug in Eurem Seckel, um allenfalls mit großen Herrn eine Suppe auszueſſen und dumme Streiche zu bezahlen; aber mich laßt mit Euern Unglücklichen da ungeſchoren," worauf er eben ſo ſchnell das Fenſter wieder zumachte.

Das laute Schluchzen Margarethens, das leiſe Wimmern der kranken Mutter, die erſt jetzt ſich ihres großen Elends recht bewußt wurden, und wie die Erzählung ihres Unglückes, das ſonſt die Herzen der Menſchen dem Mitleiden öffnet, jeden von ihnen ſcheuchen und zum Dank für ſeinen Beiſtand in Gefahren bringen müßte, hielt den Alten ab, weiter ſeinen Zorn über die niederträchtige Feigheit auszulaſſen. Er warf nun ſchnell der Gräfin ſeinen Tuchmantel über, hob ſie wieder mühſam aufs Pferd und ſagte: „Dacht' ich doch nicht, daß der

Schurke auch ſchon von dem Vorfall gehört habe; aber es ſoll ihnen nichts helfen, ich weiß hier in der Nähe noch Leute, die ſich um den König nicht einen Pfifferling kümmern. Es ſind zwar ſchmutzige Geſellen, und es iſt wohl noch ein Stückchen hin; aber Noth kennt kein Gebot." So eilte der muthige Alte, ohne ſich für jetzt noch in ſeinem ſchönen Eifer irre machen zu laſſen, auf einem düſtern Wege dem Dickicht eines nahe liegenden Gehölzes zu. Nachdem ſie ſich wohl eine Stunde durch das Gebüſch durchgearbeitet, hielten ſie vor einem ſchwarzen ſchmutzigen Hauſe, an deſſen Thüre indeß ein ziemlich reinlich gekleidetes altes Weib ihnen entgegen kam, deren häßliches Geſicht ſich in ein Grinſen verzog, als ſie die neuen Gäſte muſterte. Doch Herr Gray that ihrer Zunge ſogleich Einhalt, indem er ihr entgegen rief: „Iſt Wallis zu Hauſe?"

„Schon drei Wochen iſt er fort," verſetzte die Alte; „er hält das Euch gegebene Verſprechen, ſo viel Mühe es ihm macht, und treibt jetzt blos eben im Norden ſein Geſchäft."

„Ein ſauberes Geſchäft das," unterbrach er die Alte, „den Leuten das Tuch zu ſtehlen. Aber Ihr habt doch nicht vergeſſen, wie ich den Mann beſchützte und frei ließ, als er uns in die Hände gefallen war?"

„Hätte er's vergeſſen, würdet Ihr's wohl an Euern Trockenfeldern gemerkt haben."

„Nun, Ihr könnt mir jetzt wieder einen Dienſt leiſten," fuhr Herr Gray fort, während er der Alten einen ſchweren Beutel in die Hand drückte. „Die Frauen hier haben des Königs Ungnade unverſchuldet auf ſich gezogen;

nehmt ſie ſo lange bei Euch auf, bis die Gefahr vorüber iſt und ich ſie ohne Scheu in mein Haus aufnehmen kann."

„Ja, ja," ſagte die Alte, den ſchweren Beutel wohlgefällig wiegend, „eine Hand wäſcht die andere; es kommen wohl Zeiten, wo die reichen Herrn auch unſer einen brauchen können."

Darauf ward die kranke Gräfin in das ärmliche Haus hineingetragen, und als ſie nur einigermaßen mit dem Nöthigen verſorgt ſchienen, entriß ſich der Alte den Dankſagungen Margarethens, um ſchnell zum Wirthshauſe wieder zu eilen und ſeine Gefährten noch anzutreffen. Auf dem Wege dahin bedachte er ernſtlich, wie die Könige, bis jetzt mit ſteten Kriegen beſchäftigt, die Rechtspflege für die friedlichen Unterthanen ſo ganz außer Acht gelaſſen, daß Diebſtähle und Räubereien kaum anders, als durch die ſtets gefährliche Selbſthülfe zu verhindern waren, und er, als er den berüchtigten Wallis in ſeine Gewalt bekommen hatte, froh ſeyn mußte, mit ihm den erwähnten Vertrag, den das Ehrgefühl dieſer Räuber in jenen Zeiten ſtets hielt, ſchließen zu können. „Und was für ſchlimme Ausſichten bei dem neuen Kriege!" rief er eben aus, als er das Wirthshaus vor ſich liegen, aber mit Schrecken den wohlbekannten weißen Stab des Scheriffs daran lehnen ſah.

„Was giebt's denn dort?" rief Gray einem ihm begegnenden Manne zu.

„Der Scheriff, Herr," erwiederte dieſer, „macht eben dort laut bekannt, daß mit Leib und Gut dem Könige verfallen ſey, wer des verrätheriſchen Earl von Shrewsbury Weib und Kind bei ſich aufnimmt."

Da hielt es Herr Gray sowohl zu seiner als seines Schützlinge Sicherheit für angemessener, so müde und hungrig er und sein treues Thier auch waren, sogleich die Straße nach London einzuschlagen, und auf dem Wege dorthin seiner Freunde an einem andern Orte zu harren.

„Ei, ei, Herr Gray," sagte zu ihm der verschlagene Thomas von Reading, als diese wieder mit ihm zusammentrafen, „da ist Euch der Kopf recht davon gelaufen! Das kann ein schlimmer Handel für uns alle werden: man weiß ja, wie wir eine Brüderschaft zusammen ausmachen. Der König braucht jetzt Geld zum Kriege; da wird er denn froh seyn, einen Vorwand zu haben, um unsere Seckel tüchtig auszupressen." — Wie heftig erschraken daher Herr Gray und seine Gefährten, als man ihnen einige Tage nach ihrer Ankunft in London den Befehl ausrichtete, den der König auf seinem Zuge nach Wales gegeben, vor demselben zu erscheinen.

4.

Glücklich und schnell war dieser von seinem Zuge zurückgekehrt, und saß an dem bestimmten Tage, die Huld, die er den reichen Tuchherren angedeihen lassen wollte, recht fühlbar zu machen, auf seinem, mit purpurnem Sammt ausgeschlagenen, von Goldbarten und Brocat strotzenden Throne unter einem hohen Baldachin in dem großen, geschmückten Wappensaale, und blickte verwundert auf die fast bäurisch aussehenden, furchtsam und verlegen mitten in der von den Edlen und Dienern über-

ſtillen Haus daſtehenden drei Tuchherren, Thomas von Reading, Grav von Gloceſter und den ungeſchlachten Hodgkins aus Halliſax im Norden, welche im Namen der „neun würdigen Hauswirthe," wie ſie im ganzen Lande hieſen, gekommen waren, des Königs Willen zu vernehmen.

Nach einer ängſtlichen Pauſe hob Heinrich alſo zu ihnen an: „Gewiß habt Ihr gehört, Herren, wie ich ſo eben mit Gottes Hülfe aufrühreriſche Unterthanen die Strenge meines Zornes fühlen ließ, und auch von dem Spruche gegen den ſchändlichen, undankbaren Earl von Shrewsbury iſt Euch wohl auf Eurem Wege nach London zu Ohren gekommen."

Hier fuhren die Männer erſchrocken zuſammen, als der König abſichtlich eine Weile inne hielt. Wie angenehm war dagegen ihr Erſtaunen, als er unerwartet fortfuhr:

„Ich weiß aber auch, Ihr Herren, daß die Stärke des Königs zugleich in der Liebe und Freundſchaft ſeines Volkes beruht, und daß der am ſicherſten ſein Reich regiert, der Gerechtigkeit mit Gnade verbindet. Ehe ich daher nach Frankreich eile, um den Kampf um den Thron zu beginnen, möchte ich meinem Volke noch einen Beweis geben, wie ich dieſer Ueberzeugung in der That ſtets zu folgen geſonnen bin. Da ich nun auf meiner Reiſe geſehen habe, wie ihr, die Tuchherren von England, dem Gemeinweſen von ſo großem Nutzen ſeyd, ſo wünſche ich jetzt aus Eurem eigenen Munde zu erfahren, ob Euch vielleicht noch etwas nicht gewähret ſeyn mag, was Eure Thätigkeit zu fördern im Stande, oder ob noch etwas,

was dieselbe hindert, vorhanden ist. Herzlich wünsche ich Euer Gewerbe zu fördern; darum saget nur frei heraus, was Ihr begehret."

Auf diese Worte fielen die drei Tuchherren vor ihm auf die Knie nieder, und Thomas von Reading sprach:

„Eure Huld, gnädiger Herr, gegen so gemeine Leute möge der Himmel Euch vergelten; aber da wir auf eine solche sowohl selbst nicht vorbereitet sind, als auch nicht wissen, was unsere andern Gesellen hierin meinen, und daher gern mit diesen uns darüber besprächen, so wollet uns gnädig einen Tag Bedenkzeit zur Antwort erlauben."

„Ich habe Eile, Ihr Herren, nach Frankreich, wie Ihr wißt," entgegnete Heinrich; „doch Euer Verlangen ist billig, und so will ich mich noch einmal mit Eurem Wohl beschäftigen, da ich es vielleicht lange Zeit nachher nicht werde können."

Darauf entließ er die ehrerbietig sich Verneigenden, die mit freudigen Mienen nach Hause eilten.

Als sie am andern Morgen wieder vor dem Könige in der Halle standen, die von noch weit mehr Zuschauern angefüllt war, welche neugierige Blicke auf die Tuchherren richteten, trat Thomas von Reading, durch des Königs Gnade ermuthigt, mit edlem Anstande vor, neigte sich und sprach:

„Als die erste Gnade, edler Herr, von Euch demüthig zu bitten, sind wir übereingekommen, Ihr wollet gnädig befehlen, daß im ganzen Lande die Tuchmaaße von einerlei Länge seyn möchten; denn jetzt, Herr, hat jede gute Stadt ihr eignes Maaß; das hat denn die große Beschwerlichkeit, daß wir sie nicht alle im Gedächtniß be-

hatten können, und daher sehr oft bei unsern Rechnungen in große Verwirrung und Verlegenheit kommen."

Hier hielt der Sprecher inne, und eine tiefe Stille im Saale bewies, wie neugierig alle auf des Königs Antwort lauschten. Aber Heinrich befahl einem Diener, einen dünnen Stock herbei zu bringen, maß denselben nach seinem Arme, brach ihn dann selbst so wenig ab, und übergab ihn an Reading mit den Worten:

„Dieß Maaß soll fortan überall eine Elle seyn, und im ganzen Königreich England kein anderes Maaß, als dieses, gelten; wir werden befehlen, daß alle Leute nach ihm kaufen und verkaufen, und daß jeder, der unsere Unterthanen mit einem andern Maaße behelligt, eine Strafsumme dafür an unsern königlichen Schatz bezahle."

Ein allgemeines Beifallsmurmeln im Saale begleitete die Worte des Königs, und nachdem die Zuhörern sich wieder dankend verneigt, fuhr Thomas von Reading folgenderweise fort:

„Der zweite Umstand, gnädiger Herr, der uns bekümmert und Schaden bringt, ist, daß die Leute im Lande kein gespaltenes *) Geld nehmen wollen und wenn es von noch so gutem Silber ist. Nun nehmen wir Landmänner und auch wohl andere Leute große Geldsummen ein und bekommen darunter viel gespaltenes Geld mit; wir geben es aber immer einzeln an unsere Arbeiter wieder aus, und so können wir gar vieles nicht in Umlauf bringen, was nun todt und nutzlos in unsern Händen bleibt.

*) Münzen durch geschwungene Striche, die man statt der Jahrzahl in England sich pflegt schlagen.

„Was das betrifft," entgegnete nach einigem Nachdenken der König, „so weiß ich wegen meiner plötzlichen Abreise nicht anders diesem Uebelstande abzuhelfen, als daß ich einen Befehl ergehen lasse, daß vor der Hand kein anderes als gespaltenes Geld umlaufen solle, und alles Geld im ganzen Lande gespalten werde. Habt Ihr so Euern Vorrath umgesetzt, so wird sich später Alles wieder ausgleichen lassen."

Diese Entscheidung ward mit gleichen Zeichen der Verwunderung über des Königs Klugheit aufgenommen; doch nun fuhr Thomas von Reading schüchterner fort:

„Nun hat aber unser Freund Hodgekins hier noch ein absonderliches Anliegen. Die Stadt Hallisax liegt da so weit oben im Norden und hat von den Grenzräubern, die ihnen stets das Tuch von den Feldern, wo es zum Trocknen auch über Nacht bleibt, wegstehlen, ganz außerordentlich viel zu leiden und hilft nichts gegen die Schlauheit und Verwegenheit der Diebe, da das Gesetz keine Beamten aufstellt, sie zu strafen. Da wollte er Euch denn bitten, gnädiger Herr, es möge Euch gefallen, der Stadt Hallisax, die größtentheils vom Tuchmachen lebt, das Privilegium zu geben, daß sie Jeden, den sie über einem Tuchdiebstahl ergriffen, ohne weitere Untersuchung auf der Stelle aufhängen dürften; das, meint' er, würde sie schon abschrecken."

Während Reading dieses letzte Gesuch halb stotternd hervorbrachte, nickte der große Hodgekins bei jedem Satze mit dem Kopfe, sah dabei den Sprecher mit offenem Munde und neugierig aufmerksamem Gesichte an und drehte dabei seine Tuchmütze beständig in den Händen hin

und her. Aber ſobald Reading geendet, erhob ſich ein lautes Murmeln des Unwillens im ganzen Saale.

„Ihr ſeht,“ hob der König zu dem ihn anredenden Hodgkins an, „Eure Bitte wird gar ſchwer zu erfüllen ſeyn; noch iſt ein ſolches gewaltſames Verfahren in England unerhört und Ihr vernehmt, wie das Freiheitsgefühl meiner übrigen Unterthanen ſich dagegen empört.“

„Aber, Herre,“ fiel ihm der eckige Nordländer in ſeinem ſchrecklichen Dialekte in die Rede, „'s wird anders nicht beſſer.“ — Als hierbei ein lautes Gelächter ausbrach, wandte er ſich nach Art gemeiner Leute ſtatt an den König an die Zuſchauer, geſtikulirte mächtig mit ſeinen langen Armen und führte ſein Thema weiter aus. Nachdem der König mit einem Winke den erhobenen Lärm geſtillt, wandte er ſich gegen ſeine Vaſallen und ſprach:

„Ihr Herren, des Mannes Gemüth iſt ſo unrecht nicht, als es Euch vorkommt; wenn ſein Tuch ſo oft geſtohlen wird und die jetzigen Geſetze dagegen nichts vermögen, und die Räubereien, wie ich auch anderwärts höre, ſo überhand nehmen, da iſt es wohl, denke ich, Zeit, daß nach und nach eine ſchärfere Strafe gegen übelgeſinnte Leute eingeführt wird. Ihr wollet bedenken, edle Herren, daß der friedliche Unterthan, der nicht, wie Ihr, die Macht hat, ſich ſelber zu ſchützen, einen Schutz beim Könige finden muß, zumal dieſe Leute hier, die das Land ſo in Reichthum und zu Ehren bringen. Darum wird es, hoffe ich, Euch nicht befremden, wenn ich der Stadt Halliſax, jedoch nur ihr allein und mit Beſchränkungen die noch näher anzugeben ſind, das gebetene Privilegium ertheile.“

Eine tiefe Stille erfolgte nach diesem Spruche im Saale; Niemand regte sich, außer Hodgekins, der vor Freuden ein Bein nach dem andern erhob, sein eckiges Gesicht zu einem Grinsen verklärte, seine Gefährten mit den Ellenbogen anstieß, und mit handgreiflichen Pantomimen zu verstehen gab, wie es den Spitzbuben nun ergehen solle.

„So," schloß der König, zu den Tuchherren gewandt, „habe ich für jetzt Eure Bitten gewährt; solltet Ihr aber noch irgend etwas finden, was Euch beschweret, so legt es mir nach meiner, so Gott will, glücklichen Heimkehr vor."

Nach diesen Worten erhob er sich von seinem Throne, während die Tuchherren auf den Knieen lagen und laut für den glücklichen Erfolg des Unternehmens des Königs in Frankreich beteten. Nachdem sie aufgestanden waren, sich verabschiedet hatten und noch an der großen Pforte sich befanden, rief ihnen Heinrich noch nach:

„Ich will Euch, nach meiner Rückkehr, selbst besuchen, um Eure wundersamen Werkstätten, von denen ich jetzt so viel gehört, selbst in Augenschein zu nehmen."

Des Königs Benehmen, da er unter so bedenklichen Umständen die Denkungsweise seiner Vasallen in einem Punkte verletzte, und sich eben damit die Liebe der Gemeinen errang, war um so berechneter, als seines Bruders ritterliches und kriegerisches Wesen ersteren ohnehin weit mehr zusagen mußte, und er darum sich von anderer Seite ein Gegengewicht zu verschaffen geneigt sah. Der Ausgang mußte alle seine Erwartungen noch übertreffen.

„Lieb: Gesellen," sprach der umsichtige Reading,

als die Freude über die Nachricht von der Gewährung ihrer Bitten, besonders aber über die ferneren Verheißungen des Königs ihm zum Worte zu kommen erlaubte, „liebe Gesellen, Ihr sehet alle, wie viel uns daran liegen muß, einen so günstigen König zu erhalten. Alles müssen wir bei einem Tausche verlieren. Der Herzog Robert ist ein feiner, ritterlicher Herr, aber nur in Lagern und Schlachten erzogen, und hat gewiß für das Treiben friedlicher Unterthanen wenig Sinn. Darum sehet jetzt ein tüchtiges Stück Geld nicht an; 's ist ein vorgeschossener Posten, der nachher unsern Kindeskindern noch reichliche Zinsen trägt, wird das Gewerbe ganz sicher und geschützt durch den König. Darum laßt uns alle eilig nach Hause gehen und in die Kästen greifen; der König braucht Geld, Waffen, Kriegsvorräthe, wir wollen's ihm schaffen; aber er wird noch mehr wackere und treue Streiter brauchen. Darum gehe jeder heim, suche die handfestesten Arbeiter aus den Fabriken aus, und solche Leute, deren Weiber und Kinder bei uns Unterhalt und Nahrung finden; stelle allen vor, wie ihnen eben sowohl, als uns daran liegen muß, daß der König, der unser Gewerbe schützt, die Oberhand gewinne, und ihnen und ihren Familien, die wir alle in besondern Schutz nehmen, ferneres Gedeihen, das auf dem Spiele steht, sichere."

Mit allgemeinem Beifallrufen ward des alten Readings Rath angenommen, und sogleich zerstreuten sich sämmtliche Tuchscheren in ihre Heimath, einige die Rüstungen zu Stande zu bringen. Und als sie eben mit denselben zu Ende waren, kam die Nachricht, wie der Kö-

nig von England durch die Uebermacht des franzöſiſchen Königs und die Tapferkeit ſeines Bruders in das äuſſerſte Gedränge gerathen ſey. Da eilte Reading zum Biſchofe von Salisbury, den der König während ſeiner Abweſenheit zum Verwalter des Reichs eingeſetzt hatte, und ſtellte dem von jener Nachricht, die bereits überall Verwirrung verbreitet hatte, höchſt erſchrockenen Manne zu deſſen freudigem Erſtaunen nicht nur eine beträchtliche Summe Geld, eine groſe Maſſe von Waffen und Kriegsvorräthen, ſondern auch eine höchſt bedeutende Schaar von ausgerüſteten Truppen zur Verfügung, die ſich auf das Gebot der Tuchherren bereits an den Küſten, zum Einſchiffen bereit, geſammelt hatten. Eiligſt wurde dieſe, von Eifer und Treue für den bedrängten König brennende Schaar, mit dem vom Biſchof noch mit dem Gelde und den Waffen, welche ihm Reading zugeſtellt, ausgerüſteten Hülfskorps vereint, nach Frankreich eingeſchifft, und die heiſeſten Segenswünſche der Tuchherren begleiteten die von einem günſtigen Winde geſchwellten Segel der Flotte.

5.

Alle dieſe Vorgänge hatten dem alten Grav die in der Waldwohnung zurückgelaſſenen Schützlinge entweder aus dem Gedächtniß gebracht, oder die nun bedenklicher gewordene Gefahr, verbunden mit den Zureden der mit ihm verbrüderten Freunde und der inneren Scheu, einem ihnen allen ſo gnädigen Könige ſo auffallend zuwider zu handeln, hatte ſein Mitleid überſtäubt, das ohnehin das liebliche, unſchuldige Geſicht Margarethens nicht mehr

aufregte. So verging der ungeduldig Harrenden eine trübe Woche nach der andern, und immer erschien der Ersehnte nicht, der sie aus diesem unheimlichen Aufenthalte erlösen sollte. Die Verstoßene stand ohnehin bereits ganz allein in der weiten fremden Welt. Denn alsbald, nachdem der ehrwürdige Tuchherr sie verlassen, war die geliebte Mutter dem Kummer, den Folgen der Kälte und Nässe unterlegen und in den Armen der trostlosen Tochter, deren jugendlicher Körper unangegriffen geblieben war, verschieden, diese allen Unbilden der Zeit und der Menschen hinterlassend. Dazu kam, daß sie stets vor der Heimkehr Wallis, des „Räubers," zitterte, während ihr täglich die nun auch von den nähern Umständen unterrichtete Alte vorsagte, wie eine Rückkehr des alten Grau nun und nimmermehr zu hoffen sey. So lange jedoch das Geld, das der ehrwürdige Tuchherr ihr zurückgelassen, dauerte, behandelte die unheimliche Alte sie freundlich und ließ es ihr an den nothdürftigsten Dingen nicht fehlen.

„Ich hab's dem Herrn versprochen," sagte sie jeden Mittag, wenn sie die Schüssel mit der schwarzen Kräutersuppe auf den Tisch setzte, und dem zierlichen Händchen den großen hölzernen Löffel, aus dem das Mädchen mehr trinken als essen mußte, hinschob.

Als sich jedoch der Beutel länger und länger zog, ward die Alte mit jedem Stücke, das sie herausnahm, immer mürrischer, und sobald sie das letzte in der Hand hatte, kündigte sie unbarmherzig Margarethen an, daß sie nun das Haus verlassen müsse.

Als so die Jungfrau, die Hände ringend, vor ihr

ſtand, war es ihr Glück, daß das Kleid, das ſie anhatte, noch immer ein Gegenſtand der Begehrlichkeit für die Alte war, denn ſchwerlich wäre ſonſt ihre Theilnahme ſo weit gegangen; ſo nahm ſie aber Margarethen bei der Hand und ſagte:

„Seht, Jungfrau, bei mir behalten kann ich Euch nicht, aber einen guten Rath will ich Euch noch mitgeben. Mit Eurer Herrlichkeit iſt's aus, und der Staat, den Ihr da anhabt, muß Euch nur verrathen; darum gebt ihn mir, ich will Euch dafür einen tüchtigen Friesrock und ein graues Mieder geben und ein Paar ordentliche Holzpantoffeln, die Euch ohnehin beſſer über den Schnee draußen wegbringen werden. Dann fragt nach der Stadt Gloceſter; es ſind keine zwei Tagreiſen. Da gehen jetzt viele ſchmucke Burſche und Mädchen zum Martinimarkt hin, die keinen Dienſt haben und ſich einen ſuchen. Sie halten den Markt alle Jahre eigens deshalb und die Leute, die einen Knecht oder eine Magd brauchen, ſtellen ſich auch dort ein. Vielleicht bekommt Ihr da einen Dienſt, und wenn Ihr arbeiten wollt, wie unſer eins, werdet ihr nicht umkommen."

Was blieb der Schutzloſen anders übrig?

Als ſie mit den ſchmerzlichſten Gefühlen ihr gewohntes Kleid abthat und die groben Gewänder umlegte und die Hülfe der Alten dabei bedurfte, ahnte ſie wohl nicht, wie ſie noch einmal ſo die Kleider wechſeln und noch gar prächtigere gegen noch weit ärmlichere umtauſchen würde! So trat ſie denn früh Morgens weinend von der Schwelle, von Neuem verſtoßen, die zarten Glieder in die groben Bauerkleider gehüllt, in das Dickicht des Waldes hinaus

und verſuchte mit den groſen Holzſchuhen mühſam in die Fuſſtapfen zu treten, die ein Waldſchütz ſchon vor ihr nach dem Wirthshauſe in Colebroke, wohin ſie auch zu erſt muſte, in den tiefen Schnee gemacht hatte. Doch funkelten kleine Sternchen in überreicher Maſſe auf dem Schnee im Morgenſonnenſchein, und wenn ihr auch manchmal die von der Laſt tief herabgebeugten Tannenzweige in das zarte Antlitz ſchlugen, wenn die Fuſſtapfen zu tief durch das Gebüſche führten, ſo fühlte ſich doch das ewig hoffnungsreiche jugendliche Herz in der friſchen Morgenluft faſt wohler, als es ihm in der ſchwarzen Stube der unheimlichen Alten je geworden war. Und als ſie endlich die gebahntere Landſtraſe erreichte, die ihr Begegnenden ſie ungefährdet, ja meiſtentheils freundlich grüſſend, ihres Weges ziehen lieſen und des Abends die ſittſame Dirne überall freundliches Obdach fand, ja Niemand ſie dabei neugierig ausfragte, wurde ſie froher Hoffnung voll und ſah endlich am dritten Tage die Thürme der Stadt Gloceſter aus dem weiten Schneefelde vor ſich aufſteigen.

Doch als ſie von weitem die Menſchenmaſſe auf einer Wieſe vor der Stadt erblickte, ſank ihr wieder der Muth. Erſt jetzt fiel es mit Centnerlaſt ihr aufs Herz, die immer ſchwerer wurde, je näher ſie dem Orte kam, wie ſie die groben Arbeiten, die man von ihr fordern würde, niemals getrieben habe, zu ihnen gar bald untauglich befunden und entweder ihr Stand entdeckt, oder ſie doch wieder von Neuem werde ausgeſtoßen werden.

Muthlos, erſchöpft, ſetzte ſich Margarethe an der Heerſtraſe nieder und betrachtete weinend die zarten, ſchneeweißen Hände, die Hauptverräther ihres Standes.

Von hier aus vermochte ſie das geſchäftige Gewühl des Marktes zu erblicken, und vernahm ſeufzend das Jubeln der Burſche, das Lachen der Mädchen, die, im Vertrauen auf ihre groben Geſchicklichkeiten, einem gewiſſen Unterkommen entgegen ſahen. Wie beneidete die Unglückliche jede Magd, die an ihr vorüber ging, um ihre groben, von der Arbeit harten Hände, um den weiten, kräftigen Schritt! Viele gingen achtungslos vorüber, endlich aber traten zwei freundliche Mädchen zu ihr neugierig heran, und die eine fragte: „Warum weinſt du denn? ſind denn heute die Dienſte ſchon alle weg?“

„Ach nein!“ erwiederte Margarethe, „ich habe es noch nicht verſucht; ich fürchte mich ſo; die Eltern ſind mir eben erſt geſtorben; da weiß ich ſo gar nicht Beſcheid und möchte nicht gern unter gar ſo hartherzige Leute kommen. Könnt Ihr mir nicht ſagen, wo wohl der beſte Dienſt iſt?“

„O, wenn Du ſpinnen und weben kannſt, wie ich denke,“ fiel die andere ein, „da iſt kein beſſerer als bei den Tuchmachern.“

Da weinte Margarethe heftiger und ſagte: „Ach, das kann ich nicht.“

„Was kannſt Du denn?“ fuhr jene fort.

„Nichts als nähen und ſticken, und ein Bischen auf der Laute ſpielen und leſen.“

„Leſen?“ riefen die Beiden erſtaunt aus. „Hab' ich doch mein Tage noch von keinem Mädchen gehört,“ äußerte die Erſte, „das leſen kann. Ei, wenn Du das alles und Dich dabei noch hübſch vornehm betragen kannſt, da iſt es doch wohl möglich, daß Du einen Dienſt be-

kommen kannſt. Komm, komm!" fuhr die Freundliche fort. „Ich will Dir einen ſuchen helfen."

So getröſtet ging Margarethe mit auf den Markt. „Sieh," ſagte das Mädchen, „da ſtehen die Mägde alle in einer Reihe, und die Burſche da drüben auch. Ach, das Ausſuchen hat ja ſchon lange angefangen."

Schüchtern, faſt betäubt vom Getöſe, ſtellte ſich die Jungfrau mitten unter den Lärm des lauten Feilſchens der Dienſtboten mit den Miethfrauen neben ihre neuen Freundinnen. Um ſo auffallender war die Todtenſtille, die plötzlich nach einer kurzen Weile eintrat. Margarethe beugte ſich vor und ſah, daß ſo eben eine alte ehrwürdige Frau an die Reihe herangetreten war, um ſich eine Magd auszuſuchen, und mit ſcharfem prüfendem Blick die Mädchen muſterte. Deutlich ſah ſie, wie jede, dieſer zu gefallen, eine ſchüchterne, demüthige Haltung anzunehmen ſich beſtrebte; daher die tiefe Stille. Doch immer ſah man die erfahrne Frau den Kopf ſchütteln und ihre Muſterung weiter fortſetzen. So lange ſie noch oben war, hatte Margarethe den Muth, die Alte neugierig zu beobachten, und es entging ihr nicht, wie niedergeſchlagen die Mädchen erſchienen, an denen ſie vorüber gegangen, und nichts konnte offenbarer zeigen, wie einem Dienſte bei der Alten allen das Herz entgegen ſchlug. Auch ihre Nachbarinnen ſtanden in zu großer Aufmerkſamkeit da, als daß ſie die leiſe Frage, wer die Gefürchtete und Verehrte ſey, hätten vernehmen und beantworten können. Aber mit ſtürmiſchem Herzklopfen ſah ſie die ſtrenge Prüferin, immer den Kopf ſchüttelnd, Schritt vor Schritt ſich dem Orte nähern, wo ſie ſtand. Faſt vermochte ſie

ſich vor Angſt, Furcht und Erwartung kaum aufrecht zu erhalten, als ſie das Geräuſch des Trittes der Alten gerade vor ihr verſtummen hörte. Sie bebte zuſammen, als ſie bei der Hand ſich ergriffen fühlte. Neidiſch ſahen alle in der tiefen Stille allgemeiner Erwartung die Hausfrau hier den Kopf nicht ſchütteln und dieſelbe, von der Schüchternheit und ungekünſtelten ſittſamen Haltung des Mädchens ergriffen, ſtille ſtehen. Die Alte trat noch näher heran, faßte die bleiche Jungfrau freundlich am Kinn, hob ihr das Köpfchen in die Höhe und ſah ihr freundlich in die thränenden Augen.

„Suchſt Du denn nicht einen Dienſt, junge Dirne,“ fragte die erfahrne Forſcherin mild, „daß Du Dich ſo vor mir verbergen willſt?“

„Ach, wohl ſuche ich einen,“ antwortete das Mädchen, und ihre Hand zitterte in der der Alten.

„Kannſt Du ſpinnen und weben?“ fuhr die Alte noch freundlicher fort. Da brach Margarethe in ein lautes Schluchzen aus und verſetzte ſtockend: „Ach, noch nicht, aber ich möchte es gern mit gutem Willen lernen.“

Da nahm ſie die Frau ſchweigend bei der Hand und führte ſie durch die Reihen der flüſternden Mädchen nach der Stadt zu.

Margarethe konnte ihren Thränen auf dem Wege ſo wenig gebieten, daß ihre neue Herrin ihre Fragen verſchob. Aber als ſie in das ſaubere Stübchen ihrer Wohnung eingetreten waren, die Alte das weiche Händchen los ließ und nun forſchte, wer ſie ſey? wie hätte da Margarethe ſich vor einer ſolchen Beobachterin ver-

ſtellen können. Augenblicklich bekannte ſie ihre gefahrdrohende Abkunft.

Heftig erſchrack darüber die Hausfrau, doch ſagte ſie nach einer Pauſe: „Ich will doch lieber abwarten, was mein Eheherr meint, ehe ich Dich hülflos verſtoße.“

Da ging plötzlich die Thüre auf und mit ſtürmiſcher Haſt, lebhafte Freude im ehrwürdigen Geſicht, mit funkelnden Augen trat der alte Herr Gray von Glocester herein, ein großes Stück Pergament in der Hand. Ohne den neuen Gaſt zu beobachten, ging er auf die treue Hausfrau zu, hielt das Pergament in die Höhe und jubelte: „O unſer Haus iſt geſegnet; das hier hat der König an uns, an mich ſchreiben laſſen! So juble doch mit, Frau! unſere wackern Burſche haben ſich herrlich gehalten! Wir haben unſerm Herrn die Krone erhalten, wir!“

„Ei, ſo rede doch deutlich!“ unterbrach ihn die Hausfrau.

„Was? deutlich? merkſt Du's denn nicht? Sie ſind zur rechten Zeit gekommen, als der Herr von den Feinden ſchon eingeſchloſſen ſtand; wie ein Wetter fielen ſie jenen unverhofft in den Rücken; ſie haben geſiegt, der Herzog Robert iſt gefangen, der König auf der Heimkehr in unſer Land, und das Schreiben hier,“ fuhr er ſtolzer fort, und klopfte mit der Hand auf daſſelbe, „das Schreiben hier hat Seine Majeſtät eigenhändig gemacht, und „ſeinen treuen Tuchmachern“ durch den ehrwürdigen Biſchof von Salisbury zuſtellen laſſen. Hör', ich will Dir's verleſen.“

Aber die Alte führte den Hausherrn in ſeiner Ent-

zückung zu der bebenden Margarethe, und kaum hatte er erfahren, wer Zuflucht unter seinem Obdache gesucht, so wagte der treue Tuchherr, im vollen Vertrauen auf seines Königs wohlerworbene Gnade, was kein anderer Unterthan gewagt haben würde, und nahm freudig die hülflose Jungfrau in sein Haus auf.

„Du bleibst bei mir, lieb Töchterchen," rief er jubelnd und froh, die zarten Wangen des Mädchens wieder streicheln zu können; „ich will's jetzt vor Seiner Hoheit wohl vertreten, wenn er's je erfährt."

6.

Nicht lange darauf kehrte der König mit seinem siegreichen Heere nach England zurück, seinen Bruder Robert als Gefangenen mit sich führend. Wohl hätte er es freilich gerne gesehen, wenn das Schlachtenglück denselben todt statt lebend in seine Hände gegeben, weil, so lange derselbe lebte, jeder Mißvergnügte im Lande einen Vorwand zur Empörung fand. Doch da dem einmal so war, gab dem Könige seine große Klugheit ein, auch gegen Robert die höchste Milde zu zeigen, theils um seinen Unterthanen die Hoffnung einzuflößen, daß die Regierung dessen um so leutseliger für die Freunde seyn werde, der selbst gegen gefährliche Feinde sich nicht hart beweise, theils vielleicht um dadurch seinem Bruder Gelegenheit zu geben, die Nothwendigkeit einer größeren Strenge gegen ihn vor Aller Augen zu rechtfertigen und sie seine der Ruhe frohen Unterthanen wünschen zu lassen. So wies er demselben nur den Aufenthalt im Cardiffe-Schloß in

Glocesterſhire an, ſogar mit der Erlaubniß, unter Begleitung ſeiner Aufſeher, in der Gegend umher ſeiner Neigung zur Falkenjagd ungehindert nachzuhängen. Ja, als Robert ſich gegen ſeinen Wunſch und ſein Erwarten den ganzen Winter über ruhig verhielt, und alle ehrgeizigen Pläne vergeſſen zu haben ſchien, nahm er ihn ſogar im Frühjahr, als er die verheißene Reiſe in die Provinzen antrat, aus den angegebenen Gründen mit ſich, und der Schlaue ließ ihm abſichtlich auf der Reiſe manche Freiheit, ihn nur verſtohlen bewachend.

Heinrich begab ſich zuerſt mit ſeinem Gefolge nach Reading und nahm, zur großen Freude ſeines Wirthes, ſeine Wohnung ſogar in des alten Thomas Hauſe. Verwundert betrachtete er da die Menge von Arbeitern, von Spinnern, Wollkämmern, Webern, Walkern und Färbern, die der reiche Tuchherr hielt. Und als ihm alle dieſe mit Zeichen ungeheuchelter Freude und Anhänglichkeit Geſchenke überreichten, ward Heinrich davon ſo gerührt, daß er ihnen laut zuſicherte, wie er, um der Liebe willen, die ſie im Leben zu ihm getragen, ſeine Gebeine nach ſeinem Tode unter ihnen niederlegen laſſen wolle; „denn wahrlich,“ ſetzte er hinzu, „ich weiß nicht, wo dieſe bis zum fröhlichen Tage der Auferſtehung beſſer aufgehoben ſeyn ſollten, als unter ſolchen Freunden, die gewiß dieſes glücklichen Ereigniſſes mit mir zugleich theilhaftig ſeyn werden.“ Darauf befahl er ſogleich zu dieſem Endzwecke eine Abtei in dem Orte zu erbauen, in der er auch wirklich nach ſeinem Tode beigeſetzt ward.

Als er von dort nach Salisbury kam, überreichte ihm Sutton, der Tuchherr, ein breites Stück Tuch von

ſo ſchönem Gewebe und von ſo herrlicher Farbe, daß daſ-
ſelbe vom Könige ſtets in Ehren gehalten wurde. Ja, die
Sage geht, daß in dem daraus verfertigten königlichen
Gewande, das lange aufbewahrt wurde, das erſte Par-
liament, welches in England gehalten wurde, von jenem
Könige, der es einſetzte, eröffnet worden ſey. Nachdem
Heinrich in Exeter von Tom Dove und den übrigen weſt-
lichen Tuchmachern ſieben Tage lang feſtlich bewirthet
worden war, zog er die Küſten entlang das Land hinauf,
und gelangte dann nach Gloceſter, einer „alten, von
Gloun, einem alten brittiſchen Könige, erbauten und von
dieſem nach ſeinem Namen benannten" Stadt.

Hier empfing nun den König der alte Grav, der
Tuchherr, mit ſilberweißen Haaren, an der Seite ſeiner
würdigen Hausfrau. Aber als das überglückliche Ehe-
paar den finſter blickenden, ſtumm und ſcheu neben dem
Könige einherſchreitenden Herzog Robert erblickte, und
ihnen dadurch der verbannte Graf von Saliſbury, deſſen
Unglücksgefährte, und mit ihm deſſen bei ihnen weilende
unglückliche Tochter in den Sinn kam, fiel ihnen plötz-
lich ſchwer auf's Herz, wie ſie gegen des Königs Gebot
gehandelt hatten, und dies ſtörte ſie mitten in ihrer un-
ſchuldigen Freude. Heftig erſchracken daher beide, als
nach einigen, in Fröhlichkeiten und Feſtlichkeiten in ih-
rem Hauſe verlebten, Stunden der König plötzlich in das
Arbeitszimmer ihrer Spinn- und Webermädchen, die we-
gen ihrer Geſchicklichkeit weit und breit berühmt waren,
geführt zu werden verlangte. Wie viel größer wäre noch
die Furcht der beiden guten Alten geweſen, hätte ihnen
Margarethe je die frühern perſönlichen Abſichten Heinrichs

auf sie, und daß er sie so genau kannte, erzählt. Sie wagten es nicht, sich des Königs Wunsche unter irgend einem Vorwande zu widersetzen, und traten zitternd hinter ihm und seinem ihn begleitenden Bruder in die weite Halle.

Erstaunt blieb der König in der Thüre stehen, denn so weit hin zog sich die lange Reihe der Spinnrocken und Webstühle zu beiden Seiten des länglichen Saales, an denen hölzerne Säulen unzählige Abtheilungen bildeten für jedes einzelne der Hunderte von emsig beschäftigten Mädchen, daß ihm, der an dem äussersten Ende der Halle stand, in zierlicher Perspective die Gestalten der am weitesten entfernten Arbeiterinnen in Pygmäenformen erschienen, und die Menge der neugierig auf ihn gerichteten Gesichter in eine Masse zusammenfloß. So konnte des Königs verwundertes Auge nur über das Ganze hinweg schweifen und seinen Sinn nur das Große der Unternehmung und der für das Gemeinwohl daraus hervorgehende Nutzen beschäftigen.

Die Reihe der Spinnerinnen war so lang, daß die entfernteren seinen Eintritt gar nicht bemerkten, und daher das Geräusch der Spinnräder nur nach und nach aufhörte, je weiter er die Schritte nach dem Hintergrund der Halle lenkte.

Aber seinem Bruder, dem sich keine Betrachtungen der Art aufdrängten, und der sich vom seltsamen Anblick ganz anders bewegt fühlte, entging ein Mägdlein gleich am untern Ende des Saals nicht, das sich sogleich nach dem Eintritt des Königs geflissentlich hinter ihren Spinnrocken, der, ohnehin der zierlichste und glänzendste von allen, dem einmal dorthin gerichteten Blicke auffallen

mußte, zu verbergen ſuchte. Immer noch würde den Herzog das Benehmen nicht zu weiterer Aufmerkſamkeit aufgefordert haben, hätte ſie nicht bei ihrem Verſuche, ſich zu verbergen, ihre zarte, ſchneeweiße Hand vergeſſen, wegen welcher ſie in ganz Glocester Margarethe mit der milchweißen Hand hieß. Darüber ſtaunend und von einer unſichtbaren Macht ſeinem Schickſale gewaltſam entgegengezogen, trat Robert einen Schritt näher und entdeckte ſo auch den zarten, von einem knappen, himmelblauen Mieder feſt umſchloſſenen, durch die Beugung des erſchrockenen Mädchens noch mehr hervorgehobenen Wuchs, die ſchwarzen Locken, die am Hinterhaupt mit einer groſſen ſilbernen Nadel, dem Geſchenke des guten Alten, der das freundliche Pflegekind vor Allen hervorgehoben wünſchte, geſchmückt waren; und bei einer ſchnellen Bewegung auf die andere Seite hinüber, wo die Jungfrau ſchutzlos ſeinem Blicke Preis gegeben war, traf ihn erſchütternd ein braunes, groſſes, helles Auge aus einem von Todesangſt zu einer herrlichen Marmorbüſte erbleichten Antlitz. Doch eben ſo ſchnell übergoß ſich daſſelbe mit der tiefſten Purpurröthe; denn vor ihr ſtand jener Ritter, der unter dem Namen Ralf ſie an jenem Schreckensabende ſo freundlich hatte ſchützen wollen.

Sie war nahe daran, in ihrer Erſchütterung ſich zu verrathen, hätte nicht das Bewußtſeyn der vom König ihr und den guten Pflegeeltern drohenden Gefahr ihr die nöthige Geiſtesgegenwart wieder gegeben. Mit dem wehmüthigſten Ausdrucke flehten die Augen um Schonung und Verſchwiegenheit, was eine Bewegung der Hand noch deutlicher erklärte.

Doch ſo tiefen Eindruck auf den Herzog dieſe Jungfrau machte, ſie war ihm fremd. Denn kaum hatte er die Züge der am Boden in der Halle zu Shrewsbury knieenden Tochter deutlich geſehen, und die nachfolgenden Ereigniſſe hatten das Bild noch mehr in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt. Dennoch regte ſich dunkel in ihm etwas, was ihm aus vergangener Zeit die Erſcheinung befreundete, und machte das in ihm wogende Gefühl nur heftiger und ſeltſamer. Wiewohl er daher nicht ahnen konnte, warum das Mägdlein ſich ſo zu verbergen ſtrebte, ſo machte doch das eigene Unglück fremdes Mißgeſchick ſo verſtändlich, daß er den Wink richtig auslegte.

Was wir hier lange erzählen, war nur das Werk einiger Augenblicke, und da der alte Gray, der ihm ängſtlich mit den Blicken gefolgt, in ſeiner Angſt plötzlich allen Arbeiterinnen mit dem wohl bekannten Winke ſogleich wieder ihren Lärm, mit dem ſie inne gehalten, zu beginnen geboten hatte, und dieſer den König um ſo mehr von jener Gruppe abziehen mußte, ſo gelang es dem Herzog, ſich unbemerkt wiederum dem Könige anzuſchließen.

Doch als er noch einmal verſtohlen den Blick nach der Jungfrau erhob, ſah er in plötzlicher Verwandlung, als hätte der Schmetterling ſeine Hülle durchbrochen, die früher ſo demüthige Jungfrau mit zum Himmel gehobenem Blicke, hoch und hehr, wie eine Himmelskönigin, mit gefalteten Händen daſtehen. Und ſo wie ſeine Erſcheinung über der Jungfrau Leben, ſo entſchied jenes Umſehen über das ſeinige.

Unterdeſſen hatte der ehrwürdige Alte im eifrigen

Gespräch den König zu beschäftigen und immer weiter nach dem andern Ende des Saales hinzuziehen gesucht, und so ging der gefürchtete Besuch ohne unglückliche Folgen für den alten Gray, doch mit desto größeren für Robert und Margarethe vorüber. Innerlich erbebte die Jungfrau vor dem glühenden Blicke, den das schwärmerische Auge des schönen männlichen Herzogs beim Hinausgehen ihr noch zuwarf. Denn in ihrem Herzen war das Bild des Jünglings von jenem schrecklichen Abend, wo der König sie grausam aus dem Hause ihrer Väter gerissen, mit größerer Stärke erwacht und zerfloß zu einem noch schöneren mit den demüthig zum Herzen sprechenden Zügen des unglücklichen Herzogs.

3.

Herzog Robert, von dem die Sagen der Normannen und Engländer manches Abenteuerliche berichten, war ein heftiger, leidenschaftlicher Mann. Das Gefühl, das jetzt eben in seiner Brust so plötzlich entstanden war, wogte darum in ihm desto stürmischer, da es zugleich alle andern in ihm erweckte, die er, an seinem Glücke verzweifelnd, was solchen Gemüthern so leicht begegnet, bisher einzuschläfern gesucht hatte. Leichter hatte er eine Krone verschmerzen können, so lange sie ihm nur als ein Ziel des Ehrgeizes vorgeschwebt; leichter hatte er die Sehnsucht nach Freiheit stillen können, so lange kein bestimmter Gegenstand mit größerer Gewalt über die Schranken des ihm angewiesenen Aufenthalts hinaus-

ließe, ſo lange kein Blick in die Ferne die Berge, die er aus dem einſamen Landſchloß erblickte, mit tieferer, ſehnſüchtiger Bläue überzog. Aber als er aus der Werkſtatt des alten Gran getreten war, als er an der Seite des Königs auf dem Thore von Gloceſter nach den nördlichen Gegenden Englands ritt, da lag die Welt anders vor ihm. Dem waren ja, nach dem Recht, die grünenden Fluren, die ſich vor ihm ausbreiteten, dem die hohen Waldbäume, die im Wehen der Luft mit den Gipfeln ſich zu ihm herabneigten, als wollten ſie ihn flüſternd fragen: „We haſt Du Dein Reich und Deine Königin?“ Wohl war ihm klar, daß jene Jungfrau eine hochgeborne, durch das Mißgeſchick der Zeiten in den Stand getretene Fürſtin war, die, wieder aufgerichtet, in hohem Glanze über die Welt ſtrahlen würde. Aber nun die ihm grüßende Welt, die ſein ſtarker Arm wieder ſich erkämpfen, als Brautgeſchenk darzubringen, ſo ein hochglänzendes Muſter ritterlicher Liebesthat im Munde der Sänger in die ferne Nachwelt klingen zu laſſen, — ein ſolcher Gedanke mußte zu alles verachtender Thatbegeiſterung den Mann entflammen, der, von der Schwärmerei der Zeit fortgeriſſen, über dem Zuge in das heilige Land zu dem Grabe des Erlöſers das Reich ſeiner Väter verloren hatte.

Die Romanzen der Chevalerie, die ſpäter den Charakter derſelben zur höchſten Blüthe entwickelten, waren in ſeinem Jugendlande, in der Normandie, zu damaliger Zeit ſchon entſtanden, und der Anfang jener Romanze, die in jenem wunderbaren Gemiſch der Langue d'Oui die fabelhafte Geſchichte der engliſchen Könige beſchreibt:

Qui velt oïr, qui velt oïr
De roi en roi et d'honor en honor
Qui vil servir et donc ils vinrent
Qui Engleterre primers tinrent,

tönte in seinem Ohren. Verwirrt rollte das funkelnde Auge umher, muthiger bäumte sich das Roß unter ihm, und gar oft hielt ihn ein in die Stille seiner Gedanken von Zeit zu Zeit hineingeworfenes Wort des Königs, ihn an die Gegenwart erinnernd, noch zur rechten Zeit zurück, wenn er dem Rosse, das stürmende Wogen in der Brust zu dämpfen, die Zügel ließ und schon einige Schritte weit vorangesprengt war. Zähneknirschend hielt er dann an, um der verdächtigen Bewegung den Schein zu geben, als vermöge er das Thier schwer zu bändigen. Doch entgingen auf die Länge dem darüber innig frohen Könige die Bewegungen nicht, und er äußerte nur einmal mit bedeutsamem Blick: „Die Reise scheint Eurem Rosse Flügel wachsen zu lassen, Herr Herzog."

Als sie in die nördlicheren Provinzen gelangt, war der König besonders begierig das alte Halifax zu sehen, das er mit jenem neuen Hängetrittogramm begabt hatte. Sobald sie daher die Thürme von Halifax erblickten, konnte Heinrich kaum die Ankunft daselbst erwarten. Vergebens sah er aber in der Nähe sich nach einem jubelnden Zuge, nach Blumen und Kränzen um; vergebens suchte er sein Gehör zu schärfen und überredete sich, an diesem nur oder an den rüstigen Glocken der Stadtthürme liege es, wenn er das frohe Getöse nicht vernehme. Doch nichts von allem that sich kund.

Schon brachte Heinrich das Gewühl der herrlichen

Freiheit entgegen, der weiß angestrichene Galgen nämlich, der die ganze flache Gegend auf einem Hügel nahe an der Stadt beherrschte, er blieb aber auch noch immer der einzige ihm errichtete Ehrenbogen. Als er mit seinem Zuge vor ihm hielt, entdeckte er auch nicht das kleinste Merkmal eines freudigen Empfanges, als einen an dem Querbalken zierlich in eine Schlinge gewundenen Strick, der sich noch nach Füllung zu sehnen schien. Erst an den Stadtthoren traf er auf eine kleine Schaar in ordentlicher Stellung und mit traurigen Mienen, Hebarkins an der Spitze, der dem Könige schweigend ein Stück Tuch darbot, und mit bedeutendem Blicke auf die darauf aber deutlichen Pferdehufe deutete. Zugleich trug der kaum Tuchherr dem erstaunten Könige das Gesuch der Einwohner von Halifax vor, ihnen das unglückliche Privilegium, dessen Gewichte sie nicht gewachsen seyen, und das sie zum Spott der ganzen Nachbarschaft mache, auch ihnen unsäglichen Schaden zugefügt habe, wieder abzunehmen.

Als der König sich die Deutung dieser Nachricht und seines sinnreichen Symbols auf dem Stücke Tuch erbat, erfuhr er, die Einwohner hätten in ihrem großen Leidwesen die Erfahrung machen müssen, daß ihr Privilegium ihnen darum nichts nütze, weil zu Ausübung desselben, nach der Sitte der Zeit, sich durchaus Niemand zu einem Henkersmann habe hergeben wollen. — Zur weiteren Erläuterung dieser Sitte führt der Verfasser unseres Volksbuchs noch an, daß gerade zu der Zeit, als das Galgenrecht von Halifax gegeben worden, zwei Henker in London gestorben seyen, und man erst habe zwei Flammän-

der zu diesem Dienste nach England herüberkommen müssen, daß aber in der Interimszeit, in der Niemand ihren Dienst versehen wollen, ein verwegener Dieb, Namens Cripple, Nachts die so genannte große Wetterglocke auf der Hauptkirche, welche von reinem Silber gewesen, und noch ihrer Größe bei der Höhe des Thurms den Menschen wie ein Eyerling so klein erscheinen soll, herunter gestohlen habe. — Er habe nun, sagte Holzschuh fort, im Vertrauen auf die Strenge der gedrohten Strafe seine Mitbürger beredet, die Ketten der Radewächter bei dem Tuche zu ersparen; da sey ihnen nun alles Tuch gestohlen worden, besonders von einem, Namens Wallis, der die Hufe seinen Pferden verkehrt aufschlagen habe, damit man ihn in falscher Richtung verfolge, und auf jenem Tuche seyen die Zeichen seiner That noch zu sehen. Als sie ihn endlich mit dem Tuche erhascht, habe ihn kein Mensch hängen wollen: ersengen habe man ihn nicht halten dürfen, bis sich vielleicht ein Henker gefunden hätte, da das Gesetz das Hängen „auf der Stelle" hier erlaube; so habe man ihn wieder entlassen müssen; und da, nach Bestimmung des Privilegiums, wenn einer wieder hergekommen, derselbe nur innerhalb vier Ellen vom Galgen wieder ergriffen werden dürfe, so habe der Kerl ebendarein ihnen vor der Nase herum und lache sie mit seinen Gesellen aus. Darum möge es Ew. Majestät gefallen, das Gesetz wieder zurückzunehmen, damit sie sich doch der Diebe, wo sie sie finden, wieder bemächtigen dürfen, um sie, wenn sie dieselben auch nicht hängen dürften, doch, wie früher, bestrafen zu können. Wolle er aber recht gnädig seyn, so möge er die peinliche Erfindung

erlauben, die ihnen die Stadtpoort anpreisen, verlor weder man den Dieben die Köpfe abschlagen könne, ohne daß irgend einer Menschen Hülfe dabei nöthig wäre.

Der König, die Neidereitigkeit einer strengen Verfassung einsehend, erlaubte dem darüber sehr hohen Herrn und den Gerichtshof Walchheim, hob aber jene ungerechten Privilegiumsmann der Ausübung des Gesetzes, in Rücksicht auf das Freiheitsgefühl der Engländer, nicht auf. Wenn die Erfindung des französischen Pferds bekannten, darüber berichtet hat alle Buch nichts Genaueres.

Nun begannen aber die Feindschaften wegen der Ankunft des Königs in Hallifax mit heftigem Glanze, wie an den ärmsten Leben der Taubmader, und da die Stadt kein glänzendes Gebäude hatte, in welches Lebensart den König führen mochte, wurde ein köstliches Mahl unter dem Schatten großer Bäume gehalten, und Heinrich, in seiner Laune über die närrischen und einfältigen, aber treuen Hallifaxer, sprach dem guten Rheinweine, der damals in England besonders beliebt war, tüchtig zu und vergaß nicht seinem Gefolge, seinen Dienern so freundlich zu begegnen.

Es war aber eine Menge von Leuten nach und nach auf die Nachricht von der Ankunft des Königs in der schönen und versprechenden „Golgrotiade" herbeigekommen, ihren Landesherrn und sein prächtiges Gefolge anzugaffen, unter ihnen auch mancher Dieb, neugierig, was für ein neuer Anfang die Galgenfrage endlich noch nehmen werde. Als Robert nun bemerkte, seinen neuen Gedanken und

Thüren nachhängend, eilten unter den hohen Bogen hindurch und sah vereint beinahe einen Regenbogen weit von dem Palaste entfernt hatte, flöste ihr plötzlich auf seinem steilen Rückkommen ein Gewölbe im Lande. Er wandte sich um und erblickte an einer hohen Tracht nachlässig angelehnt einen schlanken gebauten Mann, in einem faulen grünen Wamms von Lincolntuch, einer Mütze von rotb und blauem Zeuge auf dem Kopfe, einen großen Degen von Eisenholz in seinem Gürtel, ein großes Schwert am Riemen, mit metallenem Knaufe besetzt, von der Schulter herunterhängenden hirschledernen Gehänge, an der andern Seite ein kleines, gewundenes Hörnchen, über einem Köcher voll langer, an dem Schaft mit Federn versehener Pfeile — eine von jenen Erscheinungen, die jetzt bereits das Land in den nördlichen Grafschaften Englands zu verschwinden anfangen und, wegen ihrer Tapferkeit und Mannhaftigkeit von dem Volke, trotz ihrer Räubereien, sehr geliebt, selbst den Königen furchtbar; eine Klasse von Männern, die unter der Regierung Richards des Ersten, unter dem Namen der Vogelfreien von England, in Robin Hood ihre höchste Blüthe erreichten, und noch heute in den Volksliedern und Volkssagen und im Munde des englischen Volkes leben.

Das von dem schwarzen, tief auf den Scheitel herabhängenden, Haare einfassete braunrothe Antlitz, die große gebogene Nase, und die sprühenden ernsten Augen, die dem Herzog mit sonderbarem Ausdrucke prüfend trafen, verschönerten diesen gewaltsam. Der Mann schwur die Eiche nicht, und doch war es, als bringe sein Volk in der

unserem Gedanken der Herzog: jener Mann gehen bewahrt als Wesir, so schien, unübersteigbare Hindernisse, welche dem Unternehmen des jungen Prinzen kommen sollte, daß Robert sandte Heimath und die fürstliche Erscheinung entfernte. Eben so unvermuthet hatte Adelaide — denn der fürstliche Todtschlag war es — den Herzog an, nahm aber dann ruhig einen geschossenen Pfeil aus seinem Köcher, spannte ruhig den schweren Bogen mit dem sicheren Auge, zog ihn gleichsam prüfend auf, legte ihn langsam an die Wange und zielte dahin, wo Hildegard und Adelaide vornehme Gäste saßen, deren Gesichter durch die Verhüllung der Larven zu sehen waren. Erstaunt folgte Robert mit dem Auge den langsamen Bewegungen des fürstlichen Mannes, der absichtlich zu spielen schien, gleichsam um erst des Herzogs Meinung zu erforschen; kaum hatte aber dieser die Spitze des Pfeils sich nach dem Herzen des Königs, der eben mit schallendem Gelächter einen Becher zum Munde führte, bewegen sehen, als er erschrocken auf den Schützen zusprang und ihm mit gewaltsamer Hast in den Arm fiel. Der staunende Sinn Roberts konnte einen solchen Muthwillen nicht ertragen.

„Wer Ihr wollt," sagte kalt und ruhig der Herzog, nahm eben so langsam als bedächtig den Pfeil von der Sehne, stellte dann den Bogen wieder an die Wande und sah fest, während er sich beschäftigte, den Pfeil wieder in den Köcher zu stecken und ohne den Herzog anzusehen: „Die Gelegenheit kommt Euch freilich jetzt wohl nicht wieder! In einem Augenblicke," sagte er nun mit erhobener Stimme und wies auf sein Schießzeug, „waren drei wackere Recken aus den Gauen, wie Ihr sie

nicht so leicht wieder zusammen bekommt; auch kommt der König nicht so leicht wieder in die Nähe der Nordberge."

„Aber was," unterbrach ihn Robert, „macht Dich so unbesorgt zu einem Beschützer meiner Rechte?"

„Hm!" knirschte der alte Wallis, „sahet Ihr die Schlinge da am Galgen, als Ihr vorbeikamt? sie sollte um meinen Hals und gebricht sich im Winde ganz bemüht, daß sie so ohne einen festen Halt, wie ihr meine Glieder geben würden, zwischen Himmel und Erde baumeln muß! In Gunsten solcher sündenhöckerischen Schurken einen Galgen in England bauen! Wie lange wird's dauern, so finden sie einen, der Leute aufhängt, denen sie sonst in die Augen zu sehen sich schenken. Darum kam ich her, daß Ihr sehen sollet, wie Euch Burschen, wie wir, zum Herrn machen könnten, wofern Ihr nachher zum Lohn das verkommne Gesetz wieder zurücknähmt. Ist Euch damit aber nicht gedient, nun, so kann mir's gleich sein, wer den Galgen baut, ob der da oder ein anderer."

„Den Mord dürfte ich nicht dulden," rief Robert, des Schützen Hand fassend, „aber willst Du im ehrlichen Streite mir mit Deinem Pfeilen dienen, soll Euch werden, was Ihr verlangt, und noch mehr, wenn meines Vaters Erbe wieder mein ist. Blas', blas' gleich in Dein Horn; wir überfallen sie heut beim Trunk, und gewinnen den Preis ohne Schande."

„Geht nicht!" sagte der Schütz kopfschüttelnd. „Fällt der König durch den Schuß, könnte die ganze Heerde da recht im ersten Schrecken auseinander fahren; so sind ihrer zu viel, und das Horn weckt sie auf."

In dieſem Augenblicke erhob ſich der König zu ſeinem Heil; denn ſonſt hätte vielleicht doch noch das Nachgefühl des alten Yeoman und die Ueberredungsgabe des ritterlichen Herzogs die Gefahr über ſein Haupt gezogen. So mußte mit einem raſchen Sprunge der Herzog ſich wieder in des Königs Gefolge miſchen, nachdem er dem alten Schützen noch zugerufen: „Vergiß mich nicht, ich bin im Cardiffeſchloß!“

8.

König Heinrich hatte in ſeiner frohen Laune unter den ehrlichen Haliſarern keine Ahndung davon, welcher Gefahr er ſo eben durch den Edelmuth ſeines überwundenen Bruders entgangen, einer Gefahr, die ihm wegen ſeiner Nachſicht gegen Hodacine drohte, und die ihm in der Werkſtatt des alten Gray entſtanden war, ſo wenig als davon, daß ſeine Leutſeligkeit gegen die Tuchmacher zur Folge haben werde, ihn von der Gefahr zu befreien, die ihm beſtändig von ſeinem Bruder drohte. So vergaß er, als nach einer Rückreiſe von mehreren Wochen die Brüder ſich trennten, der König nach London eilte und Robert wieder nach Cardiff-Schloß gebracht wurde, den Hütern Befehle zu ſchärferer Bewachung des Herzogs mitzugeben, und ſo ſchieden ſie friedlich, um ſich bald ganz anders wieder zu treffen.

Der Herzog kam an ſpätem, ſternhellem Abend bei Cardiff an. Aber die Thürme des nahen Gloceſter, welche er mit funkelnden Zinnen noch in der Abendſonne erblickt, hatten zu mächtig ſein Herz dorthin gezogen, als

daß es ihm möglich gewesen wäre, die volle Treue in die finstern Gemächer der alten Burg einzusperren. und leicht gelang es ihm, seine Wächter, die ihn wegen seines stillen, leutseligen Wesens und seiner tiefen Schwermuth liebten, mit seiner einschmeichelnden Stimme zu bereden, ihn diesen Abend noch auf einem Gange nach Glocester zu begleiten. Vertraulich erzählte er ihnen, wie er dort ein Liebchen, eine schlichte Bürgerstochter, habe, die er nur bei nächtlicher Weile besuchen könne und so lange nicht gesehen habe. Aus der natürlichen Neigung, Unternehmungen der Art ausführen zu helfen, und in Geschäften solcher Art am wenigsten verrätherische Absichten ahnend, erfüllten die Hüter seinen Wunsch, in geringer Entfernung von der Wohnung des alten Gray seiner Rückkehr zu harren.

Die Häuser damaliger Zeit, selbst in London, waren noch mit Stroh gedeckt, niedrig und von einem Stock. Durch die Oeffnungen des hölzernen Fensterladens am kleinen Wohnhäuschen des reichen Tuchmachers drang dem Herzog ein Schein von Licht entgegen, und verrieth ihm die Anwesenheit der alten Leute, während die übrigen langen Nebengebäude in tiefer Stille dalagen, indem keinem Diener über die Zeit des Nachtmahls hinaus aufzubleiben erlaubt war. So legte sich der Herzog liebesehnsüchtig an die Klinsen des Ladens und schaute in das Stübchen hinein. Ihm gerade gegenüber loderte ein lustiges Feuer im Kamine und warf seinen Schein auf die glänzend überfirnißte, mit Holz überzogene Decke und Wände des Zimmers. Aber das Lieblichste, was es beleuchtete, war Margarethe, die im

mer noch, als das Lieblingskind des Hauses, an ihrem glänzenden Trimmrocken am Kamine sitzen und dem Plaudern der beiden geſprächigen Alten zuhören durfte, die auf großen gepolſterten Armſtühlen an dem eichenen Tiſche ſaßen, der ſilberhaarige Alte einen großen hölzernen Becher, an welchem die Baumrinde noch haſt, voll Meth vor ſich. Bläſſer ſchien dem Herzog das ſchöne Mädchen heute und ihr großes Auge feucht, wenn ſie es erhob, denn das Geſpräch der Alten hatte ihr ihre frühere Lage lebhaft ins Gedächtniß gerufen. Der Herzog hielt den Athem an, und leate das Ohr an die Ladenöffnung.

„Was?“ rief die Alte eben aus, „ſind wir nicht Gottes Kreaturen ſo gut wie die Londner, nicht des Königs Unterthanen ſo gut, und wohl noch beſſer, als ſie? ſind wir nicht noch wohlhabender als die meiſten, und ſollen wir das nicht eben ſo zeigen? Ich, das weiſt Du, Alter, wohl, will mich nicht mehr aufputzen; aber daß die feine Dirne da bei der Hochzeit mit unſerm Sohne, bei der Hochzeit ſag' ich, nicht ſo gut gehen ſoll, wie eine Schuhflickersfrau in London, das kann ich nicht ertragen. Uebertreffen uns wahrhaftig die Auſterweiber in London, die Küchenweiber in ihrem Sonntagsſtaate! Ja Waſſerträgerweiber habe ich gar auf unſerer letzten Reiſe mit einer Tracht Waſſer und einem goldnen Ringe an der Hand geſehen.“

„Nein, Frau,“ erwiederte der Alte und ſchüttelte bedachtſam den Kopf; „ſiehſt Du, Du muſt bedenken, was London iſt. London iſt die Hauptſtadt, die vornehmſte Stadt im ganzen Lande, ein Platz, auf den alle Fremden ihre Augen richten; es iſt des Königs Kammer

und Sr. Majestät königlicher Ehr. Darum schickt sich's durchaus, daß der Bürger in einer solchen Stadt in seiner Kleidung nicht wie ein Bauer aussieht, sondern zum Kredit unsers Landes müssen sie alle solche Wämmser tragen, die den Augen aller Fremden wohlthun und Ehrfurcht einflößen; wir müssen aber mit unserm grauen handgesponnenen Tuche zufrieden seyn."

„Ei," fiel die Alte ein, „giebt's nicht noch mehr Kredit, wenn das ganze Land stattlich geht? Eher will ich Dir zur Schande zerlumpt gehen, ehe dem lieben Kinde da ein Londner Damenkleid am Hochzeittage fehlen soll."

„Nichts da!" rief jetzt der Alte in stärkerem Tone und erhob sich von seinem Stuhle, über die ungewohnte Widerspenstigkeit seiner Hausfrau erzürnt; doch besänftigte er sich bald wieder und murmelte: „Weiß ich doch, daß Du die dummen Einfälle blos um des lieben Kindes willen da hast, das sich uns allen ins Herz geschlichen hat; freilich mag es ihr an ihrer Wiege nicht gesungen worden seyn," fuhr er weicher fort; „wohl mag der stolze Graf von Shrewsbury, als ihm das neugeborne Töchterlein auf den Arm gehoben ward, nicht gedacht haben —"

Hier unterbrach ein Geräusch am Fensterladen des Alten Rede. Die Ueberraschung über diese Ankunft von Margarethens Geburt hatte den Herzog so überwannt, daß er unversichtig mit dem Kopf gegen das Fenster gerannt, und dann einen Schritt zurück gewichen war. Aber der zweite Schreck folgte dem ersten gleich, ehe er sich noch fassen konnte, auf dem Fuße nach, denn er fühlte zu gleicher Zeit einen Schlag auf die Schulter

und ſah, als er ſich umwandte, daß er nicht der einzige Horcher des Geſprächs der beiden Alten geweſen war. Hell lag jetzt der Mondſchein auf der Straße und den Häuſern, und grauenhaft mußte ihm deshalb die verſtummte Geſtalt hinter ihm erſcheinen, die mit dem Arm ſchnell auf den Fenſterladen wies, und als Robert hinblickte, ſah er erſchrocken den weißen Kopf des alten Grau im Fenſter liegen. Aber zu ſeiner Freude zog der Alte ſogleich, als er die vermummte Geſtalt erblickte, den Kopf ganz ſtill in das Zimmer hinein, machte eben ſo ſachte den Fenſterladen wieder zu, und an dem Zeichen des Kreuzes, das er zuvor noch ſchlug, erſah der Herzog, daß der Greis die Geſtalt für irgend ein überirdiſches Weſen gehalten haben mußte.

„Habt Ihr gehört, wer Euer Feinsliebchen iſt?“ Mit dieſen Worten trat der Fremde dem Herzog wieder näher, ſchlug den Mantel auseinander, und das ihm nur zu erinnerliche Geſicht Wallis, des Bogenſchützen, wickelte ſich aus der Hülle heraus. „Habt Ihr gehört, Herr Herzog,“ wiederholte er, „welchen koſtbaren Lockvogel der alte Narr drin verbirgt?“

„Aber was wollteſt Du hier?“ fragte der Herzog, der ſeine bedeutſame Frage noch nicht verſtand, ſich ſcheu umſehend.

„Ei, gnädigſter Herr, Euch im Cardiſe-Schloß beſuchen. Wunderbar gut hat es diesmal ſich gefügt, daß ich zu gleicher Zeit mit Euch bei Cardiſe ankam, und Euch dann verwundert auf Eurem nächtlichen Gange folgte. Eure Sinne haben Euch vortrefflich geleitet; der geſcheuteſte Kopf hätte keinen beſſern Plan ausſinnen

können. Geht, geht, die Wächter rühren sich, ich will nach Frankreich hinüber. Das wird Euern alten Bundesgenossen, den Grafen von Shrewsbury, aus seinem Schlafe wecken, wenn er erfährt, daß sein Töchterchen, das er längst todt geglaubt, wie wir Alle, nun noch Königin von England werden kann; acht schnell, sucht unterdeß das Vögelchen in Eure Gewalt zu bekommen; ich will Euch bald Nachricht ins Schloß bringen, wohin Ihr sie zu schaffen habt; nicht wahr." damit wandte sich der Schüh zu dem fortreitenden Herzog zurück, „nicht wahr, Ihr reißt dem alten Wallis den Galgen nieder, wenn Ihr König seyd?"

V.

Es war einige Monate später, als dicht an der Meeresküste, am Kanal von Bristol, nicht fern von Monmouth in Gloucestershire, mitten in der dunkeln Nacht, ein gewappneter Mann langsam auf und nieder ging. Die Nacht war bitter kalt und der Gewappnete, der die Wachthut vom königlichen Heere übernommen hatte, damit nicht fernere Hülfe von Frankreich her der weiter im Lande hin ziehenden Rebellenschaar des Herzogs Robert und des Grafen Shrewsbury zufließen sollte, hatte sich so tief in seinen dunkeln Wappenmantel gehüllt, daß er im ganz schwarzen Umrissen dahin geschritten wäre, hätte nicht der glänzende Schaum auf den Spitzen der hoch und hohl gehenden Wogen von Zeit zu Zeit einen blitzenden Widerschein auf dem Brustharnisch gefunden, und damit der dunkeln Gestalt Bedeutung und Leben

verliehen. Die Stille der Nacht ward nur durch das einförmige melancholische Rauschen des Meeres, dessen Wellen sich schäumend gegen die kreidigen Felsen des Ufers stürzten, durch das ferne Rufen der Wächter, und von Zeit zu Zeit durch den Schlag der Glocken in der nahen Stadt unterbrochen.

Die beiden hohen Kalkfelsen aber, zwischen denen der Mann seine nächtliche Wache hielt, und die kühn weit in die Wogen hinein traten, schnitten von der unermeßlichen Fläche des Meeres ein Stück ab, das mit dem Sternengewölbe ein schönes, übersehbares und deshalb heimischeres, wie in einen Rahmen gezogenes Gemälde bildete. Dies nahm der einsam schweigenden Nacht viel von dem Grausigen, das sie sonst am Gestade eines in treffliche Ferne hinausziehenden Elementes hat, das in seiner so ungeheuern phosphorischen Größe und Gewalt das Gefühl der Ohnmacht in der Menschenbrust fast zu sehr und zu drückend erregt.

„'S ist als wenn's heut nicht kommen wollte, Herr," sagte eine tiefe Baßstimme, die von einer am Felsen zusammengekauerten Gestalt herkam, so daß der in Gedanken versunkene Wassermann erschrocken zusammenfuhr. „'s will heut gar nicht kommen; es wird bald Tag seyn, und um die Zeit gestern war es schon lange wieder fort. Das wäre doch verdammt, wenn wir Euch aus Euerm warmen Zelte herausgeheit hätten, damit Ihr vergebens hier die Nacht frören. Aber wahrhaftig, Tom und Robin haben's alle drei Nächte mit angehört, wie es laut und vernehmlich Euern Namen rief."

Es sprach das einer von des Mannes Dienern, der

die vorigen Nächte die Wacht am Meere gehabt, und dem mit seinen Gefährten dieses Abenteuer aufgestoßen war. So hatte sein Herr selbst die Hut am Strande übernommen, um zu verhüten, daß nicht etwa die Furcht der gemeinen Krieger vor etwas Uebernatürlichem die vermuthliche List der Feinde gelingen lasse. Nicht weit hinter den Felsen lag eine Schaar im Hinterhalt. Eben stand der Orion mit seinem Schwerte in überaus hellem Glanze funkelnd in der Mitte jenes Bildes und der Gewappnete schaute in seltsamer Stimmung in die schönen goldnen Sterne, die dem hellen klaren Himmel zu einem blauen, silbergestirnten Königsmantel machten, als plötzlich ein Plätschern durch die bei Herannahen des Tages ruhiger gewordenen Wogen zu seinem Ohr drang, der schwarze Schnabel eines Fahrzeuges sich um die Ecke des einen Felsens bog, das Fahrzeug bald in der Mitte zwischen den Felsen schwebte und aus demselben eine lange weiße Gestalt sich schnell emporhob.

„So war's auch gestern," sprach der Knappe, der erschrocken von seinem Lager aufsprang, zu dem Führer, der in sprachlosem Entsetzen die Erscheinung anstarrte. Eben wollte dieser, sich ermannend, jene verborgene Schaar herbeirufen, nachdem er durch das Zeichen des Kreuzes dem Schutz der Jungfrau und aller Heiligen sich empfohlen, als in demselben Augenblicke ein hellleuchtender Schein, wie ihn die Dünste des Meeres oft zur Nachtzeit erzeugen, über die Gegend hinfuhr und einen Augenblick das Dunkel erleuchtete. Der liebliche Anblick einer schönen Jungfrau, mit langen, über die Schultern wallenden Haaren, gab ihm die augenblickliche Ueberzeu-

gung, es sey ein gewaltsamer Angriff nicht zu fürchten. Da auch er von jenem Schein umleuchtet und der Jungfrau kenntlich geworden war, so sah er den Kahn, von mehreren Männern gerudert, schnell auf den Strand zukommen. So groß war der Zauber, den die liebliche Erscheinung auf den in Gedanken an den morgenden blutigen Tag wehmüthig und sanft gestimmten Gewappneten ausübte, daß er, die Hut gegen eine Feindesist vergessend, wenn auch halb in Furcht, daß ein überirdisches Wesen den Sterblichen heimsuche, an das Gestade schritt, und kühn den Arm der Nerne oder Nixe zum Aussteigen bot.

Warm rieselte es bis in seine Brust, als eine warme weiche Hand die seinige, die er vom Eisenhandschuh entblößt, um den Feind recht sanft anzufassen, berührte. Freundlich hob er, so sauer es ihm auch zu werden schien, die Jungfrau über den Schlamm des Ufers hinüber, während er zu gleicher Zeit den Männern im Nachen mit drohender Geberde gebot, sich nicht vom Flecke zu rühren, was diese auch nicht zu beabsichtigen schienen.

„Margarethe!“ rief der Gewappnete, als er das Mädchen ans Ufer gesetzt und sie näher ins Auge gefaßt, und stieß in unwilligem Erstaunen sie von sich zurück.

„O, Vater Graf,“ erwiederte wehmüthig die Jungfrau, „könnt Ihr so der Tochter zürnen, daß sie vom Geliebten sich zu dem alten Vater wieder führen ließ? Bin ich, die Schwache, Unglückliche, Schuld an diesem blutigen Streite der rohen, ehrgeizigen Männer?“

„Du bist freilich nicht Schuld, Kind,“ sagte weicher

der Alte, „aber der Zauber, den Dir zum Unheil so vieler Männer Gott verlieh, der mich bewog, eine von Gott Gezeichnete in mein Haus zu nehmen, der meine alten Glieder in ungewohnten Stahl zwängt, der mich, den alten friedlichen Mann, morgen in die vordersten Reihen der blutigen Krieger treibt; denn wie könnte ich anders den schweren, schimpflichen Verdacht von mir wälzen, als hätte ich Antheil an der Empörung, die sich an meinem friedlichen Heerde entspann!“

„O Gott, das ist's ja eben,“ rief mit herzzerschneidendem Tone Margarethe, „was mir die Ruhe von dem Lager scheucht, und mich in der kalten Nacht unter rohe Männer auf das wilde Meer hinaus treibt; das ist es, warum ich vier Nächte schon die Vummerei eines Gespenstes anlege, um die gemeinen Krieger weg zu schrekken, und Euch, der die Hut hier am Meere hat, an's Ufer zu locken. Ich kann's nicht tragen, daß morgen der Vater oder der Geliebte das Todesschwert dem Greise in die Brust stoßen soll, der einem alten Vater sein Kind zweimal mit eigner Gefahr vom Tode gerettet. Hat es Euch je etwas gegolten, Vater Gray, daß Euch Margarethens Lied Abends am heimischen Heerde in friedlichen Schlummer sang, daß sie sorgsam die Fliegen von Eurem Gesichte Stunden lang verscheuchte, so beschwöre ich Euch, geht morgen nicht in die Schlacht.“

„Du warst immer dem alten Manne ein liebes Kind,“ sagte tief gerührt der Alte. „Aber sieh, auch meine Hausfrau ist schon vorangegangen; sie unterlag dem Kummer. Wohl hat sie das nicht gedacht, Margarethe, als sie auf dem Markte gerührt vor Dir stand.“

„O ſeyd barmherzig,“ ſchluchzte die Jungfrau, „o bleibt, bleibt zurück!“

„Weine nicht ſo, Kind. Du machſt mir das Herz nur noch ſchwerer,“ erwiederte der ehrwürdige Tuchherr. „Laß mich nun noch den Troſt haben, daß ich einen ehrenvollen Tod finde, daß die Enkel, die ſpäter kommen, ſagen können: Seht, er war doch treu, der Alte, er gab ſein letztes Herzblut aus den halb ſchon erſtarrten Adern ſeinem gnädigen Könige, der ihn hoch vor allen geehrt;“ doch hier verſagte auch dem Alten die Stimme, und, um dieſe ſchmerzliche Scene zu enden, winkte er dem Diener, die am Boden liegende Jungfrau wieder in den Nachen zu tragen. Als dieſer die laut Weinende dort niederlegte, wiſchte ſich ſelbſt mancher von den Ruderern einen Tropfen aus dem bärtigen Geſicht, und Niemand beſchreibt wohl den Schmerz des alten Grav, als er den Zipfel des weißen Gewandes am Felſen verſchwinden ſah, und ſie ſo auf immer aus dem Geſichte verlor.

Schon war im Oſten ein blaſſer Lichtſtreif am Horizonte ſichtbar; ſchon zogen ſich die Schatten der Nacht auf dem weiten Meere in die Thäler, welche die Wellenberge bildeten, während die Wellen dem Auge immer weiter von den ſchaumigen Spitzen herunter ſichtbar wurden, aber in der ewigen Bewegung ward bald der helle Berg das dunkle Thal, und umgekehrt. Schon traf ein heller Streif die Wände der Kalkfelſen und die größern Pflanzen wurden dem Auge wieder ſichtbar. Eine ſcharfe Morgenluft wehte erfriſchend über das Ufer und verjagte auch aus des Alten Herzen die Geſtalten und bangen Gefühle der Nacht. Bald prallte ein rother

Streif oben an die Felſenwand. Es war der erſte Strahl der die junge Welt begrüßenden Sonne. Rauſchend ſchwang ſich die Seemöwe vom Felſen der Sonne entgegen, und herrlich funkelten ihre Flügel in den ſie vergoldenden Strahlen.

In dieſem Augenblicke erſchollen von dem engliſchen Lager her die Poſaunen, die den Morgen und das Morgengebet für das Heer verkündeten. In vollen Accorden erzitterten die kräftigen Töne über das Land zum Meeresufer hin, und drangen ermuthigend und begeiſternd ſelbſt in des Alten Herz. Da ſank auch er am Ufer auf die Kniee nieder, heiß drang in dem herrlichen Morgen ſein frommes Gebet zum Thron des Allmächtigen empor, und jedes einzelne Leid tauchte unter in das groſe Gefühl der erhabenen Schöpfung.

10.

Die Hoffnungen Herzog Roberts und ſeiner Anhänger waren grauſam getäuſcht worden; König Ludwig hatte ſie, von dem frühern Ausgange gewiſſigt, wenig oder gar nicht unterſtützt; die Einwohner von England ſelbſt hatten bei dem klugen Benehmen Heinrich's ſo wenig zu gewinnen, daß nur ſchlechtes Geſindel, unter Wallis Anführung, zu ihnen ſtieß. Von Tage zu Tage hatten ſie auf mehr Verſtärkung gehofft, und als ſie ihrer Täuſchung vollſtändig inne geworden, war es unmöglich, dem ſie umzingelnden Heere des Königs zu entkommen.

Der ungleiche Kampf war gar bald entſchieden, und

die dem Ausgange deſſelben im Zelte ihres Vaters harrende Margarethe ward bei dem Anblick der wenigen Flüchtlinge nur zu bald ihres Schickſals gewiß. Von Todesangſt beflügelt, eilte ſie durch die Haufen der Krieger auf das Schlachtfeld. Unter den vorderſten Reihen traf ſie den Körper ihres Vaters und dicht neben demſelben den des alten Grav. Beide, die ungeſtümſten Kämpfer, waren gleich die erſten Opfer des Tages geweſen, und die Lage der Leichen machte es der troſtlos jammernden Tochter nur zu wahrſcheinlich, daß ihre Angſt gegründet geweſen, und daß beide ſich, einander nicht kennend, im ſchrecklichen Zweikampfe getödtet.

Doch harrte ihrer ein noch jammervollerer Anblick, als ſie die Augen erhob und den ſich vergebens ſträubenden Geliebten in dem Arm dreier ſtarken Männer erblickte, umringt von einem Haufen roher Zuſchauer, unter denen der König mit von Wuth erhitztem Angeſicht zu Pferde hielt und mit zorniger lauter Stimme Befehle ertheilte. Bald darauf riſſen die Männer, welche ſie ſchon in den Zelten aufgeſucht, die Jungfrau gewaltſam zu der Gruppe hin.

Wir ziehen einen Schleier vor die Scene, wie der König, von der Leidenſchaft des Augenblicks hingeriſſen, ganz gegen ſeine ſonſtige Klugheit, ſeinen Namen mit Grauſamkeit befleckte und befahl, ſeinen Bruder, damit er nicht wieder entflöhe, auf der Stelle in Gegenwart der Geliebten, die mit ihm geflohen war, des Lichtes ſeiner Augen zu berauben, wie der unglückliche Herzog von der Sonne und dem Glanz der Erde Abſchied nahm, und, nachdem er noch den letzten Blick auf die ohnmäch-

tige Jungfrau geworfen, für immer in ewige Nacht ver-
ſank. —

Als Heinrich von ſeiner erſten Leidenſchaftlichkeit zu-
rückgekommen war, ſeine Klugheit und ſein beſſeres Ge-
fühl wieder die Oberhand in ihm gewonnen hatten, reute
ihn herzlich die raſche That, und vor allem jammerte ihn
das Schickſal der unglücklichen Margarethe, die durch ihn
Eltern und Heimath und den Geliebten verloren. Als
ſie daher flehentlich bat, ihre übrigen Tage in der Abtei
zu Gloceſter verbringen zu dürfen, gewährte er ihr dieſe
Bitte, und beſchloß ſogar, ſie vor allem Volk königlich
zu ehren und ſie ſelbſt in jene Ruheſtätte ihres Herzens
zu begleiten.

„Als der Tag ihrer Einkleidung gekommen, ſo erzählt
ausführlich die Sage, zog man ihr ein fürſtliches Kleid,
durchaus von weißer Seide, an, legte ihr einen goldenen
Gürtel um, ſteckte ihr Perlen und Edelſteine in das
ſchöne Haar, das, wie bei einer fürſtlichen Braut, in
langen Locken bis auf die Schultern herabfiel, und band
um ihren weißen Nacken Juwelen von unſchätzbarem
Werthe aus des Königs Schatze.

Aus dem Hauſe ihres Pflegevaters, des alten Gray,
trat das ſo glänzend geſchmückte Opfer in die von dem
Volke, das an dem trüben Geſchick der von allen heiß
geliebten Jungfrau den innigſten Antheil nahm, überfüll-
ten Straßen, die von den Einwohnern mit grünen
Zweigen belegt waren. Alle Glocken in Gloceſter
wurden geläutet, als ſie, „wie ein himmliſcher Engel,“
zwiſchen dem Könige, der ſein königliches Gewand um,
ſeine Krone auf dem Haupte hatte, und dem erſten Bi-

ſchofe, der ſeine Mitra trug und ein goldgeſticktes Gewand, einherging und über ihrem Haupte ein weißſeidener Baldachin getragen ward. Voran gingen gegen hundert, heilige Geſänge anſtimmende, Prieſter, und ihr nach die vornehmſten Frauen des Landes, dann alle Bürgerfrauen und Mädchen von Glocester, und auf jeder Seite ſtand eine unzählige Maſſe Volks. Als ſie in die Kirche vor die Aebtiſſin ackommen war, kniete ſie nieder und verrichtete ihr Gebet. Darauf that ſie mit eigenen Händen ihr jungfräuliches Gewand, ihren Gürtel und ihre Juwelen ab. Dann führte man ſie bei Seite, und zog ihr, ſtatt ihres ſeidenen Kleides, ein härenes Gewand an. Die Kloſterfrauen ſchnitten ihr die herrlichen Locken ab, und ſtreuten ihr Staub und Aſche auf das Haupt, und als man ſie barfuß wieder zum Vorſchein brachte, da weinte alles Volk. Darauf führte man ſie für immer vor den Augen der Welt hinweg. Aber der König ſchenkte noch reiches Land der Abtei, der ſie angehörte.“ — So lebt die Jungfrau im Andenken des Volks, während ihres unglücklichen Geliebten nicht ferner erwähnt wird, als daß er auf ſein Verlangen nach ſeinem Tode in dieſer Abtei beſtattet ward.

Einen Nachkommen jener neun „Hauswirthe“ erhob der König hoch vor allen, und machte ihn zum erſten Lord-Major von London. Wer konnte dies wohl anders ſeyn, als der Sohn des alten treuen Tuchherrn Gray von Glocester?

So unterſtützte das Schickſal nach der Sage des Volkes wunderbar den Willen dem König treu ergebener, friedlicher und gewerbfleißiger Unterthanen, um ihn ganz

vor jeder Furcht vor Gefährdung ſeines Thrones zu ſchützen, und es haben ſich die Grundzüge jener Sage, ſo ſeltſam ſie auch manchmal nach der Gewohnheit des Volkes Namen und Zeiten vermiſcht, darum wohl noch ſo lebendig im Volke erhalten, weil es demſelben ſo vorkommen mußte, als habe das Geſchick mitten in rohen und kriegeriſchen Zeiten, wo Geſetzmäßigkeit und friedliche Ruhe ſo ſeltne Erſcheinungen ſind, recht auffallend zeigen wollen, welche Gewalt der Herrſcher ſich gründet, welcher jene befördert, und daß ein ſolcher, ſelbſt wenn er die in den Gemüthern der Menſchen durch die Zeit und den Glauben geheiligten Geſetze der Erbfolge nicht achtet, dem in jenen Zeiten gefürchteſten Gegner, dem blos ritterlichen und kriegeriſchen, obzuſiegen vermag. Und darum zeigt ſich wunderbar für Robert's Schickſal kein Mitleid und tadelt des Königs Grauſamkeit nicht. — Wohl mußte die Erinnerung daran deſto länger im Volke leben, als das Dunkel der noch lange dauernden rohen und kriegeriſchen Zeiten jenem friedlichen Lichte einen um ſo helleren Glanz verlieh. Was die in den Daten und Namen genauere Geſchichte dazu ſagt, was geht dies das Volk, was nach ihm den Dichter an?

Musikalisch-dramaturgische Aufsätze.

I.

Ueber die Oper und ihre Bedeutsamkeit im Allgemeinen*).

Die Oper bemächtigt sich immer mehr der Bühne und nimmt die Aufmerksamkeit des Publikums immer mehr in Anspruch; dennoch wird so wenig versucht, Komponisten wie Dichtern, Sängern wie blos recitirenden Schauspielern, gleiche Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Dies fällt um so mehr auf, als so große Männer schon gegen die Meinung derer sich erheben, welche die Oper unbedingt als den Krebs, der an der deutschen Bühne nagt, betrachtet wissen, die nur Heil für die dramatische Kunst von der Verbannung derselben erwarten wollen.

„Ich hatte" — sagt Schiller in einem in dem ersten Hefte des 6. Bandes über Kunst und Alterthümer mitgetheilten Briefe an Göthe — „ich hatte immer „ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus „den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in „einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte. In der

*) Zuerst im Dresdener Merkur, September 1827.

„Oper verläßt man wirklich jene ſervile Naturnachah-
„mung, und, obgleich nur unter dem Namen von Indul-
„genz, könnte ſich auf dieſem Wege das Ideale auf das
„Theater ſtehlen.“

Dieſe Klage über die Nüchternheit und ſervile Na-
turnachahmung auf dem Theater zu einer Zeit (1797),
wo die deutſche Oper ſich erſt zu verbreiten anfing, ent-
kräftet ſchon an ſich jenen Vorwurf, und die, welche
ewig nur von den guten alten Zeiten predigen, bedenken
nicht, daß die Seiltänze, welche Schrödern bekanntlich
in ſeinem Wirken ſtörten, doch tief ſelbſt unter der prunk-
hafteſten Oper ſtehen, und daß daher der Geſchmack ei-
nes Theils des jetzigen Publikums an dieſer immer doch
um ſo viel höher über dem des damaligen ſtehen müſſe,
als Singen und Muſik über Springen und Seiltanz.

In das Mährchenhafte, das Geiſterweſen, die rein
ideellen, in der Sage und Ahnung nur begründeten Ge-
ſtalten, hüllte ſich die Poeſie von jeher ſo gern, um durch
eine das Gemüth in höhere Schwingung verſetzende au-
ßerordentliche Form den Menſchen in jenen magnetiſchen
Schlaf zu wiegen, in dem ſie wunderſam zu ihm ſpricht.
Einer Zeit, die des reinen, ſüßen Glaubens noch ſo viel
hatte, in der Shakeſpeare ſeinen Geiſt im Hamlet,
ſeine Hexen im Macbeth, ſeine lieblichen Elfen im Som-
mernachtstraum, ſeinen Ariel mit der unſichtbaren ſchö-
nen Muſik im Sturm, citirte — einem Volke, das jetzt
noch phantaſie- und glaubensreich die Spekulation des
bürgerlichen und berechnenden Lebens haßt, dem Gozzi
ſeine wunderbaren Dramen verführte, konnten jene Gei-
ſter ohne ein vorbereitendes, die Phantaſie erſt künſtlich

im Allgemeinen aufregendes Mittel blos in Wort und Geſtalt wirkend erſcheinen. Aber den ſo nüchternen Deutſchen, wie ſie im Allgemeinen Schiller am Ende des 18ten Jahrhunderts fand, die ſo mit Spott auf die alten Geſtalten des Mittelalters, deren ſie ſich früher erfreuten, herabſahen, mußte ein mächtiger Geiſt hervorgerufen werden, der ſie in jenen ſchönen, edlen Schlummer zurückſingen konnte — die in Geſtalt und Handlung vor ſie hintretende Muſik, die ſich damals gerade immer mehr aus dem einfachen Liede des Volks, aus den Hymnen und Oratorien der Kirche, wo ſie nur ein Gefühl, eine Andacht einſeitig hervorrief, zum mannigfaltigen, allen Gefühlen des Herzens Platz machenden Drama, vor das ganze Volk auf die Bühne hindrängte.

„Sie" — fährt Schiller am gedachten Orte fort — „ſtimmt durch ihre Macht, durch eine freiere harmo„niſche Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einem „ſchönern Empfängniß, und das Wunderbare, was in der „Oper geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff „gleichgültig machen."

Und in der That auch wirkte Schiller beſonders zur größern Aufnahme der Oper in Deutſchland. Die Orgel in dem pomphaften Krönungszuge der Jungfrau, die wie ein alter Glockenton aus ferner Zeit zu uns dringt, noch mehr die höchſt romantiſche, faſt opernartige Introduktion in ſeinem Tell, geben davon Zeugniß.

Wollte man zur Entgegnung die verderblichen Folgen, die für den Moment unläugbar die Oper über die darſtellende Kunſt hereingebracht hat — die Kaſſen ſprengende Prunkſucht und die Flitterlappen — den Ohr

Herz und Geist betäubenden Lärm, der alles einfach Erhabene zu ersticken droht, die immer nach Pikanterem freudig haschende Begier, die ein sonst recht gebildetes Publikum eine kurze Zeit sogar zum Ansehen von Affendarstellungen verleitete — wollte man dies erwiedern, man rückte mit eben dem Rechte dem Christenthume die Räubersynode zu Ephesus und Luthern den dreißigjährigen Krieg vor.

Freilich wirkt ein solcher Geist, wie er in der Musik und in der Oper weht, losgelassen plötzlich, wie die Winde aus dem Schlauche des Aeolus, anfangs verderbend, wie alles Große in der Weltgeschichte, bis gewaltigere Hände durch ihr quos ego! — ihn in die gebührenden Grenzen zurückführen. Schüchtern verbirgt sich noch oft die blos recitirende dramatische Kunst vor solchem Wesen, aber es wird anbrausen, sobald es der Poesie immer mehr gelingen wird, sich seiner zu bemächtigen, das Drama wird das Wunderbare von der Oper, die Oper Sinn, Ernst und Einfachheit vom Drama entnehmen, und die Zeit wird kommen, wo die Menschen auch hierin dankbar des Wortes und des Wirkens des Sängers gedenken werden, der vor Allen berufen war, für immer die Liebe und Verehrung der Menschen an sein Grab zu fesseln.

Die Hauptschwierigkeit, die sich bisher immer der reinern Wirkung der Oper entgegenstellte, die Hauptursache, daß sie eine so verderbte Richtung nahm, lag in dem Mangel guter Operndichter. Wir sind jetzt wenigstens so weit, daß wir fühlen, es verlohne sich der Mühe, daß ein begabter Mensch sich der Oper annehme. Schwie-

rig muß es ſeyn, da ſelbſt Göthe und Tieck nicht ſolche Arbeiten lieferten, an denen ſich bis jetzt noch ein Muſiker mit Erfolg verſuchen mochte, und ſchmerzlich fühlen wir es deshalb, daß ein mit muſikaliſchem und poetiſchem Sinne ſo reich begabter Menſch, wie Callot-Hofmann, nicht mehr dafür that, und lieber von ſeinen fratzenhaften Geſtalten ſich tödten ließ — daß ſein einziger Verſuch, ſeine Undine, für's Theater ſo gut wie verloren iſt.

Zwei allerdings ſchwer zu erringende Erforderniſſe begegnen ſich hier; einmal daß der Dichter, was in der Poeſie faſt das Schwerſte iſt, ein mit lebendiger Behandlung organiſch conſtruirtes Drama zu entwerfen vermöge, mit allen einzelnen Scenen und zwar ſolchen, die der Muſik Gelegenheit geben, die in ihrem Bereich liegenden Gefühle und Leidenſchaften in harmoniſchem Wechſel zu entwickeln — daß er im Allgemeinen alſo der Muſik ſich zu bemächtigen und ſie ſich unterzuordnen wiſſe; — auf der andern Seite aber muß er wieder im Einzelnen vor der Muſik zurückzutreten, eine einfache, anſpruchloſe, gedrängte, und dennoch rhythmiſche, accentuirte und ſchön fallende, im Versmaaß, in der Länge und Kürze, nach muſikaliſchen Geſetzen mannigfach wechſelnde Sprache zu bilden — und immer doch dem Sinne des Komponiſten, ſeiner Richtung, ſeinem Geiſte ſich unterzuordnen im Stande ſeyn. Daß daher, ſelbſt bei natürlichen Anlagen, hierzu nöthig ſey eine lange Uebung im Hören, ein langes Vergleichen der Geſetze, in denen Sprache und Muſik in ihrer gegenſeitigen Wechſelwirkung zu einander ſtehen, um ſich in und durch einander zu erklären, wird

man leicht einsehen. Und schon eben deshalb mußte die Musik eine Zeit lang mit den Mitteln, die sie vorfinden konnte, von der Scene in das Volk und die Hörer hineinklingen, ehe sich an ihr Dichter heranbilden konnten, die sie nun weiter, als sie durch sich selbst kann, zu führen im Stande sind. So mußte die Oper erst lange sich die unverdiente Verachtung Vieler zuziehen, ehe sie aus ihr durch die Poesie selbst gerissen wird.

Ein Hauptübelstand freilich, der sich fast bei allen Opern und bei den meisten deutschen, ausser den Spohrschen, findet, und den die Italiener mit ihrem natürlichen Sinn für alles Musikalische fast immer vermeiden, ist das durchaus störende Abwechseln der Musik mit der Rede. Daß die Oper dadurch etwas Unnatürliches hat, geben selbst diejenigen zu, welche diese Abwechselung für nothwendig halten, damit das angegriffene Gemüth und Ohr etwas ausruhen könne. Aber eben dies Ausruhenwollen ist nur ein durch die bisherige Gewohnheit nothwendig gewordenes Bedürfniß; es ist dieser Wechsel zwischen Gesang und Sprechen einigermaßen dem beim Shakespeare häufig überdacht vorkommenden Wechsel zwischen Prosa und gebundener Rede zu vergleichen. Aber bei ihm, den immer ein so natürlich richtiges Gefühl leitete, sind die in Prosa und im Rhythmus redenden Personen fast immer verschieden. Von dem Augenblick, wo eine edlere Gestalt herein tritt, hört die Prosa auf. Weit fühlbarer ist dies in der Musik. „Der „höchste Sprechton" — sagt Jean Paul irgendwo — „steht immer tiefer als der tiefste Sington" — versteht sich bei derselben Person. — Wie oft haben wir den

Kummer, daß uns Jemand, der uns durch seinen Gesang in den Himmel erhob, durch sein Sprechen in das Gemeinste hinunterstürzt. So sollten selbst da, wo der Dialog nicht so langweilig als in den meisten Opern ist, vermittelnde Schauspieler wenigstens dazwischen treten, welche die oft in der Musik unverständlichen Erzählungen vertrügen. Nähme der Dichter gleich anfangs darauf Rücksicht, so würde die Oper durchaus auch dadurch an Gehalt gewinnen, und wir vernehmen mit Vergnügen, daß in dem letzten Meisterwerke Weber's solche recitirende Rollen sich finden, die selbst die bessern Schauspieler übernehmen. Schon in den allegorischen Vorstellungen, selbst bei Göthe, finden sich dazwischentretende erklärende Personen, und in der komischen Oper ist selbst die geflissentliche humoristische Vernichtung der Illusion durch plötzliches Hineinziehen der theatralischen Welt in die wirkliche, wie in Tieck's Kater, von grosser Wirkung. Freilich wird dies bei größeren und ernsten Kunstwerken nur ein Nothbehelf seyn, und bei einem wirklich abgerundeten und harmonischen Kunstwerke auf keine Weise vorkommen dürfen. — Der Hauptnachtheil aber, den das Sprechen und Singen derselben Personen mit sich bringt, ist die übertriebene Accentuation, Gestikulation, die aus dem darstellenden Gesang in die darstellende Rede mit hinübergezogen wird, und einen höchst affektirten unleidlichen Eindruck macht. Die heftigere Bewegung, die wir in der erregten höhern Stimmung der Musik selbst bei unbedeutenderen Aeußerungen erträglich und natürlich finden, ist unausstehlich, wenn sie nachher in der nüchternen Rede aus einem Ameisenworte ein Elephantengeschrei

macht. Selbſt beſſere und geübtere Darſteller ſind hiervon nicht frei.

Dem Umſtand, daß, wenn einmal nur in ſolcher ſeltenen Vereinigung eines geiſtigen Dualismus erzeugte Produkte erfordert werden, ſolche Beiſpiele in einem Volke zu ſelten hervorgehen können, um der Bühne den nöthigen Bedarf zuzuführen und die ſchlechteren Sachen zu verdrängen, kommt der zu Hülfe, daß die Muſik nicht in dem Grade wie die Sprache eine rein nationelle Erſcheinung iſt — daß im Allgemeinen die Leidenſchaften und Gefühle jedem Volke in denſelben Tonweiſen ſich offenbaren, die einzelnen detaillirteren, den einzelnen Völkern eigenthümlich angehörenden Formen aber, mag ſie der ſchottiſche Hochländer, der Schweizer, der Tyroler ſingen, mögen die Molltöne der Ruſſen und Neapolitaner in ihren Volksliedern, wie die leichten fröhlichen Chansons der Franzoſen zu uns herüber tönen, ſie verwandt an unſer Ohr und Herz ſich ſchmiegen. Und was Plato von den Ideen ſagt, daß ſie blos wiedererweckte alte Erinnerungen ſind; ſo ſpricht die Muſik faſt jedes Volks uns von bekannten dunklen vergangenen Zeiten und Ländern, in denen wir früher gelebt zu haben und geweſen zu ſeyn ſcheinen. — Was Göthe ferner von der jetzigen Literatur im Allgemeinen ſagt, ſie werde eine Welt-Literatur werden, das gilt groſſentheils auch von der Muſik. So drang Händel zu uns von London herüber, ſo ging Maria von Weber zu den Britten, und Beider Töne hallen zu gleicher Zeit von den Ufern der Themſe, wie an der Elbe wider.

II.

Ueber die Nothwendigkeit und die Wirksamkeit der musikalisch-dramaturgischen Kritik.

Man sage nicht, daß die wahre Kritik gegen die Volksstimme nichts vermöge; consequent durchgeführt, trägt sie ein langsames zwar, aber später, nachdem der, wenn die Wissenschaft ihn nicht unterstützt, nur kurz dauernde Reiz des ersten Momentes vorüber ist, desto wirkenderes und zerstörendes Gegengift mit sich. Aber wichtiger, als jeder andern Kunst, ist der Musik die Kritik, nicht nur weil das Bedürfniß der Seele nach ihr selbst der verderbtesten einen Eingang öffnet, sondern weil gegen ihre Verderbtheit fast nirgends anders eine Wehr sich findet. Den schlechten Dichter weise ich ab, den gedruckten Homer, Göthe oder den Shakespeare in der Hand; dem schlechten Maler zeige ich die mich ewig umgebende Natur, die mich ihn entbehren macht; — aber der schlechten Musik, der schlechten Oper bin ich verfallen, höre ich keine andere. Es ist oft in Zuhörern die größte anderweitige Bildung bei großer Empfänglichkeit für Musik ohne lange und ernste Bemühung zur Vervollkommnung dieses Sinnes nicht fähig, mittelmäßige Musik von guter zu unterscheiden, und Schönheiten in letzterer genau und bewußt herauszufinden und zu genießen; die erstern mangeln, zumal wenn sie nicht

unmittelbar neben einander oder hinter einander vor die Seele geführt werden. Dazu kommt, daß, wie in Einzelnen, so in der Menge, oft eine momentane Stimmung der Seele vorwaltet, die das Schlechteste oft begünstigt, da der Ton ein weit mehr physisch in die Sinne fallender Körper ist, als der Liebesdraht für das Auge, weit mehr durch die die Seele mit einem Flor umziehenden Sinne zur Seele erst dringen muß, und wenn er einmal in einem ihm günstigen Momente auf eine gewisse Weise einen Weg in die Sinne sich gebahnt hat, sie sich so leicht so bilden und formen, daß sie seinem wiederholten Eindringen offen bleiben, und andern Weisen den wirksamen Eintritt erschweren. Deßhalb muß über keinen Sinn sorgsamer mit dem Verstande gewacht werden, damit der Seele dieser so unendlich einflußreiche Weg zur Erweckung erhebender, großartiger und edelmenschlicher Gefühle erhalten, und sie nicht in dem Tummel leichtfertiger, tändelnder und kitzelnder Gefühle ertränkt werde. — Wie sehr das die großartigen Alten in seiner ganzen Schwere gefühlt, zeigt Plato's berühmter Eifer in seiner Republik, und Dinge, über die der in gewissem Sinne immer einseitige und mit der natürlichen Freiheit im Kampfe begriffene Staat nicht wachen darf, müssen der freien geistigen Sorge ernster, unbefangener Männer, ihr Schutz den Waffen der Belehrung überlassen sein.

Wie viel weniger hätte Rossini z. B. überall den gesunden Geschmack in der Musik verderben können, wenn er eine nur einigermaßen begründete und anerkannte musikalische Aesthetik vorgefunden hätte! Wäre man ihm wenigstens von Seiten der Kritik kräftig entgegengetreten?

Aber man that ihm fast nur Vorschub, und diejenigen beinahe auf jeden Fall Unrecht, die sogar in dicken Bänden, in denen sie den durchgängigen Mangel an dramatischer Wahrheit selbst zugeben, seines schönen Talentes wegen ihn in Schutz nahmen, und seine kritischen Lobredner wurden. Da, wo sich ein Talent selbst so gefährlich macht, wo es darum nach einem vortrefflichen französischen Dramet mit dem Napoleon'schen so viel Aehnlichkeit hatte, daß es mit der großen Trommel in Europa den meisten Lärm machte, und sich im eigentlichsten Sinne ausposaunte — da thun die Kritik schon zu viel, wenn sie schöne Einzelnheiten lobend anerkennt. Ein solches Talent darf nur die strengste Opposition von Seiten der Kunst und Wissenschaft und überall Protestation und strenge Geltendmachung der Gesetze des wahren Schönen und Guten finden. In der großen Aufmerksamkeit der tadelnden Kritik auf dasselbe liegt schon Anerkennung seiner Bedeutsamkeit genug. Sie muß auf doppelte Schadloshaltung gegen seine Einwirkungen dringen, je verführerischer seine Reize sind, aus demselben Grunde, wie nach dem Talmud ein verursachter Schaden ganz ersetzt werden muß, wenn ein Hahn den Kopf in ein gläsernes Gefäß hineinsteckt, trinkt und dadurch das Gefäß zerbrennt, während nur die Hälfte des Schadens ersetzt wird für das Zerbrechen des Gefäßes durch das Gebären eines Eisels oder durch das Wälzen eines Pferdes. Denn wer einen Esel sich so nahe kommen läßt, hat den Schaden sich selber für seinen Geschmack zuzuschreiben, und ist daneben nirgends Hülfe. Es kann die erwähnte mosaische Aehnlichkeit, die, wie jede andere, aus den großen

und unſterblichen Muſtern dadurch bedeutet werden muß, daß man der Gründe ihrer Wirkungen bis ins Einzelnſte ſich klar bewuſt zu werden ſucht. — muß die Kritik gegen verderbliche Talente anderer Mittel ſich bedienen. Es ſteht ihr ein ſo einfaches, als wirkſames, täglich zu Gebote; ſie darf blos darauf dringen, daß ältere groſe und wahre dramatiſche Erſcheinnſſe aufgeführt würden. Groſes wäre dadurch zu erreichen, wenn man ſich bemühte, ſolche ältere Werke bühnbar entgegenzuſtellen, die in ihrer ſo groſen Herrlichkeit zu anſchaulichen Vergleichungen führen müſſen, geſchützt durch die europäiſche Bewährtheit der Namen ihrer Verfaſſer und ihrer Vortrefflichkeit, die man ſchon der Schande halber vortrefflich finden müſte, unterſtützt durch eine erklärende, mit Enthuſiasmus für ſie abgefaſte, Kritik. Unter ihrem Schutze, und durch ſie wieder mehr vertheidigt, würden dann erſt in ihrem Geiſt und Sinn gearbeitete neuere Werke ihren Eingang in die Herzen und Gemüther des Volks haben können. — Wer wäre zu dieſer Reſtauration des Geſchmackes mehr berufen, als der, welcher, und zwar ebenfalls gegen die Italiener, eine Revolution ſiegreich durchſetzte, — als der unſterbliche Gluck? — Er, der in ſeiner ſo ſtrengen Einfachheit und Erhabenheit, mit der vollendetſten Charakteriſtik und der bis in's Kleinſte tief berechneten dramatiſchen Umſicht, die ſich nicht nur auf die charakteriſtiſche Wahl jedes Inſtrumentes, ſondern jedes Tons ſelbſt in dieſem erſtreckt — mit der paſſendſten Wahl des Umfangs der Töne für jede Art menſchlicher Stimmen — in Allem faſt der Gegenſatz der Neuern iſt! — Ein Beiſp. der dem weichen Pa-

ris gegenüber seine Helena herum stemmen hält, nicht weil, wie doch selbst der geniale Rousseau meinte, sie eine Spartanerin war, sondern — weil sie Hektor schreit — der muß wohl ein Heilmittel in seinen Werken bringen, das sich der Welt kaum im Verlauf von Jahrhunderten wieder aufdringt.

So machte auch Rossini unter allen deutschen Städten in Berlin das wenigste Glück, der einzigen Stadt fast noch in Deutschland, die die Heimath Gluckscher Opern genannt werden konnte; — sein Glück in der neuesten Zeit verdankt er nur der zufälligen Anwesenheit der Sontag. — Ich habe zu sehr an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß ich nicht auf das Verstimmendste überzeugt seyn sollte, wie Rossini neben Gluck durchaus fallen müsse — und dennoch hörte ich in Berlin nur ein einzigesmal die beiden ersten Akte der Iphigenia in Tauris, da ich leider den dritten versäumte, um die gepriesene Sontag in einer Privatgesellschaft zum erstenmale zu sehen. — Wie erstaunt ich da der einfachen ernsten Ouverture horchte, die die Ruhe vor dem später eintretenden Sturme ausdrückt, fast ganz ohne die Wirkungsinstrumente ausgeführt! Wie die kurzen einfachen Striche der Begleitinstrumente in dem ernsten Gebäude widerhallten, und eine neue, erhabene Welt voll Ruhe, Großartigkeit, Kraft ohne Wille, Wilde ohne Schändlichkeit, voller einfacher, oft aber in erneuter Gestalt wiederkehrender, Gedanken und Motive schufen! — Wie den Sturm nachher selbst diesselben Instrumente, nur im Fortissimo ohne alles Geräusch und Getöse des Orchesters, ausdrückten! wie erhaben, zu den durch die Religion ge-

heiligten Andenken barbarischen Wahnes des Volkes gegen die Fremdlinge, während die Musik sich bewegte, in die die Stimme der beschwichtigenden Priesterin und des ernsten, rauhen, doch gemäßigteren Thoas hineinklingt! — Wie dann selbst in dem Scenenchore, das die mörderischen Keulen über die Gefangenen schwingt, zu dem ein moderner Tonsetzer alle Instrumente erschöpfender, durch Trompeten, Hörnern und Pikkoflöten schmetternder Dissonanzen des Orchesters losgelassen hätte, nur die Contrabässe und Violoncelle, die charakteristische Hauptmelodie angebend, verwahlen! Wie aber der Meister mit diesen einfachen Mitteln eine viele größere, schreckendere Wirkung erreicht, da das Ohr ihnen sich nicht widersetzen kann und fast gezwungen ist, sich den bei allem Furchtbaren doch in uns sich hineinschmeichelnden Tönen hinzugeben, während selbst Weber's Wolfsschlucht uns über kurz oder lang aus seinem Zauberkreis herausreißt, da er das Ohr über die Gebühr martert und endlosen hier die Grenzen des Schönen und der Kunst überspringt! — Und nun die herrlichen Recitative mit ihren langen vollen Tönen, in denen Vocale und Worte vollständig und deutlich sich aussprechen.

Der Sinn für Instrumental- und Concert-Musik erfordert nun noch weit mehr Ausbildung, Anregung und Uebung, da hier der Verstand und die Phantasie allein thätig seyn müssen und durch nichts unterstützt werden, während die dramatische durch Handlung und Darstellung, durch Wort und Mimik sich stützen; darum muß bei diesen äußeren Umständen bei uns hierfür Sinn noch weit mehr zurück seyn, als dort, wo jene Hindernisse

nicht Sinn haben. Daß die dramatische Musik an sich die Concert-Musik vertrage, will mir nicht einleuchten; ein Blick auf Berlin, wo die erste Lust im höchsten Flor, und hier doch die Stadt in Deutschland ist, wo die Concert-Musik am meisten blüht, so daß man sich in jüdischen, nach erbärmlichem und hämischem Witz in einzelnen Worten fast lauernden Verstand nicht schämt, dieses Verlangen nach einfach Recitativem in den Concerten spöttisch mit der Hundewuth zu vergleichen, bewies hier. Auch in süddeutschen Blättern fand sich eine Klage über Mangel an Sinn für Concerte in München. In Berlin mag, außer Spohr, Zelter's Singakademie unendlich viel als Gegenwirkung gegen die moderne Theater-Musik beitragen, und deshalb kann das ähnliche jetzt in München durch gesteigerte Intimität viel wirken. Aber das Ganze scheint mir doch in einem Allgemeinern seinen Grund zu haben, der eben das glänzende Beispiel des Zelter'schen Instituts möglich machte. — Dies ist aber die poetische Eigenthümlichkeit im Gegensatze der südlichen, und hier findet sich eben wieder das schon oben berührte, wunderbar umgekehrte Verhältniß der Musik im Schaffen und Empfangen. Der Süden brauchen zum Schaffen, der Norden zum Aufnehmen des Gehaltenen, in so ferne der höhere Verstand und die verwaltende Reflexion dies mehr begünstigt, wie natürlich doch bei der Instrumental-Musik der Fall ist. Alle großen Instrumentalisten waren aus Süden, nicht nur Corelli, Tartini, Boccherini, sondern Haydn, Mozart, Beethoven, die Romberge, Weber. Ja selbst die Bache, in deren Familie die Musik wunderbar genug

gleichsam vom Vater auf Sohn wie ein heiliges Kunst-Erbe durch Tradition sich fortpflanzte. Kommen auf Ungarn, wo diese Quelle am Ende im Norden versiegte, dort die Künstler-Familie aufhört. Aber in Italien erhielt sich die Concert-Musik fast nie; in England wurden diese Meister am meisten geehrt, und noch heute ist London das Eldorado jedes Virtuosen. Auch in Amsterdam wurde die Concert-Musik enthusiastisch verehrt. In Paris findet sich ein Gleichgewicht zwischen beiden, vielleicht auch bei den Berlinern, die immer allen Deutschen die meiste Aehnlichkeit mit den Parisern haben. — Wenn unsere Nachbarn nur noch die Böhmen einen so entschiedenen Geschmack für Instrumental-Musik, bei Schubert, in seiner Aesthetik der Tonkunst, einen Kammerton den schönsten in der Welt nennt. Dieser nach Süden begeistert kann bis zu den Venezianischen Gondoliern das schöne Reich des Lyrischen, der Liebe — das sich in Italien zum ausschließlichen Verwalten des Dramatischen bekennt und florirt, das auch Händel in seinen Oratorien so hat, nicht das kurze, abgerissene, die Nerven zusammendrückende, eine Menge derselben Gemüth überhäufende Opernmessen in den italienischen Nationen, mit dem immer wiederkehrenden Rollen in die Quinte, wo das vorher pausirende Orchester endlich wieder in die Tonica wieder einlenkt; — die vollständig durchgeführt begleitende Instrumentirung, mit den charakteristischen, nebenbei von dem Orchester ausgeführten Melodieen und Arien's, die uns bei Zelter, seinem Freunde, außer ihm, sich in höchst Grade finden, vielleicht auch beim ernsten Cherubini in seinen Jugendwerken. Ueberall bewegt sich die ganze Tonkunst immer

in an Masse das stärkere Element vor und, nur selten nach den jedesmaligen Umständen bald die Stimmen, bald die Instrumente vor; nicht ist der Stimme allein überlassen, nicht überschwemmen sie die Instrumente und gestatten sie nicht zum Ueberhören oder zum Verstummen. Wie überhaupt ist nicht das Normalen der tiefern Begleitinstrumente beim Zuhören und Schreiben; denn man kann bei der Leistung derselben sich nach der Stärke der jedesmaligen Singstimme richten; ist die Stimme stark genug, kann sie leicht, zum Vortheil des Ganzen, doppelt besetzt werden, während über eine sehr starke Stimme durch das Geräusch einer Trompete oder Klarinette, Oboe oder Violinlinie hinweg wird. Denn jetzt die starke Stimme der Maria, von der es heißt, daß sie in einem von Trompeten und Pauken begleiteten Chore noch zu unterscheiden gewesen sei, hob sich doch nur durch die andern Chorstimmen, die gewissermaßen einen ersten Theil der Instrumentalbegleitung wieder übertönten, über diejenige hinüber.

Am andern Tage hörte ich Rossini's vielgespielte Ouverture und, hätte ich nicht die Sonntag zu hören verlangt, von der ich wußte, daß sie namentlich im Finale des zweiten Akts die große Oper in Paris repräsentirte — die Ouverture hätte mich eben aus dem Hause getrieben, und schwerlich würde mich hiernach das schöne Quintett im ersten Akt und manches Ganze in der allgemeinen Behandlung des dritten Akts mit diesem Komponisten ausgesöhnt haben.

III.

Ueber die Nationalität in der dramatischen Musik und deren Verwandtschaft mit der der Volkslieder und Volksmährchen.*)

Ein Engländer hat vor kurzer Zeit im Berliner Conversationsblatt sein God save the king — nach seinem eigenen Ausdruck — anatomirt, hat dasselbe gegen die sonst monotone Englische Weise durch allerlei Modulationen durchgeführt, und hat hauptsächlich sich zum Hauptvergnügen dabei den Gesang und die Musik der Deutschen und Italienischen Oper in Dresden genommen. Wie es den Engländern mit der Musik überhaupt jämmerlich genug ergeht, — so gab auch der in Frage stehende, um in der Metapher zu bleiben, nicht nur ziemlich triviale, sondern auch nebenbei noch ganz falsche Töne von sich; — oder mit einfachen Worten: ein Engländer hat im Berliner Conversationsblatt in dem Streit, der unter uns in Dresden Statt findet, ob wir lieber Deutsche oder Italienische Musik hören und befördern sollen, Partei genommen, seine Meinung dahin abgegeben, daß wir die Italienische behalten sollen, und dabei allerlei Thatsachen erzählt, die nicht wahr sind.

Was nun seine Meinung betrifft, so könnten wir diese in Gottes Namen mit anfallen lassen, stände sie

*) Zuerst in der Dresdner Zeitung: „Ueber und Ernst über Dresden wie es ist. Januar 1836."

etwa in einem Englischen Klange, dem könnte sie nur nicht auffallen, wiewohl auch in neuester Zeit darin sich etliche, alles Nationalpedantismus entkleidete, durch ein Studium der besten Produkte aller Völker gebildete Urtheile in England sich wahrnehmen lassen. Wir wissen ja, daß im Allgemeinen die meisten Engländer ganz und gar ohne eine Spur musikalischen Talents, ganz ohne musikalische Anlagen, deshalb über Musik ein Wort mitreden, weil sie unsern grosen Händel einmal bezahlten und dessen Prachtoratorien ihnen Gelegenheit gaben, 1000 Musikanten in Birmingham zusammen zu treiben, dabei viel Geld aufgehen zu lassen, und nachher Spektakels davon zu machen. Wir wissen ja, daß ihnen, die darum von einer nationellen Musik keine Vorstellung in sich tragen können, es vollkommen gleich seyn kann, ob in London ihnen ein Deutscher, Franzose oder Italiener etwas vorspielt, und ob eine Deutsche oder Italienische Kehle ihnen etwas vergurgelt, und daß **Rossini** deshalb nicht seiner Melodien wegen, wie in Frankreich und Italien, sondern um der halsbrechenden Seufzerrouladen willen, das meiste Glück machte; eben so die **Sontag**. Wir könnten also darüber ruhig die Achsel zucken. Aber das verdient eine ernste Rüge, daß ein Mozart auf halbem Sold hier unter einem Volke selbst, das, durch und durch musikalisch, nicht nur in einem seiner grosen Abgeordneten, in **Gluck**, die Musik sogar in dem damals engherzig patriotischen Lande, in Frankreich, reformirte, unter einem Volke, das einer vernünftigen Theorie der Musik erst die Bahn brach, und in ein dunkles Reich früher unbestimmter Gefühlsanschauungen das helle Licht

in dem innern Wesen derselben tief begründeter Verstandesbegriffe brachte, während es zu gleicher Zeit die glühendsten, Gefühl- und Gedanken-reichsten, in gleichmäßiger harmonischer Abrundung als vollkommne Kunstwerke sich darstellende Meisterwerke lieferte, denen kein Volk gleiche an die Seite zu stellen hat; — das, sage ich, verdient eine ernste Rüge, daß mitten unter einem solchen Volke ein Engländer sich herausnimmt, nicht nur zu sagen, was ihm besser gefällt, sondern uns zu belehren, was man in musikalischer Hinsicht wollen solle! — Wir Deutsche lassen uns in geselliger Hinsicht von Fremden viel gefallen; wir Dresdner, unsrer Höflichkeit halber sogar im geduldigen Deutschland wieder berühmt, noch mehr. Darum wagen die überall anmaßenden Britten bei uns das Meiste. Wir sehen es geduldig mit an, wenn der jüngste Fant aus diesem Volke in unser Lesezimmer tritt, den Hut auf dem Kopf, sich mit ausgestreckten Beinen auf die Bänke wirft, laute Gespräche führt ꝛc. Aber jede Gastlichkeit hat ihre Grenzen!

Der Engländer giebt nun an, die Musik habe durchaus kein Vaterland, und es könne uns darum schon gleich seyn, ob wir eine vollkommne Deutsche oder Italienische Opernbühne hätten; die Italiener hätten immer die meiste Musik gehabt, die besten Stimmen; folglich wäre es engherziger Patriotismus, die Deutschen vorzuziehen.

Zuerst den Satz von der Vaterlandslosigkeit der Musik. Es ist das ein weit verbreiteter Irrthum, weil etwas Halbwahres allerdings in dieser Behauptung liegt; aber selbst halbwahr ist sie auch nur in einem ganz an-

dern Sinne, als der Mylord meint. Die Muſik als Sprachorgan, ihre Mittel ſind nicht verſchieden; dieſe ſind Allen gemein; die Töne Allen, und was ſie ausdrüken ſollen, verſtändlich. Einem Engliſchen Ohre klingt derſelbe Ton nicht hoch, der den Franzoſen tief; Engliſche Noten lieſt der Deutſche eben ſo, wie die ſeinigen; eine Engliſche Molltonart klingt in Italien nicht wie Dur: eine Geige in Rom nicht um ein Haar anders als in Berlin; und ein Italieniſcher Trompeter braucht in Deutſchland nicht erſt einen überſetzenden Deutſchen Trompeter als Dolmetſcher, damit die Leute hörten, was er blaſen wolle; letzteres wiſſen wir namentlich zu gut! Mit der Stimme iſt's eben ſo. In dieſem Sinne iſt allerdings die Muſik für das Gefühl die Weltſprache, welche in andrer Art die Philologen ſich aufzufinden bemühen, damit die Leute in der ganzen Welt ohne jedes Bindemittel mit einander verkehren.

Aber darinnen bleibt noch der weſentlichſte Unterſchied, daß jedes Volk in der Sprache wie in den Tönen eben nicht daſſelbe ausdrüken will. Es wäre wahrlich lächerlich, wollte man glauben, nach der Entdekung und Bildung einer Weltſprache gäbe es keine Nationalliteratur und Eigenthümlichkeit mehr. Man gebe Corneille und Shakeſpeare und Göthe dieſelbe Sprache jeder würde dennoch einen Cid, Hamlet und Götz, die Stimmen im Reiche der Geiſter von einander abſtechen, zur Dichtung ſich wählen; und ſelbſt nähmen alle drei den Taſſo z. B., einen ihren Ländern allen fremd liegenden Gegenſtand zum Vorwurf, dennoch würden ihre Werke ſich nicht um ein Haar ähnlicher werden! Die Franzoſen

z. B. würden vor dem Shakespeareschen und Göthescheu Tasso dieselbe Scheu haben in dem Augenblick, wo sie dem Corneille für den seinigen ein Denkmal setzen.

Warum vorzüglich? Der Franzose Tasso wäre der unglückliche Liebhaber, der Göthe's das lammische gemüthliche Dichterkind, der Shakespeare's stürbe, von der ganzen Welt erdrückt, am Fuß des Kapitels vor der Krönung. Mit jedem fühlte vorzüglich sein Volk. Den Franzosen bemitleideten wir, der Engländer schreckte uns, — nur der Deutsche rührte uns. Und waltet in der Poesie nicht der Allen gemeine Verstand, die Allen gleich zugängliche Idee wenigstens eben so vor, als das Gefühl?

Aber die Musik wurzelt nur in dem letzteren. So lange also, als jedes Volk durch Klima, Boden, aus Gewohnheit, aus Umgebung, aus von Vätern durch Geburt fortgeerbte Charakterverschiedenheit Anderes fühlt, so lange ist schon eo ipso eine Nationalmusik vor allen andern Künsten erwiesen, und eine Deutsche besonders; denn in Sachen des Gefühls bilden wir das nationellste Volk.

Man vergleiche nur deshalb, um auf dem kürzesten Wege zur klaren Anschauung darüber zu gelangen, die Volkslieder; man suche deren Eigenthümlichkeiten, halte sie gegen die ausgebildetste dramatische Musik desselben Volkes: jeder Gang, jeder Ton giebt sie wieder. Sie ist durch alle Instanzen das weiter ausgeführte Volkslied, das keine Anregung fremder Eigenthümlichkeiten verdeckt. Und wie in der Bildung des Volksliedes ein Volk eben am Wenigsten von Andern annehmen kann, weil es durchaus nur im Gefühl und im Gemüth wurzelt, und aus

dem Bedürfniß der Gegenwart plötzlich unverhofft hervorspringt — weil ferner nur ein schon ausgebildeter Verstand durch Vergleichen sich zur Nachahmung und Aneignung fremder Individualität anregen, und, gewissermaßen über das eigne Gefühl Herr werdend, dasselbe nach beliebigen Richtungen hinzufühlen zwingen kann. — so geschieht es auch in der Musik. Denn sie hat dieselbe Quelle mit dem Volksliede, und im Musiker wird mehr oder weniger der intellectuelle Verstand eine untergeordnetere Seelenkraft, die ihn mit dem Volke auf ähnliche Stufe stellt, nach jenem mehr oder weniger die Größe seiner Schöpfungen bestimmt. — Er braucht mehr jenen gesunden, durch Uebung geschärften, Verstandessinn, wie ihn jedes begabtere Volk, wie ihn **Mozart** hatte. Er braucht sich nur klar bewußt zu seyn, was er ausdrücken wolle und solle; den Ausdruck selbst darf er nicht anatomisch zergliedernd überlegen; er darf ihn sich nur abfühlen. — Den besten Beweis dafür gab **Maria Weber**. Er suchte die Ausdrücke sehr oft mit dem Verstande außer sich; daher ist in seinen Opern eine zerstückte Mosaik fremdartigster Elemente. Und diese, wo sich dies findet, machten darum das wenigste Glück. Er wollte Provençale seyn in der Euryanthe, Oriental im Oberon; er dachte sich mühsam mit dem Verstande in diese Zustände hinein. Nur der Freischütz, in welchem er nur Deutsch zu fühlen brauchte, bezauberte das Volk; jene Opern ließen dasselbe immer kalt. — Dies weist, bemerken wir gelegentlich, für immer die Hoffnungen derer ab, die den höchsten Grad von Vollendung für die Oper davon erwarten, daß Jemand einmal Text und

Muſik zugleich in hoher Vollkommenheit liefern werde. Das Vermögen zu erſterem fordert eine Ausbildung ſo entgegengeſetzter Geiſteskräfte, daß dieſe zu der der muſikaliſchen keine Zeit übrig laſſen kann, und letztere von ihrer reinen Urquelle wegrücken muß. Noch nie hatten wir ſogenannte Naturdichter, welche etwas anderes als Lieder, die je Dramen geſchrieben. Und von der andern Seite wären gewiß im Einzelnen wie im Ganzen Weber's Opern beſſer, wenn er an Geſtaltung des Textes Theil zu nehmen Neigung und Verlangen geäußert; Kind hat oft intereſſante Mittheilungen darüber zu machen verſprochen.

Wozu ſich nun aber zweitens das Volk bei vorgeſchrittener Bildung erhebt, iſt das Mährchen. Höher als das Volkslied ſtehend, als eine ſchon vielgliedrige und zuſammengeſetzte Erſcheinung, iſt es dem Drama bei weitem näher. Ganz beſonders aber iſt die Muſik, vorzüglich die Oper, ihrer Eigenthümlichkeit nach genommen, in dem Weſen der Mährchen zu erkennen, und die Vergleichung noch leichter. — Wie Volkslied und Mährchen einander bedingen, ſieht man daraus ſehr deutlich, daß, wo beide erſtere nicht heimiſch d. h. aus eigenem Boden erwachſen ſind, keine Muſikanlage und Muſikerzeugniſſe ſich vorfinden; daß aber, wo jene blühen, auch dieſe überreich wuchern. — Altengland, oder das eigentliche England, hat weder Volkslied noch Mährchen in unſerm Sinn: denn erzählende Balladen und Romanzen ſind davon weſentlich verſchieden. Die Mährchen und Sagen ſind dort, wie die Sprache, theils erborgt, theils blos geſchichtlichen Inhalts, mehr das äußere als das innere Leben in Be-

zichung zu den Naturkräften u. ſ. w. ſchildernd. In Schottland, auf den Inſeln, finden ſich deren; doch ſind ſie ſo monoton und düſter, daß ſie der Muſik ſtets feindlich waren. Aber man vergleiche damit die Irländer! Es ſind die einzigen Muſiker Englands; ihre Volkslieder nähern ſich den unſrigen; ihre Feen- und Elfenmährchen aber (von denen Grimm einen Band herausgab) gehören zu den ſchönſten, die es in der Welt giebt. Und wie iſt dies Volk gedrückt! Ihren Fleiß kennen aber doch wohl die meiſten unſerer Leſer. Ungern, Polen, Litthauer, Slavonier, Neapolitaner, Esthen, die Volkslied- und Mährchen-reichſten unter den Deutſchen, gehören zu den muſikbegabteſten Völkern. Man werfe nicht ein, daß Muſik überhaupt da ſey, wo Poeſie, um damit jene Erſcheinungen zu erklären. Was ſollten wir in Altengland mit Beaumont und Fletcher, Otway, Shakeſpeare, Milton, Young, Byron und ſo vielen andern anfangen? — Findet nun, wie Niemand beſtreiten wird, eine ſo große, ja die erkennbarſte, Charakterverſchiedenheit in Mährchen und Volkslied Statt, ſo muß auch in der Muſik, in allen ihren ausgebildeten Zweigen, der Nationalcharakter ſich ausſprechen und ſie wiederum denſelben anſprechen. — Bei den lyriſchen Gattungen der Muſik, im Liede und in der Tanzmuſik, wird dies auch kaum beſtritten; jedoch von der höchſten, der Oper.

Vergleichen wir nun darum z. B. erſt bei Deutſchen und Franzoſen die Unterſchiedenheit des Volksliedes und Mährchens und deren Verwandtſchaft mit Muſik und Oper. — Die Franzoſen zerfallen in ihrem Ge-

fählweisen in zwei sehr bestimmt verschiedene und immer getrennte Theile; auf der einen Seite der lustigste Scherz, auf der andern ein pathetischer, ja hinaufschraubter Ernst. Ihre Canzonette ist Produkt des ersteren; ihre Heldensagen, meist ohne Unterschied chevalereck und rhetorisch das des letzteren. In den Normannischen Saaen älterer Zeit findet sich indeß, wie im Nebert dem Teufel, eine Mittelgattung, ernst nach Tendenz, doch mit natürlicheren, naiven Zügen, die den unsern sich etwas nähern.

Nun zerfällt ihre dramatische Musik auf das Bestimmteste in Vaudeville, Opera seria und in die sogenannte komische Oper, eine Zusammenstellung, nicht eigentliche Mischung beider Gattungen: denn sie hat nur den Ernst mehr zur bürgerlichen Sphäre herabgestimmt, so daß er neben der Canzonette wohnen könne, jedoch vom eigentlich Komischen wenig Züge. Unser Volkslied und Mährchen dagegen hat überall jene sentimentale Gemüthlichkeit, die sich oft auf der einen Seite zum tragischen Schmerz, selten oder nie zum Schrecklichen steigert; stets gemildert durch Scherz und Laune, Ironie, doch wiederum ohne bittere Satyre, ohne den eigentlichen britischen Humor. Das Eigenthümliche liegt besonders auch in dieser beständigen Mischung. So durch alle Instrumental- wie Gesangmusik, in Sängen, in Accorden, wie im ganzen Gange der Idee augenblicklich erkennbar. So wird und kann bei uns eine reine ernste Oper im französischen Sinne nun und nimmermehr gedeihen, noch vom Volke nur Liebe empfangen und getragen werden, und das am meisten tragische Opernsujet, der Fidelio, beginnt mit dem Pedrillo, und gewinnt

ſich nur dadurch die Herzen, daß ſie gern mit dem Kenner-ohre nachher auch in die Kunſt ſteigen. Aber Mozart! Sein Papagene, ſein Leporello, beide das Komiſchſte, was wir haben, aber mit den zum Herzen ſprechenden anmüthigen Liedern, oder doch, wie beim letztern, mit ſolchen Tonſätzen (man leſe das Andante in der lebendigſten Arie: „ſchöne Donna“ u. a. m.), und beide Erſcheinungen mitten unter den grauenhafteſten, wie höchſterhabenen Umgebungen: ſie ſind ſo aus dem innerſten Leben des Volkes gegriffen, daß ohne ſie Niemand für Mozart ſo ſchwärmen könnte. Im Don Juan wie in der Zauberflöte kulminirt ſich in muſikaliſcher und in jeder Art die Gefühls- und Denkweiſe des Volks, — kein anderes Volk hat ſie je geliebt: ſie erweiſen die Nationalität des Deutſchen auf's Unwiderſprechlichſte. — Ueber die Zauberflöte, welche, die Thiere des Decorateurs abgerechnet, einen Stoff hat, der einige der erhabenſten Gedanken des Menſchen ſymboliſch darſtellt, zuckten die Franzoſen die Achſel; den Don Juan erklärt neuerdings derſelbe Geiſt, der auf die Deutſche Gedankenwelt die neue Franzöſiſche aufbauen will, für „inexécutable,“ die Partitur nur am Pult für den Kenner genießbar; behauptet, Mozart, der geſundeſte, lebendigſte Dramatiker, habe ſie nur dazu beſtimmt gehabt. Nach Italien wagte man die erſte gar nicht, die zweite ward ſtets nur angeſtaunt. Dagegen nehmen wir wiederum von den Franzoſen nur ihre Mittheilungen, wie ſie Aſchenbrödel, weiſſe Dame repräſentiren, mit Freuden auf, weil ſie den unſern ſich halb und halb in der Form wenigſtens nähert. — Während nun wir wieder freu-

dig die weiße Dame in Deutschland herumtrugen, scheiterte sie schon in Genua vor den Italienern. Und diese nationelle Musikeigenthümlichkeit ist's, warum Gluck dem Volke stets fremd bleiben muß — weil sein Unstern ihn nach Frankreich führte, wo er seine echtdeutschen Töne dem Texte der französischen Opera seria anpassen mußte. Darum war er nicht im Stande, bei seinem Volke die Musik zu reformiren und vermochte nur theilweise vermittelst Mozart's, der sich an ihm bildete, auf die dramatische Musik des dramatisch-musikalischsten Volkes einzuwirken. Aus tausend andern Gründen müssen wir jetzt wieder zu ihm zurück, um von dem Standpunkte, auf den er das musikalische Drama im Allgemeinen gestellt, wieder den rechten Weg zu treffen, von dem wir theilweis schon durch Mozart's Schuld abgekommen, aber sein Mangel an Deutscher Komik wird uns den Rückweg lange erschweren.

Damit kann jedoch nicht gesagt seyn sollen, daß es nicht für den Ausdruck von gewissen Affekten und Situationen, die der ganzen Menschheit der Art nach gemein, und nur dem Grade nach verschieden, bei den verschiedenen Völkern sich vorfinden, eben so gewisse allgemeine Typen gebe, die nothwendig überall gleichartiger vorkommen müssen; gerade wie in der Malerei, in welcher die Mittel ebenfalls überall dieselben sind. Schreck, Furcht, Zorn, Grauen und Verzweiflung z. B. äußern sich im Leben bei allen Menschen, sie mögen wohnen wo sie wollen, auf gleichartige Weise. Wenn nicht in Folge einer momentanen verderbten Richtung bei einem Volke, wie oft in Italien, frivol mit der Kunst gespielt wird,

ſo muß der Italiener, Franzoſe und Deutſche im Allgemeinen dieſe Affekte auf ziemlich ähnliche Weiſe in der Muſik darſtellen. Der Unterſchied würde nur in der ſubjektiven Verſchiedenheit des Komponiſten nicht als Volks-, ſondern als Menſchheitsindividuum liegen, d. h. in ſeiner individuellen Auffaſſungsgabe dieſer Momente, der mehr oder weniger größern Kenntniß und richtigen Anwendung allgemeiner Mittel, und mehr oder weniger tiefern Beobachtung der allgemeinen Menſchennatur. — Derſelbe Fall iſt es mit der muſikaliſchen Malerei äußerer Naturerſcheinungen, deren Elemente, das Meer ausgenommen, überall den Menſchen in gleicher Art, wenn natürlich auch nicht in gleichem Grade, umgeben.

Aber doch wird auch hier ſchon in dieſen, allen Völkern gemeinen, Beziehungen ein großer Unterſchied in den muſikaliſchen Schöpfungen zu erkennen ſeyn, inſofern, dem Charakter und den Umgebungen eines Volks gemäß, jene Affekte und dieſe Naturmalereien nothwendig bald mehr bald weniger, bald öfterer bald ſeltner vorwalten.

Dazu kommt drittens endlich noch, daß bei den Opern die Individualität des Dichters großen Antheil an der Geſtaltung des muſikaliſchen Charakters derſelben haben muß. Nun gebe man nur denſelben Stoff, der ganz im Reiche des Idealen liegen ſoll, einem Deutſchen und einem Italieniſchen Dichter zu behandeln, und ſehe dann nach, wie verſchieden ſchon die Gerüſte zum Bau geworden ſeyn werden. Es iſt darum von Seiten des Dichters ein großer Irrthum, wenn er z. B. einen Stoff, deſſen Handlung in die Provence verlegt wird,

in anderer Weise als in Deutscher behandeln und nun den Musiker undeutsch zu werden zwingen wollte. Man könnte hier sagen, Dichter wie Komponist müßten in ihren Behandlungen thun, was der Uebersetzer eines Dichtwerks mit Worten — den Stoff nämlich ins Deutsche übersetzen. Und gilt irgendwo Göthe's schönes Wort: er freue sich, daß Manzoni seinen „Carl den Großen" nicht blos in der Sinn- und Denkweise von dessen, sondern auch in der unserer Zeit darstellen werde, — so gilt dies besonders in Bezug auf die Oper. Wandelte doch Mozart einen Spanischen Stoff mit Italienischem Text zur Deutschesten Oper um, und bewies wahrlich dadurch am meisten die Größe seines Genies. Wie verschieden ist nun wirklich auch die Musik, welche hervorgeht, wenn Komponisten verschiedner Nationen denselben Stoff behandeln! Man vergleiche z. B. Rossini's Cenerentola mit Isouard's Aschenbrödel. Ja Wranitzki's Oberon sprach, trotz dem daß er so viel unter seinem Nachfolger stand, zu seiner Zeit weit mehr an, als neuerdings der von Weber, eben weil Weber seine Deutschheit verläugnen und sie den künstlichen Versandesgesetzen opfern wollte.

Wenn nun diese Charakterverschiedenheit im Allgemeinen zugegeben werden muß, so ist es die natürlichste Folge, daß dieselbe Verschiedenheit eben so in der Ausdrucksweise jedes Einzelnen, in den Liedern, Arien, Ensemblestücken, in der Instrumentalbegleitung, ja, wenn auch die einzelnen Instrumente natürlich verschiednen Charakter an sich tragen müssen, in der Wahl derselben sich nachweisen lasse. Nur ein Beispiel, das zugleich in

die Augen fallen muß, weil es zwei Musikstücke betrifft, die zwei ganz gleiche Gegenstände behandeln, und in der Form, im Gange so ähnlich sind, als eben ein Italienisches und Deutsches seyn können: das Ständchen im Don Juan: „horch auf den Klang", und am Anfang des Barbier von Sevilla Rossini's, eines seiner besten Stücke: „ecco ridente il cielo", und zwar das letzte entkleidet von den, dem Rossini besonders eigenthümlichen, Schnörkeleien. Beide haben im Gange fast denselben Text; beide weichen auf dieselbe Weise in Tonarten aus, an denselben Stellen; man sollte denken, Rossini habe den Mozart hier gar deutlich im Sinne gehabt. Und doch wie unsäglich verschieden! Man nehme den nackten, ungeschminkten Gedanken des Italieners und den des Deutschen. Wir müssen da bei den Tönen im „auf" und: „Klang der Zur" — fühlen, daß sie weit mehr Gemüth und Seele aussprechen und zum tiefsten Herzen dringende Einfachheit, nach Art unseres Gefühls bei solchen Gelegenheiten: während der Italiener im ersten Gange schon, wo er noch aus voller Brust anhebt, gleich an's Ohr und den Schönheitssinn hin sich richtet, sein Volk dadurch entzückt, uns erheitert, aber kalt läßt; geschweige denn nachher in der fernern Durchführung. Aber überall am sichtbarsten muß diese volksthümliche Verschiedenheit einwirken, ersiens in den Ausdrücken der Liebe, des Schmerzes, der Freude, die tausend Nüancen überall darbieten; — besonders die erste mit ihren unendlichen Unterabtheilungen, für welche alle die Musik verschiednen Ausdruck hat; dann aber eben ganz besonders in dem Scherzhaften, der Laune, mit einem Worte

bei allen den Partieen, die im redenden Schauspiele vorzugsweise Charakterrollen heißen, und die jedes Gemälde aus dem Allgemeinen herausheben, individuelles Leben haben, und in denen sich die Charakterverschiedenheit der Völker am allerdeutlichsten ausspricht. So ist z. B. eben der Papageno nicht nur ein Deutscher, nicht nur ein Oestreicher, sondern geradezu ein Wiener, und trotz dem, daß ihm der Genius eine allgemeine Bedeutung giebt, und eine allgemein menschliche Idee durch ihn darstellt, so genießt und versteht sie nur der Deutsche; alle lieblichen Melodieen sind nur für ihn; und der Kauz hat noch in keinem andern Lande Glück gemacht. Wie wäre das möglich, hätte die Musik kein Vaterland! Aber sie hat es, wenn irgend etwas. Doch wir glauben, es sey für jetzt dies zu unserm Zwecke genug. Jetzt lag nur mir daran, zu zeigen, daß überhaupt eine solche nationelle Verschiedenheit Statt finde, und daß darum der größte Genuß dem Volke nur durch Darstellungen in dieser Art bereitet, so wie in Folge dieses Anklanges derselben in ihm nur durch sie dahin gewirkt werden kann, daß es nach dieser so bedeutenden Richtung hin so viel möglich sich entwickele.

Wie man einen Opernstoff der Nationalität eines Volkes gemäß auswählen und behandeln könne, dies zeigt uns Scribe bei einem seiner Operntexte, der auch bei uns in Deutschland viel Glück machte, dem zur weißen Dame, sehr deutlich, weshalb wir hier denselben noch etwas weiter besprechen.

Die Franzosen, denen Rousseau bekanntlich die Möglichkeit bedeutender musikalischer Schöpfungen ganz

abſprach, wird ihre an volltönenden Vocalen ſo arme Sprache, die Einſeitigkeit ihres Rhythmus, das häufige *i*, namentlich das in ihrer Muſik weit mehr noch als in ihrer Poeſie betonte ſtumme *e* am Enden der Worte, die Armuth an gedrängter Erhabenheit in Worten und Ideen, von der eigentlich erhabenen und pathetiſchen dramaturgiſchen Muſik immer ausſchlieſſen. Dafür bleibt ihnen aber das Fröhliche, Naive, das einfach Herzliche — das Rührende — welche letztere Gefühle aber eben im Contraſt und der Umgebung des Frohen um ſo bedeutender wirken. Dieſen nun in ihrem Bereiche liegenden Gefühlen und ihrer Entwickelung ein Feld zu geben — durchaus die erſte und hauptſächlichſte Aufgabe des Dichters — konnte faſt kein beſſerer Gegenſtand gewählt werden, als er in der weiſen Dame des *Scribe* uns vorliegt. Weder die Liebe noch der Haß, dieſe beide in ihren Wirkungen immer ſich ſtreitenden Elemente, ſind ſo leidenſchaftlich, daß ſie dithyrambiſch ſich zu äuſſern hätten. — Dagegen iſt die Handlung lebendig, einfach und natürlich, ohne allen Lärm, alle Verwandlungen entwickeln ſich leicht, und die nicht groſſe Diſſonanz löſt ſich eben ſo heiter und ruhig, als ſie durch das Ganze von Anfang ruhig durchſchritt.

Ferner würde das wirklich vor uns hintretende Geiſterhafte nicht nur für ſich ſelbſt eine gröſſere Tiefe und Erhabenheit erfordert haben, als die den Franzoſen zu Gebote ſtehende Muſik darſtellen könnte, ſondern ſie hätte daſſelbe auch nothwendig in die ganze Umgebung gebracht und würde auch in jedem Einzelnen einen höhern Schwung erfordert haben. Nun iſt das eigentlich Mährchenhafte

bis jetzt den Franzoſen überhaupt fremd; weder Mo-
liere mit Behandlung des Don Juan, noch Rouſ-
ſeau mit der Verwandlung der Pygmalionſtatue konn-
ten bei ihnen Glück machen, und der letztere zog ſich ſelbſt
den Spott des freieren Diderot dadurch zu. Darum
iſt es denn vom Dichter mit beſonnenem Geiſte dem na-
tionellen Sinn des Volks, wie ſeinem Muſikbereiche, an-
gepaßt worden, daß das Geiſterhafte nur leiſe von fern droht,
und in der Nähe immer ſich in ein liebendes ſorgendes
Mädchen, in eine heitere warme Lebensgeſtalt verwan-
delt. Das Romantiſche zog der Dichter daher herbei,
nicht durch den Stoff, ſondern durch die Wahl des Or-
tes, wo die Handlung vorgeht, und des durch Scott ſo
bedeutend gewordenen Schottland. Dieſe Umgebung giebt
der Muſik Romantik; die an dieſer Umgebung haftende
Stimmung veranlaßt ſie zum Balladenton, der in alle
frohen Geſänge des Volkes hineinklingt. Aber eben die-
ſes Tones halber ſchon iſt der Titel: „komiſche Oper“
ein ganz unpaſſender, und weder einzelne Naivetäten des
kecken Georg, noch die hin und wieder ſich kund gebende
Furcht des gemüthlichen Dickſon — eben deshalb eine ern-
ſtere, weil ſie Geiſterfurcht iſt — geben Recht zu jener
Benennung. Aſchenbrödel oder beſonders Johann von
Paris von demſelben Meiſter wären mit größerem Rechte
komiſche Opern zu nennen, aber auch ſie ſind es nicht,
ſondern die weiße Dame gehört, wie oben erwähnt, zur
Mittelgattung der franzöſiſchen Opernmuſik, ernſt nach
Tendenz, doch mit natürlichen und naiven Zügen, welche
unſerer Weiſe ſich etwas nähern. Eigentliche komiſche
Opern, wie unſere Wiener Opern, wie Roſſini's

Barbier, wie die älteren von Dittersdorf u. ſ. w. haben die Franzoſen nicht; ſondern dieſer heiter-ernſten Gattung folgen ſogleich die Vaudevilles.

IV.

Ueber den Bau und die Zuſammenſetzung der einzelnen Theile der Oper, und über Operuſſeffe in's Beſondere.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung von Maria Weber's Oberon *).

Einheit des Planes nicht nur, ſondern aller ausgeführten Theile, mithin auch der Wirkung, iſt wohl die erſte Forderung, die an ein groſses Kunſtwerk gemacht werden muſs. Dieſe Bedingung iſt ſchon unerläſslich bei ſolchen Schöpfungen, deren Medium nur ein einfaches iſt, wie in der Poeſie die Sprache, in der Malerei die Zeichnung und Farbe, in der Bildhauerkunſt der Marmor und das Metall, in der Baukunſt der Stein; ſchon hier iſt es von der ſtörendſten Wirkung, wenn irgend ein Theil nicht im Verhältniſs zu der alles Uebrige unterordnenden Idee des Ganzen ſteht, und vor dem Uebrigen hervortritt, ſelbſt wenn er ein weſentlicher Haupttheil des Ganzen iſt. Wir ſagen, die nothwendige Harmonie iſt verletzt, wenn in einem Drama eine Perſon, ſelbſt wenn es der Hauptcharakter wäre, nicht von der Bühne herunter kömmt, wenn er in Declamation, in Monologen, ſeyen ſie auch Meiſterwerke der Gedanken und der Di-

*) Zuerſt in der Munchener Muſikzeitung v. J. 1828.

tion, ſich zum Nachtheil des Ganzen und der übrigen Perſonen erſchöpft. Iſt es gar eine, z. B. komiſche oder humoriſtiſche, mit zu großer Vorliebe und zu lang ausgemalte, Nebenperſon, ſo iſt von einem eigentlichen Kunſtwerk ſogar nicht einmal die Rede. — Wir ſagen ferner, die Harmonie iſt verletzt, wenn auf einem Gemälde der Madonna etwa eine Gardine oder ein Stuhl mit ſolchem auffälligen Farbenglanz und ſolcher Ausführlichkeit behandelt iſt, daß ſie jeden Vorübergehenden faſt allein aus dem Rahmen heraustretend zu ſich hin zwingen und von der Madonna gewaltſam ablenken. In dieſem Falle wird der Maler ſich um die ganze Wirkung ſeines Gemäldes bringen, wenn er anders nicht aus Charlatanerie dieſe Dinge benutzte, um dadurch, wie durch einen an einem Hauſe angebrachten Weinkranz, die Leute zu ſich hin zu laden.

Aber vor Allem iſt dieſe Harmonie da von Nöthen, wo mehrere Medien vereint zum Ausſprechen einer Idee angewandt werden, wie Muſik, Poeſie und Malerei in der Oper. Dieſe Kunſtgattung hat durch dieſe vereinte Mittelanwendung eben die größte Wirkung unter allen Künſten; ſie hat ſie von Nöthen, weil dramatiſche Muſik eine Sprache iſt, die zwar unſäglich wirkt, die aber den Meiſten ewig unverſtändlich bleibt, wenn nicht Malerei und Poeſie zugleich die Schwingen ſind, die ſie vernehmlich in unſere Seele hineintragen. Da aber Muſikwirkung ihr oberſter Zweck iſt, ſind ihr Poeſie und Malerei nur Dienerinnen; erſcheint nun in der Oper Poeſie und Malerei ſo, daß nur auf einen Augenblick man die Muſik vergeſſen kann, ſo, daß man nicht durch ſie im

Gegentheil die Macht und Wirkung derſelben nur lebhafter empfindet, nicht ſich ſogar ihrer beſcheidenen Mitwirkung im Augenblick der höchſten Erregung unbewußt iſt; — dann iſt ein ſolches Mißverhältniß vorhanden, das in dem wahren, für Schönheit und ihre Wirkung empfindlichen und durch die Natur zu dieſen herangebildeten Menſchen nothwendig jedesmal ein Mißbehagen erzeugen muß.

Wir haben in dem Muſter aller Opern für alle Völker und Zeiten auch dafür das ſchlagendſte Beiſpiel. Nehmen wir in der Kirchhofsſcene des Don Juan nur die Maſchinerie, die Statue des Comthur. Sie iſt Anfangs, ſo lange ſie ſchweigt, uns ein faſt gleichgültiger Gegenſtand; ſie muß es ſeyn als bloßes plaſtiſches Opernbild; der Dichter mit ſeinem Plan tritt hinzu, ſie nicht — hier iſt ſchon Steigerung; wir fangen an uns zu entſetzen; — ſie ſingt — und nun erfaßt uns das allerhöchſte Grauen; wir ſind uns der einzelnen Mittel der Wirkung nicht mehr bewußt; die grauſen Töne durchdringen unſer Ohr und unſere Seele; es iſt uns nur klar, daß uns ein Geiſt erſchienen iſt, der mit dem in die Seele am meiſten einareifenden Mittel, mit Tönen, in unſer Leben hineinſchreitet. Daß wir dieſes Geiſterweben tiefer, ja körperlicher, empfinden, das iſt die Wirkung der Plaſtik; hätte ohne körperliche Erſcheinung hinter der Bühne irgend Jemand dieſelben Töne geſungen, ſie wären ohne Schrecken an uns vorübergegangen. Wir fühlen dies aber erſt lange hinterher; in dem Augenblicke erliegen wir der durch die Muſik ausgedrückten Geiſterwelt: — und das iſt der Zweck des Kunſtwerkes.

den es in diesem Grade nur mit Hülfe jener Nebenmittel erreichte.

Wir müssen aus diesen Gründen dem Oberon das erste Erforderniß eines musikalischen Kunstwerkes absprechen, weil aus den Erfolgen zu deutlich sich ergeben hat, daß die Pracht der Scenerie zu überwiegend in ihm ist, um nicht abgesondert von den übrigen Theilen zu wirken, um nicht für sich allein eine ganze besondere Klasse von Menschen in Entzücken zu versetzen, die nothwendig der Musik in diesem Werke eine genügende Aufmerksamkeit weder schenken können noch mögen. Wir hören den Einwurf, den man gegen die Schlüsse, welche aus dem Entzücken der Menge an der Scenerie hier gezogen werden, machen könnte. Je größer und glänzender in seinem Werthe ein musikalisches Kunstwerk dasteht, könnte man sagen, desto hervorstechender werden auch seine einzelnen Theile an sich seyn müssen; jeder Theil wirkt entschieden mehr oder weniger vorzugsweise auf eine Klasse von Menschen, und es ist daher nothwendig, daß die Scenerie des Oberon dem großen übrigen Ganzen des Werkes gemäß von eben so vorzüglicher Wirkung seyn, und daher unbeschadet des Gesammteindrucks einen Theil des Publikums in besonderes Entzücken versetzen müsse. Diese Ansicht ist überhaupt jetzt allgemein verbreitet.

Allerdings wird ein Kunstwerk desto größer seyn, je mehr eine Darstellung desselben die verschiedensten Menschen, von den Höchstgebildetsten bis zu den Niedrigsten hinunter, beschäftigt und ergreift; denn es ist ja eben so größer, je mehr es die ganze Welt in sich repräsentirt. Ja es wird sogar dieses Ergreifen aller Klassen von

Menſchen das Kriterium eines Werks vom höchſten Range ſeyn müſſen. In ihm wird der Geringſte Anklänge für ſich finden, und das Erhabene ihn neben denſelben um ſo mehr ehrwürdig erſcheinen, je weniger er es begreift, indem er auch hier ſieht, wie über ſeine kleinen Freuden ſich eben ſo, wie in der wirklichen Welt, der Sternenhimmel wölbt, indem er auch hier findet, wie das Groſſe ſich ſtets mit dem Kleinen paare, und wie eben das Geringe und Gewöhnliche durch dieſe Verbrüderung das Erhabene zu ihm hinziehe, und dieſes ſich durch jenes ihm vertrauter und heimiſcher mache. Aus dieſen Gründen ſcheint uns die von Vielen angegriffene Vermiſchung verſchiedener Arten einer und derſelben Kunſt ſogar nothwendige Bedingung eines zur höchſtmöglichen und weithin wirkenden Verſinnlichung einer Idee beſtimmten Kunſtwerkes. Wir verlangen darum in der Poeſie Vermiſchung des Komiſchen und Kleinen mit dem Ernſten und Erhabenen; in der Muſik das Leichte, Heitere und Komiſche mit dem Tiefen und Tragiſchen, in den möglichſt mannigfaltigen, von dieſen verſchiedenen Gattungen beſtimmten, Stylen, Rhythmen und Tonarten. Darum ſind ja die Shakeſpearſchen Dramen und der Don Juan von ſo ewiger und unendlich ergreifender allgemeiner Wirkung. Und nur in der Theorie der Malerei war bis jetzt noch jener Unterſchied auf das ſtrengſte feſtgehalten worden, nur dort bildet ein Teniers und eine ausgeführte Schüſſel mit Blumen den grellſten Widerſpruch mit einer Madonna. Aber würde ſelbſt da nicht eben jene Madonna uns noch rührender, heimiſcher und ergreifender erſcheinen müſſen, fänden ſich

neben den Insignien der göttlichen Verherrlichung noch die kleinen mit emsiger Liebe ausgeführten Zeichen der menschlichen Häuslichkeit? Drückte sich uns nicht ein mit den kleinen Spielen der Kinder beschäftigtes Jesuskind näher an's Herz?

Aber wir müssen wohl unterscheiden, daß diese Vermischung und Zusammenstellung verschiedener und entgegengesetzter Theile der Kunst doch stets nur Theile einer und derselben Kunstgattung sind. Es wird in der Oper und in jedem größern Musikstück, das eine ganze Handlung oder ein ganzes Leben darstellt, fast nothwendig seyn, daß z. B. neben tiefen fugenartigen Chören leichte Liedchen und selbst frivolere Melodieen sich einmischen, die einem Theile des Publikums ganz besonders gefallen, ja die Menge ganz allein darnach hinziehen können, wie es dem Don Juan in Italien erging. Da die Oper ein musikalisches Kunstwerk ist, so gehört jede Gattung der Musik zu ihr, und verletzt keine die Einheit und Harmonie des Ganzen, sobald Situationen und Charaktere es motiviren. In der Oper ist ferner Musik nie Hülfsmittel, immer Hauptzweck: hier kann und muß es sich sogar ereignen, daß einzelne Theile erst vorzugsweise hervortreten, dann immer mehr, und endlich das Ganze. Ein neues, großes, originelles Werk wird immer erst nach und nach verständlich werden, und wird auf die Menge seine Wirkung erst später erstrecken. — Plastik ist in der Oper aber nur Verzierung an dem Gebäude, während die Poesie das Tragwerk bildet. Wo jene Verzierungen so angebracht sind, daß die große Form des Ganzen und die Ausführung ganz aus den Augen

ſich verliert, oder wo das Sparrwerk überall hervorſieht, — da wird von einem großartigen, harmoniſchen Eindruck, von einem erhebenden und behaglichen Gefühle nicht die Rede ſeyn können. Es wird die Oper darum der Plaſtik und Scenerieen nur in ſo weit ſich bedienen dürfen, als es unumgänglich nothwendig iſt, um der geringeren und weniger geübten Auffaſſungsgabe, die, ſelbſt in Verbindung mit der Poeſie oft noch ſehr unklar wirkende, Muſik zu veranſchaulichen, und zwar dadurch, daß die Töne ſich gewiſſermaßen an die äußeren Darſtellungen der Wirklichkeit anlehnen.

Was das Buch oder den Text der Opern anlangt, ſo können wir die Erforderniſſe eines ſolchen nicht kürzer und beſſer bezeichnen, als daß es eine durch die Handlung und durch Charaktere herbeigeführte ſtufenweiſe Entwickelung mannigfacher Leidenſchaften darbieten müſſe, jedoch dabei die leidenſchaftlichen Momente in dem motivirten Stillſtande der Handlung von Zeit zu Zeit feſt zu halten wiſſe, damit die Muſik dieſer Momente zu lyriſchen Ausführungen ſich bemächtigen könne, ſo daß das Aufhören im Fortſchreiten der Handlung in uns ſtatt eines Mißbehagens einen neuen Genuß erzeuge, den das redende Drama gar nicht kennt, da dort die Charaktere vorzüglich in Handlungen ſich zu entwickeln haben. Was der Oper aber beſonders eigenthümliches Leben giebt, iſt, daß ſie allein nicht blos mehrere contraſtirende Perſonen zu gleicher Zeit in verſtändlicher und harmoniſcher Weiſe, ſondern ganze Maſſen, und zwar verſchiedene, ſich feindlich gegenüberſtehende, zugleich auf der Bühne handeln laſſen kann, in den Enſembleſtücken und in den Chören. Bei dem Entwurf eines Opernbuches daher wird man

deshalb vorzüglich eine solche Handlung auswählen, welche so viel wie möglich mehrere Personen und Massen neben einander bringt, um zu jenen Ensembles Stoff und Gelegenheit zu geben; ferner so viel verschiedene in die Handlung verflochtene Charaktere, um, was der größte und eigenthümlichste Genuß der dramatischen Musik ist, in jenen Ensembles das gleichzeitige Lautwerden harmonisch verbundener Contraste vorzuführen. Wir können am leichtesten jene Anforderungen an der kritischen Untersuchung eines der vorhandenen Operntexte zur Anschauung bringen.

Das Sujet zu der Oper, welche uns bei diesem Aufsatz beschäftigt, das zu Maria Weber's Oberon, ist unbedingt der Musik vortheilhaft. Schon im Allgemeinen giebt den schönsten Gegensatz eine liebliche Geisterwelt, deren klangreiches Wesen von dem größten dramatischen Dichter, von Shakespeare, unübertrefflich in seinem „Sommernachtstraum" benutzt und angedeutet wurde, gegenüber einer, von mannigfacher edler Leidenschaft bewegten, menschlichen, in der Zorn und Stolz, Liebe und Haß, Muth und Furcht, Ehrgeiz und Demuth, Heiterkeit und Sehnsucht ihr Spiel treiben, und alles dies in abermaligem Contrast des morgenländischen und abendländischen Natur- und Menschen-Lebens. Wir finden eine von der Tradition geheiligte, sehr natürlich erscheinende, Verknüpfung des Schicksals einer Geisterwelt; drei, von einem unserer lebendigsten Dichter, von Wieland, höchst charakteristisch gezeichnete, fast allgemein bekannte und ein stereotypes Gepräge tragende Personen, in der Rezia, dem Hüon und dem Scherasmin, und diese bald in dem

höchsten äußern und innern Glück, in prunkenden Umgebungen, bald in der tiefsten Verzweiflung, in einer das Nothwendigste des Lebens entbehrenden Einöde. Was die Musik Sinniges, Tiefes, Gemüthliches, was sie Erhabenes und Gewaltiges, was sie Furchtbares und Drohendes, was sie Religiöses, was sie Sinnliches und Lockendes, und was sie Scherzendes und Humoristisches nur zu leisten im Stande ist, alles das müßte sich in diesem Stoff im schönsten Einklange und in mannigfaltigster Abwechselung entwickeln lassen. Heben wir nur drei Hauptmomente heraus von den vielen, die uns besonders musikalisch-reich erscheinen, und vergleichen wir damit die armselige und ungeschickte Behandlung in dem vorhandenen Text.

Vorzüglich wichtig erscheint erstens die große Entscheidungsscene, wenn Hüon in den Saal dringt, den Kaiser zu höhnen und die Rezia zu entführen. Welcher Stoff für eine kräftige Handlung in einem reichen Finale voll Wechselhandlung zwischen Chören und den einzelnen Personen! Zuerst würde der Dichter die Anstalten zur bevorstehenden Vermählung verführen in Tänzen und Chören, deren Freudigkeit heraus contrastiren würde mit Rezia's dazwischendringender Verzweiflung, dem gebietenden Worte des Sultans und dem Trotze des eiteln Babekan. Wenn dann Hüon eindränge, während des lautlosen Erstaunens der Sarazenen, Hüon und Rezia den Jubel ihres Findens kund gäben, dann der Sturm leise mit den vielleicht abgebrochenen Lauten des zu sich selbst kommenden Chors begänne, sich immer mehr steigerte, gegenüber dem trotzigen Hüon, und in tobende Wuth

ausbräche, wenn dieſer die That vollbracht, und dann mit den furchtbarſten Tönen und lebendigſten Geberden auf ihn eindränge; — wenn dann, wo der Tumult am höchſten, Hüon das Horn erhöbe und nach den Tönen der Wuth, des Trotzes, der Drohung, der Angſt, Verzweiflung, Liebe und des Muthes ſogleich die feierlichſte Todtenſtille einträte, die Töne verſtummten, die Geberden verſteinerten, und Hüon mit der Rezia langſam und ſchweigend durch die erſtarrte Menge durchſchritt — hätte dieſer Stoff der dramatiſchen Muſik nicht einen unendlichen Triumph über das redende Drama bereiten müſſen, in welchem dergleichen Fülle und Leben eine Unmöglichkeit iſt?

Was haben wir dagegen in der Oper? Ein Paar Worte des Sultans mit Babekan — ein Ballet — etwas Schwertgeklirre; kaum einen kleinen Männerchor zum Preiſe des Sultans: auf das Zeichen des Sultans ein Eindringen ſeiner Leute ohne Wort und Ton — ein Paar Witze Scherasmin's, — und Alles geht in ein Paar Minuten matt, klang- und ſanglos in einem Theatercoup an uns vorüber. — Die Verblendung des Dichters, und nach ihm des Komponiſten, wenn das alles nicht abſichtlich ſo matt gelaſſen wäre, müßte an dieſer Stelle faſt unbegreiflich ſeyn. Wollte vielleicht der Komponiſt, der den Dichter doch in manchen andern Stellen ergänzte und verbeſſerte, abſichtlich dieſe Gelegenheit vorüber gehen laſſen, um nicht an Mozart zu erinnern und nicht mit ihm in die Schranken zu treten? Er mußte ja aber doch erkennen, wie trotz aller ſcheinbaren Aehnlichkeit ſein Stoff auch in dieſer Scene von dem

Mozart'ſchen verſchieden war. Mozart hatte einem trotzenden Manne und deſſen furchtſamem Diener lauter erzürnte Leute gegenüber zu ſtellen, und die Muſik nur furchtbar erſcheinen zu laſſen, deren Schreckniß jedoch durch die ſchöne Ironie des Muth ausſprechenden und doch hinter den Rücken ſeines Herrn ſich verkriechenden Leporello zu mildern. Aber Weber hatte ja die liebende Rezia, die Fatime, den Scherasmin, alle im freundlichen Wechſelverhältniß mit Hüon, jener andern Maſſe gegenüber, wodurch das an ſich ſchon verſchiedene Ganze noch mehr eine andere Farbe hätte bekommen müſſen. Da nicht anzunehmen iſt, daß Weber's durchdringendem Verſtandesblicke alles dies entgangen ſeyn ſollte, ſo iſt durchaus nur zu vermuthen, daß er es abſichtlich vorübergehen ließ, entweder aus eigenſinnigem Künſtlerſtolz, oder aus einem Gefühl von Schwäche. Daß aber in beiden Fällen ſein Werk unendlich verlieren mußte, das hätte ihm wohl nicht entgehen ſollen. Seine Aufgabe war übrigens um ſo leichter äſthetiſch zu löſen, da eine mit der Elfenruhe und Sanftheit des Ganzen nicht verträgliche Spectakelmuſik gar nicht von Nöthen war. Denn theils hatte er zur Milderung die ſchon oben angegebenen ſanften Elemente, in der Rezia u. ſ. w., theils brauchte er das Drohende und Ernſte nur bis zu einem gewiſſen Puncte zu ſteigern, da ihm ja ein ſogar gebotener Deus ex machina, das Horn, zu Gebote ſtand, um demſelben augenblicklich Einhalt zu thun. Ja im Nothfall wäre an dieſer entſcheidenden Stelle, wo der mit dem Stoff vertraute Zuſchauer, auf's Aeußerſte geſpannt, durchaus Leben und Leidenſchaft er-

wartet, ein Spontini'scher, ja fast Rossini'scher Recitativum, der wenigstens angedeutet hätte, was hierher gehört, wenn auch nicht schön und untadelhaft, doch erträglicher und befriedigender gewesen, als jener matte Theatergeberdencomp. Das größte Mißbehagen erfaßt uns, wenn wir fühlen, daß der dramatischen Musik, und nur ihr allein, nicht aber dem redenden Drama, hier das Höchste möglich gewesen wäre, und wenn wir nun sehen, daß sie gar nichts gethan.

Die zweite von dem Dichter unwahrscheinlich behandelte neue hochdramatische Scene ist die zwischen Almanzor und Rezia. Diese mußte besonders benutzt werden, um die reine und edle, jede Prüfung bestehende, Liebe der Rezia anschaulich zu machen. Um diese dreht sich ja die moralische Entscheidung des Ganzen, und sie bildet nebst der Prüfungsscene Hüons den höhern ernstlichen Theil der Oper. Denn die andern Prüfungsscenen auf der wüsten Insel eignen sich blos für die beschreibende Darstellung des Epos; denn dort steht alle Handlung still, die Verhältnisse sind monoton und ohne allen romantischen Leben. Bei Wieland selbst erscheinen sie als eine idyllische Episode im Epos. Die Prüfung durch Handeln geschieht an der eben von uns besprochenen Stelle, die allein eine dramatisch-musikalische seyn kann, während auf der Insel die Prüfung durch Leiden und Ausdauern Statt findet: Umstände, die jeder dramatischen Behandlung widerstreben. Der leidenschaftliche Kampf, der sich zwischen dem drängenden, drohenden, verspottenden Almanzor mit der zurückstoßenden, ihn verabscheuenden, standhaft und treu an ihrer Liebe hängenden Rezia entspinnen muß, gäbe in

einem außerordentlich lebendigen, mannigfaltigen Duett unter Baß oder Bariton und Terzen Gelegenheit, das wiederum einen Glanzpunct einer Oper bilden müßte. Aber unserm Dichter und unserm Komponisten hat es gefallen, den Almanser gar nicht singen zu lassen; so acht nothwendig alles Dramatisch-musikalische verloren. Nezia singt allein eine Arie, und Beide besprechen sich dann mit einander.

In der dritten Scene, die wir herausheben wollen, wäre der Musik nun auch eine, schon durch die Umstände so schön herbeigeführte, Gelegenheit geworden, auch ihren höchsten sinnlichen Reiz, das Lockende, Verführerische, Bezaubernde, Schmeichelnde, mit einem Worte das Zerline'sche in ihr zu entwickeln. Es ist die Gegenscene zu der vorigen, wo Reschana wiederum den Hüon verführen will. In Wieland's Oberon ist diese Stelle die meisterhafteste von allen; wer sie je gelesen, ist gewiß auf's heftigste von ihr ergriffen worden. Bilder, Sprache, Rhythmus, Alles ist ein süßes Einlullen, es ist so natürlich und menschlich, daß Hüon dort einen heftigen Kampf besteht. Aber wir müssen bei dieser Gelegenheit auf einen neuen wesentlichen Unterschied zwischen dem redenden und dem musikalischen Drama aufmerksam machen. In der Poesie sind Scenen angegebener Art nur für die erzählenden und beschreibenden Gattungen, den Roman (Phöbus), das Epos, wie bei Wieland u. s. w. Auf die Bühne gebracht, von wo aus die Phantasie nicht, wie beim Lesen, nur durch geistiges Vorstellen, sondern durch anfassende Worte, durch Gemälde und Geberden zu sehr sinnlich aufgeregt würde,

wäre eine solche Scene nicht nur blos verdammenswerth, sondern auch im höchsten Grade unsittlich, weil sie nur die niedrige Sinnlichkeit in Anspruch nähme, nicht die höhere blos, wie es die Kunst doch nur soll. Die Musik aber umkleidet Alles mit ihrem ätherischen Gewande, deutet nur an, löst nur ahnen, nimmt daher das Körperliche mit sich fort und versetzt die niedere Sphäre aus dem Bereiche des Geschehenen nach der höheren, in den des Gehörten. Giebt der Dichter und Komponist hier nicht Alles in und durch Musik, so wird die Scene entweder durch das Wort, das Gemälde oder die Geberde jene frivole, oder, bleibt er in Wort und Geberde innerhalb der sittlichsten Grenzen, eine unendlich todte und matte werden, die, wenn man die Dichtung kennt, unerträglich wird. Den letzten Weg haben Beide gewählt; beinahe alles Musikalische haben sie verbannt. Nokhana spricht nur, ebenso wie Almansor, statt, wie beim Dichter, durch ihre Persönlichkeit zu locken, redet sie ihm von Rache vor, und sucht mit eben so viel Kurzsichtigkeit in die Natur der Leidenschaft, als Ebarit kalt im Vergleich zur Liebe ist, den Ehrgeiz des liebenden Hüon zu erregen, und will ihn dann erst durch andere in einen liebenden Taumel bringen. Dem Gemälde fehlt daher nicht nur alle Wärme, sondern auch Wahrheit. Wenn jemand in dieser Oper singen musste, so war sie es, welche, ohne zu verlieren, in Tönen allen Zauber lockender und sinnlicher Leidenschaft entsprechen und in dem Zuschauer eine Wirkung auf Hüon vermuthen lassen konnte. Hier spricht sie aber so kalt, daß der Zuschauer, in welchem zwei Akte die größte Neigung von Hüons Edel-

muthe beizubringen streben, diesen für wahnsinnig hal-
ten müßte, wenn er ihr folgte. Wird nun ebendrein
diese Partie der Neschana einer nicht kokketen Schau-
spielerin übertragen, welche die Szene, so wie sie da ist,
für ihre Weiblichkeit verletzend hält, daher, statt den
Dichter im Spiel zu ergänzen, nur Hohen und Stolz
blicken läßt: so friert uns alle dabei. Fast lächerlich ist
es, wenn Neschana, nachdem sie mit ernstem Pathos jetzt
das Aeußerste versuchen zu wollen erklärt hat, klingelt,
worauf Tänzerinnen den Hohen nicht in lockenden Stel-
lungen von fern zu sich hinwinken, sondern ihn so um-
tanzen, daß er sich nicht einmal bewegen kann, um
seinen Kampf auszudrücken, sondern still stehen muß, um
nicht etwa einer tanzenden Dame auf den Fuß zu tre-
ten. Wie ein Trepf steht er der Neschana gegenüber,
die auch nicht weiß, was sie thun soll, und stillschweigend
dem Tanze zusieht. Man wende nicht ein, daß die Aehn-
lichkeit dieser Szene mit der vorigen so groß sey: die
nothwendige Theilnahme eines glänzenden Frauenzim-
mers hätte der Handlung ein ganz anderes Gepräge aufdrücken
und besonders der Musik zu einem ganz andern Ensem-
ble Gelegenheit geben müssen. Der Unsinn, der uns
bei dieser Szene überfällt, ist so groß, daß ihn der von
nun an immer matter werdende Schluß der Oper, in
welchem einer nach dem andern verschwindet, die Lu-
ferne in einem lächerlichen Possenspiel Faxen machender
Mohren sich endet, und zuletzt nach einem ungeheuer
langen Paradenmarsch ein stummer Kaiser hereintritt und
dem Hohen aus der Ferne sechs Zeilen zusingt, denselben
nicht zu steigern vermag.

Wir haben diese drei Momente, wie schon erwähnt, nur darum heraus, nicht weil im Text mehrere dramatische nicht lägen, welche bei einer schärfern Bearbeitung des Stoffes hätten herbeigezogen werden können, sondern weil es in der vor uns liegenden Bearbeitung die einzigen sind, welche aufzunehmen und doch auf so verschiedene Weise bearbeitet wurden. Wie unrichtig aber man mit dem ganzen Stoff verfahre, müssen wir noch an der Scene zeigen, die wirklich hat ausführlich dramatisch behandelt werden sollen; denn alles Uebrige ist, auch die schönen Episoden, unter die Rubrik des Liedes zu bringen. Und gerade diese Scene ist die eben angeführte undramatische. Nezia ist mit dem Horn durch einen Sturm auf eine Insel verschlagen, und wird nachher von Seeräubern entführt. Im Wieland dauert dieser Aufenthalt längere Zeit, und wir haben schon eben angeführt, wie dieses Stillleben gar keinen Stoff zu einer dramatischen Scene giebt. Handlung wird erst dann wieder, wenn die Seeräuber Nezia überfallen, Horn fesseln und jene fortführen. Daher hätte auf jeden Fall die Zeit des Aufenthaltes auf der Insel bis zu jener wiederum entscheidenden Scene wegzulassen, nur später durch das Nahen aus jenem Zustande selbst erst anzudeuten werden müssen. Allerdings durfte der Wiederraub, die Verfolgung der Liebenden auf diese Weise, schon des Ausfüllens der Oper wegen, nicht übergangen werden, um so weniger, als in ihm selbst unendlich verschiedene und originelle dramatische Effekte liegen. Warum ist die bei Wieland so entscheidende Schiffscene wegzulassen? Die für die Bühne effektvolle Handlung im Text war

ndet nothwendig eben so wiederzugeben. Ein willkür
ch kleinerer Verlust der Oberen hätte dagegen für die
Musik thun müssen, einen Kampf zwischen beiden Ele
menten herbeizuführen. Auch war ein anderer Ort zu
wählen, da eine Landung auf einem Schiff nicht zu
verwirklichen wäre; und doch: warum das Innere einer
Schiffskapitze nicht? Der das Opfer fordernde Ober
priester ja hinter den Coulissen hinan, und die in der
Kapitze befindlichen Personen das Schwanken des Schiff
fes im Sturme durch ihre Bewegungen andeuten. Welch
ein dramatischer Reichthum dann! Der darüber mannig
fach spielende Sonnenstrahl, die warnende Taube, die, zum
Sonnengott für die dramatische Wirksamkeit, aus der
Taube in ein Kammermädchen umgewandelt ist; dann
der Sturm mit der Katastrophe; sodann darauf die
Verwandlung. Hinter solchem immer fortschreitenden Leben
wäre dann der schöne, rein lyrische, doch ruhige, heitre,
arienhafte Schluß des zweiten Akts mit den Meermäd
chen von unbeschreiblicher Wirkung gewesen. — So ist
davon nichts in der Oper vorhanden. Statt daß der er
ste Akt mit der Katastrophe des Sturms schließe, be
ginnt sie den zweiten; die Zwischenzeit bis zur Schiff
fahrt und dem Sturm füllt ein Lied der Taube, das
so hübsch es ist, doch eben so gut, ohne das Ganze zu
stören, wegbleiben kann, und offenbar nur zur Ausfüllung
der Zeit da ist; endlich ein an sich nicht sehr bedeutendes
Quartett, ebendrein das einzige in der Oper; und nun
statt Norka eine lange Arie, wo sie zwar so schön die
Musik ist, doch mit ihrer verzweiflungs, leidenschaftlichen
Lage nicht in Uebereinstimmung, ruhig den Ozean zur

den Sturm, den wir gehört, und meisterhaft musikalisch durchgeführt gehört, im ruhigem Recitativ beschreibt, dann eine Arie singt, die vollkommen der der Agathe im Freischütz nachgebildet, im Schluß des Winkens und Rufens nach Hören mit dieser fast identisch ist. Statt daß dort das Wiedersehen beschrieben ist, wird hier das Wiedererscheinen der Sonne besungen. Jeder muß fühlen, daß hier ein mit Gewalt herbeigezogener Stillstand sey, um dieser Arie Platz zu machen, in der sich ebenfalls Hören ohne allen Grund hat entfernen müssen. Statt nun den hierauf eintretenden lebendigen Moment des Erscheinens der Verkünder zu benutzen, singen auch diese nicht; auch Nezka und Hören müssen zu ihnen sprechen, und jetzt steht die Musik der Handlung zu, während sie vorher zu Betrachtungen sich hat hergeben müssen.

Man werfe ja nicht ein, daß bei unserer Anordnung der erste Akt zu lang geworden wäre. Der zweite würde es schon darum nicht, weil jene Schlußscene blos an die Stelle der langen Arie der Nezka und jener Ausfüllungsstücke der Zaritme u. s. w. zu kommen brauchte. Aber auch der erste Akt konnte abgekürzt werden. So schön der zweite Theil der langen Arie des Hören durchgeführt ist, bildet sie doch einen eben solchen, durch das lange Geschwätz der alten Mutter der Zaritme nicht erforderlich eingeführten und motivirten Stillstand, ist fast eben so herbeigezogen dramatisch hemmend, und hätte vielleicht in dieser Gestalt auch besser weg.

Um ein Beispiel noch anzuführen, wie wenig bei uns im Allgemeinen bis jetzt musikalisch-dramatische Stoffe erkannt und beurtheilt werden, erwähnen wir,

daß der allerjetzt kritische Opernhörer, Herr Gehe in Dresden, dem ganzen Inhalt des Oberon die musikalische Brauchbarkeit abgesprochen und eben jene Arie auf der Insel als Beleg dazu angeführt habe. Die Wahrheit ist, daß, was im Weber'schen Oberon für die Musik bestimmt ist, zum eigentlichen Inhalt nicht gehört, wie jene Arie des Hüon, die der Rezia, die ganze Erscheinung der Fatime; und daß dagegen, was so sehr in ihm dramatisch ist, theils entgegnet, theils dies der Rede über werth, theils auf das dürftigste behandelt wurde.

Es mag bei dieser Gelegenheit noch erlaubt sein, auch das jüngst hier zu wiederholen, was, als meine Beurtheilung des Oberon erschien, über den Komponisten im Besondern und im Allgemeinen gesagt wurde. Nachdem auf andern Blättern weitläufig bekannt worden war, daß Weber an der Auswahl der Behandlung und der Ausarbeitung seiner Operntexte stets den allergrößten Antheil gehabt, der sich bis auf die einzelnen Worte und Silben erstreckte, und daß ihm somit hauptsächlich alle Fehler des Textes zur Last fielen; nachdem ferner der unumgänglich nöthige Bau der Lieder im Allgemeinen, stillschweigend und der besondern Strophe an dem Ober-Texte nachgewiesen war, sagte der Autor also fort:

Diese Meinung von dem Antheile Weber's an dem Texte der Oper und sein vermeintliches Verschulden des ihm für seine Komposition zu liefernden, wird auch durch innere Gründe auf's augenscheinlichste bewiesen. Wir dürfen nur das in's Auge fassen, was theils an Liebe und Ausführlichkeit von dem großen Theile des

nicht, theils was Fremdes zu demselben hinzugefügt wor-
den ist, wir diesen dies nur mit Weber's eigenthüm-
licher Behandlungsweise anderer Stoffe vergleichen, um
uns der Gründe klar zu werden, warum das so zu tadelnde
Ganze absichtlich in dieser Gestalt erschien. In ersterer
Beziehung kommen wir noch einmal auf jene schon zwei-
mal besprochene Scene, in welcher Rezia ihre große Arie
singt, zurück. Sie ist anerkannt undramatisch, und den-
noch mit der größten Ausführlichkeit behandelt; aber sie
erinnert zugleich auf das auffallendste an die Scene und
Arie der Aennchen im Freischütz. Es finden sich nun
durch alle Weber'sche Opern (von dem beständig glei-
chen Zuschnitt seiner Ouverturen ein andermal zu spre-
chen) gewiß immer wiederkehrende Scenen und Ton-
gänge, die, wenn auch nicht Tonreminiscenzen im Sin-
ne, wie wir es von Spontini und Rossini sagen,
doch dramatische Reminiscenzen sind. So die Echochöre
in der Preziosa und der Euryanthe; die abgebrochene
Begleitung des Chores zu einem Liede der Heldin, wie
in der Euryanthe und im Oberon u. s. w. Es ist dies
jener Einwurf, gegen den Herr von Miltitz den Kom-
ponisten in der Abendzeitung entschuldigen zu müssen
glaubte; doch er entschuldigte nur mit dem Beispiel
Cherubini's, gab aber zugleich selbst zu, daß bei dem
wahrhaft großen Komponisten, bei Mozart z. B., der-
gleichen nicht vorkäme. Denn bei der geringen Anzahl
von Musikstücken in dieser Oper sind zwei so bedeutende
Reminiscenzen in den wichtigsten Scenen so auffallend,
daß wir dies nichts anderes, als eine große dramatische
Gedankenarmuth nennen können.

Betrachten wir nun aber das, was in der Oper zu dem bereits verhanden gewesenen Stoff durch den Komponisten hinzugefügt ist, das heißt, den Charakter der Fatime, so sieht man auf den ersten Blick, daß dieser einzig nur der einzulegenden Lieder halber da ist. Diese, doch eine untergeordnete Person, singt am meisten, wenigstens eben so viel als die beiden Hauptpersonen, und fast immer in Situationen, die mit dem Verlauf der Handlung nicht zusammenhängen. Gehen wir alle Schöpfungen Weber's durch, so finden wir überall das Lied derartige verwaltend. Seine originellste Schöpfung, die Preziosa, ist ganz Lied, die Euryanthe ganz lyrisch, die Hauptsachen im Freischütz Lied. Seine Chöre, die Jägerchöre, die Jungfernchöre, die Zigeunerchöre, die Elfenchöre, sind nur von Vielen gesungene Lieder ohne Gegensätze, Verschlingungen und Durchführungen der Stimmen. Von seinen übrigen Arbeiten wie unverhältnißmäßig sind da seine Instrumentalkompositionen gegen die große Zahl von Liedern, deren er in seinem kurzen Leben mehr, als Himmel, Schulz u. a. in ihrer langen Komponistenlaufbahn, angefertigt hat. Wie sehr stechen da gegen ihn Mozart, Haydn und Beethoven ab, welchen Männern man ihn nur zu schnell an die Seite hat setzen wollen! Wie groß ist die Menge von Mozart'schen Sonaten und Symphonieen, mit unerschöpflicher Fülle von Gedanken, die, ohne Anregung durch Text von außen, aus der eigenen selbstschöpferischen Brust des Komponisten hervorquellen, während man fast gar keine eigentlichen Lieder von ihm hat. Noch größer ist die Anzahl Haydn'scher Symphonieen, Sonaten und

Messen, Kunstgattungen, in denen, während das Lied mehrere neue Gedanken darbietet, nur ein Gedanke auf das mannigfaltigste durchzuführen und wiederzugeben ist, oder der theils so oft behandelte, theils moderne Stoff durch so viele selbstgeschaffene musikalische Zuthaten immer neu wiedergeboren werden muß. Auch von Haydn und von Beethoven, welcher letztere ewig originell war und dennoch nie sich ausgab, haben wir sehr wenig Lieder.

Wir können daher nicht anders, als zu der Ansicht uns bekennen, daß Weber überall aus seiner Seele allein hervorzurufen und zu schöpfen nicht im Stande war, daß er vielmehr, wie jeder Liederkomponist, dichterische, bereits auf das bestimmteste angegebene, bezeichnete und individualisirte Gedanken in Musik übersetzte. Darin war er allerdings unsere größte musikalische Erscheinung, darin wird er ewig zu studiren seyn; aber dies war auch sein ihm vorgeschriebener Kreis, den zu überschreiten ihm nicht gelang. Wir wollen aber hier nicht mißverstanden werden, nicht gemeint haben, daß Weber nur das gegebene Wort übertrug; sondern er traf eben so glücklich gewisse ihm vorgezeichnete Zustände, die ein individuelles, charakteristisches und in äußeren Merkmalen scharf sich hervorhebendes Gepräge an sich tragen, wie das Zigeuner-, das Jägerleben u. s. w. Man könnte in dieser Beziehung auch ihn als das bezeichnen, was in der Malerei der Portraitmaler ist. Der Mangel an eigentlichen dramatischen Kompositen zu seiner Zeit, das Verständige in seinen Schöpfungen, das Echtdeutsche in seinem Freischütz neben der Rossini'schen Klingelei hat

ten ihm mit Recht die Popularität verſchafft, deren er ſich erfreute. Aber jene beſchränkte Schöpfungsgabe bewirkte, daß, bei aller Schärfe ſeines Verſtandes, bei der Kenntniß und vollſtändigen Herrſchaft über die Mittel, bei dem unverdroſſenſten Fleiße, dem tiefſten Studium und dem angeſtrengteſten Nachdenken, in welchen Beziehungen er allen Kunſtjüngern als Muſter daſtand, doch von ihm kein eigentliches dramatiſches Kunſtwerk hervorgebracht werden konnte, ſo ſehr er auch darnach ſtrebte. Wer je die rührende Antwort Mozart's auf die Anfrage: wie er es mit ſeinem Schaffen mache? mit Weber's „Künſtlerleben," mit ſeinen Reflexionen, Deductionen und Recenſionen vergleicht, dem wird der Unterſchied zwiſchen dem Genie und dem Talent auch in der Muſik nicht unklar bleiben können. Merkwürdig genug fand ſich in Weber's Nachlaß nichts Muſikaliſches, nur Reflectirendes und Poetiſches; in der Muſik iſt es aber am anſchaulichſten, daß die höchſte Schöpfungskraft in der Kunſt als wahrer Himmelsfunken eine bewußtloſe iſt, welche die Seele zu ſehr erfüllt, um Raum für andere Thätigkeiten übrig zu laſſen, und die der kritiſirende Verſtand nur zerſetzt und auflöſt. Vergleiche man nur, um den Unterſchied zwiſchen dem ſchöpferiſchen Genie und dem blos wiedergebenden Talente ſich ganz deutlich zu machen, z. B. das von Weber am beſten durchgeführte Stück: das Terzett zwiſchen Max, Agathe und Aennchen im zweiten Akte des Freiſchütz: „Doch haſt du auch vergeben?" mit den muſikaliſchen Durchführungen des „Hoffe nicht, uns irr zu leiten" im erſten Finale des Don Juan. Was machte Mozart aus den ſechs

Worten, die er einer Menge von Personen in den Mund zu geben hatte, während für Weber in seinem Terzett vom Dichter allen drei Personen, gemäß ihrem Charakter, das ganze Ensemblestück hindurch verarbeitet war. Von ihm freut uns, daß er den Text traf, während bei Mozart uns in Erstaunen setzt, was er auf dem vom Dichter ihm gegebenen Gerüste aufgebaut hat.

Sind wir nun darüber einig und machen wir an Weber nicht Anforderungen, die er nicht gewähren kann, dann vermögen wir uns auch mit ganzer Seele und vollem Herzen dessen zu erfreuen, was er uns in der ihm eigenthümlichen Kunstsphäre Großes und Herrliches unverkennbar im Oberon gegeben hat. Im höchsten Grade getroffen hat er das leichte, liebliche, halbwehmüthige, sanfte, flatternde Elfenwesen im ersten Chor; eben so sehr ist der Natur abgelauscht das schläfrige, monotone Seyn der Verschnittenen im Finale des ersten Aktes: wiewohl das originelle Thema als ein wirklich orientalisches ihm mitgetheilt werden seyn soll, sowie das Lied der Fatime „Al. al. al. al. al. al!" u. s. w. das orientalische Blumen- und Zephyr-Wesen trefflich malend. Ganz eigenthümlich aber ist ihm gewiß das düstere Geisterwesen in der, zugleich für den Alt sehr schön komponirten, Arie des Puck: „Geister der Luft." Hier besonders ist das Citiren im „Kommt hieher!" von der ergreifendsten Wahrheit. Aeußerst musikalisch durchgearbeitet ist das leider viel zu kleine Terzett: „Scherz! hochverehrt"; namentlich bewegt der den Gedanken zwischendurchführende vorschlagende und in der Dominante mit den übrigen Stimmen wieder zusammenkommende

Baß das Herz außerordentlich. Eben so schön ist das Gebet Hüon's in der Inselscene; das „Auf mich! Auf mich!" ist ein Muster declamatorischer Musik. Am meisten poetisch und rührend erschien uns aber das Finale des zweiten Aktes, das einfach sanfte Lied der Meermädchen: „O wie wiegt sich's so schön auf der Fluth!" Die eintretende Stille nach dem Sturm, das Wiegen der Töne im Lied wie in der Instrumentirung, der vollste Einklang, in dem hier Scenerie, Musik und Gedicht stehen und sich einander ergänzen, machen eine bis zu Thränen der Rührung führende Wirkung. Das originelle Chor in der Höhle, die einfach erhabene Beschreibung des Oceans im Recitative der Rezia, alles das sind musikalische Glanzpuncte, an denen man stets wird studiren können, wie die Natur zu belauschen ist, und wie Gedanken und Worte in Musik wiedergegeben werden müssen.

Wir wiederholen es noch einmal, daß, wenn Weber da verstummt, wo er aus dem Allgemeinen eine eigene und besondere Schöpfung hervorrufen soll, er da, wo er bestimmtes, individualisirtes und originelles Leben wiederzugeben hat, als ein unvergängliches Muster für alle Zeiten dasteht. Hat er uns keine bleibende Oper, kein großes Ganze schaffen können, so hat er auf seiner wackern und unermüdlichen Künstlerbahn uns Juwelen hinterlassen, welche die Kritik vor Allem festhalten muß, um jeden von der Natur und der Wahrheit sich verirrenden Kunstjünger darauf hinzuweisen. Weil er gerade das scharf sich Hervorhebende oft und glücklich wiedergegeben hat, so kann sich die Kunstkritik in ihren Theorien suppliren, wo die großen und ewigen Schö-

pfungen unſerer gröſten Geiſter nicht hindenten. Wenn die Kritik auch nicht ſie hervorbringen und bilden helfen wird, kann ſie doch von der einen Seite das Volk ſelbſt zum Verſtehen groſer Schöpfungen heranziehen, und jenen erſt die eigentliche Wirkung verſchaffen; dann aber beſonders auch Talenten ſehr viel ſeyn: aber zu Hervorbringung von Genien braucht die karge Natur Jahrhunderte, während ſie öfter uns gütig mit Talenten beſchenkt.

Inhalt

des ersten Bandchens.

Die Judherren von England. Novelle. . . S. 1

Musikalisch dramaturgische Aufsätze:

1) Ueber die Oper und ihre Bedeutsamkeit im Allgemeinen. . . . . 67.

2) Ueber die Nothwendigkeit und Wirksamkeit der musikalisch-dramaturgischen Kritik. . . 75.

3) Ueber die Nationalität in der dramatischen Musik und deren Verwandtschaft mit der der Volkslieder und Volksmährchen. . . 84.

4) Ueber den Bau und die Zusammensetzung der einzelnen Theile der Oper und über Opernstoffe im Besondere. Bei Gelegenheit der Beurtheilung von Maria Weber's Oberon. . . . . 101.

Gesammelte Blätter

von

K. G. Spazier.

Zweites Bändchen.

Hildburghausen 1833.
Verlag von C. J. A. Knopf.

Die Taſchenbücher.

Eine humoriſtiſche Novelle.

1.

In mein geöffnetes Fenſter, das den Blick auf eine weite Landſchaft, über Häuſer und Gärten bis weit über die Höhen von Räcknitz, ſtreifen läßt, drang von dem neugehobenen Dache eines Hauſes der Geſang der verſammelten Menge von Handwerkern, aus der die Gewänder der weißgeputzten Töchter der Bauherren hervorleuchteten, und die vereint, wenn auch unter ſchlechter Begleitung von Dorfmuſikanten, hoch oben in den blauen Himmel hinein ihr: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'" anſtimmten. Hell lag die Sonne über der bunten Welt, und ihre Wärme, wie der Duft eines Geraniumſtockes vor meinem Fenſter, den ich begierig einſog, erregten in der Phantaſie eine Maſſe von Bildern aller Art, die ſich durcheinander auf und nieder in bunter Folge bewegten, wie das Gewimmel in einer Prieſtley'ſchen Materie auf einem halberleuchteten und durchwärmten See.

Zuerſt im Dresdener Merkur. October u. November 1827.

Immer tiefer rührten mich die Menschen, die, ehe sie das Haus und alle künftigen Leiden in ihm wie mit einem Sargdeckel verhüllten, noch einmal mit freiem zum Himmel gerichteten Antlitz, die Säuglinge auf dem Arm, welche die Mütter dem Allvater in dem großen freien Tempel der Natur darstellten, um Schutz und Friede baten, und bald gab ich leise auf meinem Instrumente die Akkorde der Melodie an, die mich immer weiter in mich selbst und die verborgensten Tiefen meiner Seele einwiegte. — Als ich aus meinen Träumen erwachte, war der Gesang verstummt, aber einzelne Worte, die in mein Ohr drangen, verkündigten die Rede des Altmeisters vom Gerüst herab — ich blickte auf, und siehe! ein Korb mit Büchern stand vor mir, auf dem oben liegenden Zettel las ich die Worte: „Taschenbücher" und „Recensionen." — Leise waren sie während meines Spiels, da ich der Thüre den Rücken zugekehrt, hineingesetzt worden.

Gewaltig verdroß mich dies Hineinwerfen einer solchen Masse von geldbeschnippter und bekranzter Modepoesie in ein solches blaues frisches Fest meiner innern Stimmung.

Da tönten aus des Altmeisters Rede die Worte: „Arche" — „Noah." Lächeln mußte ich über die närrischen Menschen, die so gern ihr Treiben an die Uranfänge knüpfen — und wie die Erinnerung an jene das Gemüth des Menschen milder stimmt und versöhnlicher — ging auch ich bald ausgesöhnt auf den Korb, der mich anfangs so erschreckt hatte, zu.

Ein und zwanzig blos? dachte ich, als ich sie durch-

gezählt hatte; höchstens etwa hundert Schriftsteller, die einmal im Jahr Millionen von Lesern in Deutschland anfingen und anreden! —

Eben flog das Trinkglas des Redners krachend auf die Steine. Hm! sagte ich, hierdurch wieder an die Uranfänge, den Noah und den Thurm zu Babel erinnert, — eigentlich hat sein Erschaffung der Welt — eigentlich hat — fuhr ich im lauten Tone, daß meine Rede zu gleicher Zeit mit der vom Dache herunter hallte — eigentlich hat sein Erschaffung der Welt, ihr hier in Gold vergrabenen Schriftsteller! die Schriftstellerei den Fortgang nicht gehabt, der nach den Anfangsaussichten zu erwarten stand. Wenn Adam schon nach den Rabbinen den 92sten Psalm machte, und der alte Eusebius Nierenberger uns zwei Gesänge lieferte, die aus des Amadei Offenbarung in der Bibliothek des Eskurial als echte Arbeiten Adam's treulich abgeschrieben worden, deren einen er bei seiner Unterredung mit der Eva verfertigt, den andern als Bußpsalm nach dem Sündenfalle gemacht haben soll, — wenn — hier erhöhte ich meine Stimme noch mehr — wenn Hermes Trismegistus, der Freund der Isis und des Osiris, nach Manetho schon sechs und dreißig tausend fünfhundert und fünf und zwanzig Bücher schrieb — ich schrie in der Begeisterung das letzte fast —

Ein Fluchen und ein Donnern an meiner Thüre erinnerte mich, daß ein Kandidat in der Nebenstube seine Predigt lernen wollte.

Was wollen da — fuhr ich leiser mit gedämpfter Stimme fort — die paar tausend Bücher sagen, welche

die Leipziger Meſſen bringen? — Wie weit iſt noch die ſchöne Zeit entfernt, wo ein Verzeichniß auf Subſcription wird herauskommen können von den Deutſchen, die nie Bücher und nie Verſe gemacht, mit denen wir dann, die wir uns darauf ſchrieben, ſo leicht unſterblich werden könnten!

Wahre Betrübniß hatte in mir die letzte Vorſtellung — ſo ſchnell ändern ſich die Meinungen der Menſchen — über die geringe Anzahl der Taſchenbücher erregt; ſeufzend ſchritt ich zum Korbe, der mir nun aus einem Wäſchkorbe ein Nähnadelbüchschen geworden zu ſeyn ſchien, und wollte eben mit den Fingerſpitzen eines der Taſchenbücher anfaſſen.

Verdammt! dachte ich, und fuhr ſchnell mit der Hand wieder zurück, wenn nun, was gewiß ſeyn wird, Weiber dabei ſind!

Ich habe von unſerer Poeſie eine eben ſo ketzeriſche Meinung, wie die Perſer von der Sündfluth. Dieſe glauben, daß die erſten Gewäſſer derſelben aus dem Backofen einer alten Frau hervorgequollen wären. Unſere Poeſie, glaube ich, iſt nun eben ſo fade und matt geworden und ſo wäſſerig, weil die Weiber daran mitſchreiben; ſie wurde es ſchon dadurch genug, daß die Weiber mitleſen, ihnen zu Gefallen. — Sie waren immer die Beſchützerinnen Cramers, Lafontaines, ſie ſind die Vertheidigerinnen Claurens — und aus welchem andern Grunde wurden die Bücher und ihre Poeſie ſo verdorbezt, verkupfert, wie das Küchengeſchirr, und verſilbert — als weil man ſie ihnen ſchenken wollte? Darum bin ich entſchieden ungerecht und parteiiſch gegen ſie, und kann ſie auch nicht recenſiren *).

*) Zwei bedeutende Männer führ' ich zu meinem Schutz

„Das brauchst Du ja nicht" — flüsterte mir mein guter Genius zu — „Merkur giebt Dir gewiß die Erlaubniß, sie nicht zu lesen."

Getröstet wollte ich nun von Neuem zum Korbe schreiten — da guckte ein niedliches Häubchen mit rothen Bändern zur Thüre herein, dann eine Schürze mit zwei Händen in den Taschen, dann ein Paar große braune freundliche Augen.

Meine Frau war's — ich verstand den Wink; und als ich über den reinlichkniſternden Sand des Vorhauſes, über den zierlichen Teppich der Stube, unſerm runden saubern Mittagstiſche behaglich zuſchritt — wie freute ich mich innerlich, daß das obenerwähnte Subſcriptionsverzeichniß noch nicht herumging; denn es ſteht zu vermuthen, es würde, — ginge ein Mann auf der linken Seite der Häuſer, vergebliche Unterſchriften ſuchend, umher, — ein gleicher auf der rechten ſich zum eben ſo vergeblichen und mühſamen Geſchäfte machen müſſen, Namen zu einem Verzeichniſſe ſolcher Frauen zu ſammeln, die man etwa füglich heirathen könnte.

2.

Auf das Urtheil von Frauen, die mit geſundem unverbildetem Sinne und klaren Augen heiter ins Leben ſchauen, gab ich — betreff' es Menſchen, betreff' es Er-

---

nech an. Wenn Rouſſeau in ſeinem Brief an d'Alembert vorzüglich ihre Untauglichkeit zur Kunſt berührt, ſpricht gegen das Moraliſche der Frauenſchreiberei am kräftigſten ſich aus Klinger in ſeinem Fauſt.

eigniſſe, betreff' es Poeſie und Kunſt — von jeher ſehr viel. Sie ergänzen dann in jeder Art den ins Allgemeine des Lebens und der Kunſt immer hinausgreifenden Mann, indem ſie auch die kleinern Züge klar in's Auge faſſen, in welchen ſich das Große oft mit beſtimmteren, vom Menſchenauge leichter überſehbaren, Strichen wider: ſpiegelt. Beſonders für den Dichter iſt die Frau der Delphin, der ihn, wie den Arion, über das Meer des Lebens trägt. Ruhig ſchaut er auf ihm über daſſelbe hinweg, ſchaut die Sterne am ruhigen Himmel und die Fiſchlein im bewegten Meer.

Meine Frau hatte vor Kurzem erſt ſehr viel bei mir gewonnen, als wir das ſchöne Bild Mauthäi's, den Tod des Codrus, mit einander ſahen, und ſie mich, den blos mit der Auffaſſung des hiſtoriſchen Momentes Be: ſchäftigten, bald auf die braune, kräftige, ſchattige Naſe des mit dem blonden Knaben ſprechenden Kriegers, die gegen das helle goldgelockte Haar des Knaben ſo ſchön contraſtirte, bald auf den erbleichten Arm des Todten, der ſo ſchön in der lebenswarmen friſchen Hand der her: abgebückten Jungfrau ruht, aufmerkſam gemacht hatte.

So trug ich denn am Abend meinen Korb mit Ta: ſchenbüchern in die Stube meiner Frau.

Ich betrachtete noch unentſchloſſen den Goldſchnitt, den ich nicht zu öffnen wagte. Er kam mir wie ein Mauthbrief vor, das man vor die Taſchenbücher gelegt, damit ihr Inhalt zum Vortheil der Dichter und Ver: leger tranſito durch die Länder und Körſe gehe — und damit die Verfaſſer ihre Sachen dadurch gleichſam wie die Katze im Sack verkaufen. Aber meine Frau hatte

unterdeß bereits die Pflicht ihres mutui adjutorii dadurch erfüllt, daß sie mit einer Stecknadel eine Bresche in den Schnitt eines Taschenbuchs gebohrt, und das Buch endlich so auseinander gebracht.

Sie war gleich hierauf aufgestanden und kramte in der Stube umher.

„Deinen Operngucker such' ich" — antwortete sie meinem fragenden Blicke, und wies auf den Druck und das Format.

„Die Vorsehung will nicht" — antwortete ich ruhig, da das Licht einen etwas salben Schein auf „Vielliebchen" geworfen und mir die Buchstaben auf dem Papiere etwas entgegen tanzten — „die Vorsehung will nicht, daß wir zu gescheidt werden sollen. Früher ward es den Leuten sauer, einen Folioband, den kaum zwei Bibliothek-Aufseher mit vereinter Mühe vom Repositorio herabnahmen, zu einem Spaziergange auf die Basiei zu sich zu stecken; aber, wenn auch später einmal ein Mann, wie unser Freund Schaff, der an seinem Leibe zwei und dreißig Taschen hat, beinah' sämmtliche Literatur wird bei sich tragen können — in den Herz- und Brusttaschen Jean Paul's, Herder's, Rousseau's, Shakespeare's sämmtliche Werke; vorn auf dem Magen die ganzen jetzigen siebzig Quartbände von Gouthrie und Gray; im Hut auf dem Kopfe den ganzen Plato, Diderot, alle Alten; in den Hosentaschen hinten auf dem Steiß (ich spreche mit meiner Frau manchmal wie Katzenberger und Schoppe) den ganzen Clauren und Consorten; in der Uhrtasche den Cervantes, Rabelais, Sterne und Butler; in den wollenen Strümpfen

ſämmtliche theologiſche Streitſchriften; und in den Schuhſohlen unten die nöthigen aſtronomiſchen und naturphiloſophiſchen Werke, — ſo wird freilich dem guten Manne ein ungeheures Herſchelſches Teleſkop über den Rücken hängen müſſen, und ein Geſtell, auf dem er die zu beobachtenden Werke befeſtigt, um nur von Weitem die Kometen, Fixſterne und Sternſchnuppen der Schriftſteller zu beobachten; und ſolche Teleſkope ſind ſchwer und koſten viel Geld."

Immer mehr ärgerte ich mich, je mehr ich dieſer Goldſchleifen aus dem Korbe herauszog, und meine Augen bedachte, die in den Abenden dieſe Flitterbuchſtaben durchlaufen ſollten, und meine Frau wollte mich mit Gewalt von ihnen wegziehen, indem ſie den Nutzen alles Recenſirens leugnete.

Nachdem ich in aller Eile, was ich in ſolchen Fällen, wenn es geht, immer thue, unſere Eheſtandsbibel, den Siebenkäs, aufgeſchlagen, und ihr S. 13 im 2ten Theile die Wichtigkeit und Würde eines Recenſenten, die der Lenette dort begreiflich gemacht werden ſollen, ebenfalls vorgeleſen hatte — fuhr ich fort: „Beſonders die Eigenſchaft, die Jean Paul zuletzt von einem Recenſenten fordert, daß er nämlich ſelbſt ein ſchlechtes Buch gemacht habe, um zu wiſſen, wie ſolche zu machen ſind, die hab' ich vor allen Andern."

Meine Frau, die ſich jedesmal ärgerte, wenn ich ſie in irgend eine Beziehung mit der Lenette brachte, ſchon weil ich dadurch mich mit dem Siebenkäs verglich, — putzte ſchweigend und häufig das Licht, um nicht an eine andere Stelle dieſes vortrefflichſten aller Eheſtandsge-

mälde zu erinnern; und so konnte ich, wenn ich wollte, hell und freundlich fortschreiben.'

3.

Noch keine Viertelstunde hatte ich in der Orphea, und zwar in Tieck's Novelle „der Gelehrte" geblättert — als meine Frau, die schon lange ein Fragezeichen in den von Zeit zu Zeit sich bewegenden Mundwinkeln gebildet hatte, die Nähnadel — trotz dem, daß ich ihr es so oft verboten hatte — in den Mund nahm, die Hand auf meinen Arm legte, und sagte: „Hör', Du weißt wohl gar nicht, daß Du auf Dein Papier da in Gedanken „Novelle" hingeschrieben hast?"

„In Gedanken?" antwortete ich, und schob ihr mein in Aktenform gebrochenes Skizzenbuch hin, „seit heut Morgen novelliren wir beide schon, ohne daß wir's recht wissen. — Wer heut zu Tage etwas zu sagen hat, der nimmt den ersten besten Hinz, läßt ihn zu Kunzen gehen, beide besprechen sich, beschreiben dabei sich und den Ort, wo sie stehen; gelegentlich fällt einer in's Wasser, wo denn wieder das Wasser zu beschreiben ist, oder einer guckt zum Fenster hinein, oder hat eine Tochter, die mitgeht; oder sie essen, und legen die Gabeln hin; und das ist denn eine Novelle. Kein Mensch kann auch etwas dawider haben, weil bis jetzt noch Niemand weiß, was dies eigentlich für ein Ding ist, und in den Novellen sprechen sie selber darüber. — Ich sehe nicht ein, warum wir beide und unsere Stube, in der doch auch Manches steht, was zu beschreiben ist, nicht zusammen

eine Novelle ausmachen sollten! Du sprichst, während Du von Zeit zu Zeit den Hund herein oder die Katze hinauslässest, — ich, während ich bald die Feder hinter's Ohr stecke, bald während ich blos rede, wenn ich nur manchmal sage, daß ich rede."

„Das ist sehr bequem," sagte meine Frau.

„Freilich ist's sehr bequem," erwiederte ich; „und wer weiß," — fuhr ich fort — „ob wir nicht noch mehr Personen dazu bekommen; kann nicht in diesem Augenblick Jemand klingeln und hereintreten, und dann schreib' ich: eben klingelt's — der Mann so und so trat herein und sagte; — was für Mannigfaltigkeit! welche Lebendigkeit! welche Charaktere! — und auch die nöthige Langeweile und Weitschweifigkeit fehlt nicht, die einer Novelle so wohl steht, und in den so gepriesenen des **Lope de Vega** sich findet."

„Für Recensionen" — fuhr ich nach einer Pause ernsthafter fort — „wär's besonders gut, es käme in ihnen etwas vor. Lebte jede Recension wirklich, statt im Kanzelton zu predigen, so ginge sie wie ein Gespenst an des Autors Kopfkissen herum und triebe manches besser aus; wenn z. B. statt seiner mißglückten weiblichen Figuren ein tadelndes schönes Weiberauge aus der Recension ihn anblickte, oder wenn ein wirklicher komischer Kauz von Fleisch und Bein seinen gezwungenen Narren geißelte — wenn —"

Hier sprang meine Frau auf; denn es klingelte wirklich, und — welches freundlichere Geschick konnte einem Novellisten lachen! — der oben erwähnte Freund mit seinen zwei und dreißig Rock-, Hosen- und Westentaschen war's.

Ich muß jetzt, trotz dem, daß im Leben der Mann, der die Thüren faſt hereinbricht und hereinſtürmt, es ſich nicht würde gefallen laſſen, — aber ſo viel Macht hat ein Dichter — ich muß ihn ſo lange noch an der Thüre ruhig und ſtill ſtehen laſſen, bis ich eine kleine Handzeichnung von ihm entworfen. Er mag ſo lange meine Frau betrachten mit ſeiner groſſen Lorgnette, die er trotz ſeiner ſehr guten und geſunden Augen alle Augenblicke vornimmt, um etwa ein weibliches Weſen, das vor ihm vielleicht auf dem Sopha ſitzt und mit dem er eben ſpricht, zu betrachten, beliebig anzuſehen, und ſich bei ihr noch verhaßter zu machen.

4.

Herr Doctor Schaff — ſo heißt der dicke Mann mit ſeinen ſchwarzen funkelnden Augen, wilden ſchwarzen, doch ſchon halb ergrauten Haaren, wiewohl er nicht viel über die Vierziger hinaus war, mit ſeinen dünnen Beinen, langen Fingernägeln, aber mit ſehr weißer feiner Wäſche, einem kleinen Kopfe und markirten Geſichte, — war vor Kurzem plötzlich in Dresden erſchienen, und in dieſer guten Stadt ein Gegenſtand allgemeinſter Aufmerkſamkeit geworden. Jedermann weiß, daß man dieſelbe hier leicht durch einen Knopf zu viel oder zu wenig an ſeinen Kleidern erregt, und daß man daſelbſt Eſſen, Trinken, Sprechen und Leben gern in aller Stille, und geſtern ſo wie heut, abmacht. Um wie viel mehr mußte Herr Schaff auffallen durch ſeinen Aufzug, mit den vielen gefüllten Taſchen, aus denen oft der

Stöpsel einer Flasche heraussah — durch seine raschen Bewegungen, sein lautes Sprechen, seine unverholenen, oft sehr starken, Urtheile, durch die Gewandtheit, mit der er die heterogensten Bekanntschaften machte und die Leute in ihren eigenen Wohnungen aufsuchte! Ja, hatte er nicht an öffentlichen Orten im Eifer des Gesprächs plötzlich ein Buch aus der Tasche gezogen und seinem Gefährten, der oft vor Verlegenheit schwitzte, lange noch laut vorgelesen, wenn auch schon alle Gäste, entrüstet, aber ohne mehr als durch Flüstern ihren Unmuth zu verrathen, zum Schaden des Wirthes fortgegangen waren? Hielt man ihn nicht deshalb für toll?

Aber sehr gescheidt war er — das liefen ihm Alle. Er war ungemein viel gereist, hatte die detaillirteste Kenntniß in juristisch-historischer Hinsicht, sprach wie ein Buch von den alten Census und Tribus, von Savigny, Gans und Niebuhr, — von der englischen freien Staatsverfassung, die er besonders verehrte und deshalb Cannings poetical works beständig in der Tasche hatte. Dabei lobte er sehr Madame Schirmer, deren Bild als Isabelle im Nachtlager zu Grenada auf seiner Stube hing, so wie Demoiselle Veltheim und Herrn Devrient; er hatte fast alle berühmte Schauspieler und Sänger in ihren Wohnstädten gesehen, schimpfte aber in einem Athem über den ungeselligen Ton in Dresden, über die geringe Galanterie und Chevalerie unserer jungen Herren gegen das weibliche Geschlecht, dem sie kaum aus dem Wege gehen, geschweige ihnen im Theater Platz machen oder einen entfallenen Handschuh aufheben. Ein ungemeines Dunkel lag über seinem eigentlichen Wohn-

ort, ſeinem Stand, ſeinen Verhältniſſen; da er ſo frei ſprach und Einige auch manchmal eine Handdruckerei bei ihm geſehen haben wollten, wurde er hie und da für einen berühmten, von den Regierungen verfolgten Schriftſteller gehalten; Andere indeß veranlaßten die ungeheueren Geldſummen, die er verſchwendete, ihn gar für den abgeſetzten König von Schweden zu halten.

Auf einmal verſchwand er indeß plötzlich, und Niemand außer mir mag es wiſſen, daß er ſechs Wochen auf ſeiner Stube, im Frühlingsentſtehen, bei verſchloſſenen Fenſtern und geſundem Leibe im Bette lag und Decokte trank, um — ſich ruhig zu machen. — Ich lernte ihn in dieſer Zeit durch einen Zufall kennen; daher weiß ich, wie es vielleicht kaum noch einen Menſchen geben mochte mit ſolcher Geiſtes- und Körperlebendigkeit und queckſilbernen Unruhe. Vierzig Jahre war er erſt alt, aber achtzig hatte er wenigſtens im Vergleich mit Andern gelebt! Denn wohl mochte er dieſelbe Stunde viermal mehr und ſtärker durchleben, als andere Menſchen. Ein ewiges Sprechen, Schicken, Schreien, Verbieten, Widerrufen — ein ewiges Packen, Kramen in ſeinen Büchern und Sachen, deren er, da er viermal mehr lebte, als Andere, wohl viermal mehr hatte, als ſelbſt die reichſten Leute, trotz dem, daß er auf Reiſen war. Seine Garderobe beſtand unter andern aus ſechs Mänteln, ſechzehn Fracks, hundert und fünf und dreißig Paar Strümpfen und ſechzehn Paar Stiefeln, von denen er indeß immer nur die ſchlechteſten trug.

Aber am Ende ſeiner Beukur, die er bis auf die letzte Minute — ſo kräftig war ſein Wille und Charak-

ter — treulich mit der größten Ruhe und Geduld ertrug, — nachdem er so abgemagert, daß er in seine weite Weste wohl zweimal hineinsteigen konnte, sprang er eben so rasch aus dem Bette, als er hineingestiegen war. In acht Tagen war die Weste, wie er mir zeigte, wieder ganz ausgefüllt, und kurz darauf trieb er nach wie vor an öffentlichen Orten mit seinen Schnupftüchern, Champagnerflaschen, Dosen, Stuhlumwerfen und Schreien, das alte Wesen; setzte sich nach wie vor an seine Hausthüre, fragte alle Vorübergehende nach ihrem Stand, Namen, Geschäft — handelte und zankte mit allen Kohlweibern auf dem Markte.

Er selbst war dem weiblichen Geschlechte gar nicht abhold, sie kosteten ihm sogar viel Geld; aber den Frauen, den gebildeten, mochte der Ausdruck von Unruhe und Unstetigkeit in seinen sonst so geistreichen Augen das Unheimliche seyn, was sie in seiner Nähe vor ihm zurücktreten machte; und alle wirklich bis in's Abenteuerliche gehende Liebe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt für seine Frau, die er bei sich hatte und welche er immer „mein Mädchen" nannte, der allein zu Gefallen er sechs Wochen im Bette ausgehalten hatte, — für ihn eine namenlose Qual, — konnte doch die Frauen nicht mit ihm versöhnen.

Eben erinnert mich meine Frau, ich möchte sie doch nicht so lange vor dem ganzen Publiko mit dem Manne an der Thüre stehen lassen, wie Sterne den Onkel Toby seine Pfeife ausklopfen, was dieser in dem einen Bande beginnt und erst im andern endigt; — ich lasse den Mann daher jetzt hereinstürmen.

„Reiſen Sie morgen mit mir nach Schandau?“ — rief er mir entgegen — „ich und meine Frau fahren hin.“

Ich zeigte, denn zu Worte, das ſah ich wohl, würd' ich ſo leicht nicht wieder kommen, auf meine Bücher.

„Kleinigkeit! — die nehmen wir mit; wo acht und ſechzig Bände im Wagen Platz haben, da werden es die Quärger doch auch.“

Einen Charakter, ſagt Heinſe im Ardinghello, kann einer ſo wenig erfinden, als Geld, — ich glaube, kein Kritiker meiner Kritik wird es mir verdenken, wenn auch ich, als zeitiger Novelliſt, mit meinem Charakter mich auf den Wagen ſetze und nach Schandau fahre.

Meine Frau zupfte mich beim Arme, winkte, blinzte, räuſperte, — was kümmert einen Schriftſteller ſeine Frau? — „Du fährſt mit, Herzel“ — ſagt' ich, und die Gute gehorchte ſtumm.

5.

Es wird mir's Mancher glauben, es iſt eine närriſche Empfindung, wenn man in einem ſo ſchwerfällig bepackten Wagen in die Welt hineinfährt, zumal wenn man aus demſelben kaum in's Freie hinausſehen kann, und der an alle Kiſten, Schachteln, Packete und Hauben dumpf anprallende Ton eines geſchwätzigen Reiſenden ihn erfüllt, durch den man kaum einmal durchdringt — ein treues Bild unſerer groſſen Literaturhalle! — mit hundert Schriftſtellern in der Taſche, die zu recenſiren ſind.

Draußen lag der herrlichſte Sonnenſchein über dem

noch einmal im Herbſt ſich emporrichtenden Frühling, der uns ſein freundliches Bild gern in den kalten Winter hineingeben möchte; — mich rührte aber nichts, als von Zeit zu Zeit die Stöße und Püffe des Wagens.

Wir fuhren unſäglich langſam, einmal wegen unſerer Schwere, zweitens, weil Herr Schaff nicht nur in Dresden zur Fürſorge einen Führer für die Reiſe in die ſächſiſche Schweiz mitgenommen, der dem Wagen zu Fuß folgen mußte, ſondern auch unterweges in jedem Wirthshauſe immer mehr dergleichen Subjekte engagirte, damit einer den andern und ſie uns alle anführten. Als wir ſo gegen Abend uns der zwei Meilen von Dresden entlegenen Stadt Pirna näherten, zog ſchon ein ganzer Troß von Führern, die auf Koſten des Herrn Schaff, der das Leſepublikum gut vorſtellt, lachten, zehrten und betrogen, hinter dem Wagen her.

Nicht weiter, als bis Pirna, konnten wir ſchon um deswillen blos gelangen, weil Herr Schaff in Dresden bis um eilf Uhr Mittags eingepackt hatte, und um fünf Uhr ſchon einkehren mußte, um ſeine Sachen mit Muſe wieder gehörig abpacken zu können. Ich muß ihm auch das Zeugniß geben, daß er mit den nöthigen Verbeſſerungen des Einpackens, die er unterwegs vernahm, bald jene, bald dieſe Sache dort- und anderswohin placirend, bald ſtopfend, bald feſter bindend, zeitig genug fertig war, um mit ſchön geordnetem Gepäck in Pirna einfahren, dann gleich nach dem Ausſteigen das Abpacken wieder vornehmen und nach Herzensluſt kommandiren, fluchen, geſchäftig und eilig ſeyn zu können. Sämmtliche Führer wurden mit einquartirt.

So reiste der Mann, so ging er durch's Leben.

Der Mann hatte sechs Buch Schreibpapier zur Aufzeichnung seiner Gedanken und Bemerkungen auf einer achttägigen Reise mitgenommen; — aber da er acht und sechzig Bände mit hatte, worunter der ganze Cicero, Byron's und Shakespeare's Werke, in einem Bande, stellte er diese den ganzen Abend zierlich in Reihen vor sich auf; als er aber eines zum Lesen wählen wollte, versank er von den ungeheuern Anstrengungen des Tages in tiefen Schlaf.

Auch ich war so verwundert über diese mir bisher noch unbekannte Art von Thätigkeit, daß ich blos zusah, nichts las, und vor einigen literarisch-satyrischen Reflexionen zum Recensiren füglich nicht kommen konnte.

Am andern Tage erst, als der Wagen zwischen dem König- und Lilienstein Nachmittags herumschwankte (welche Felsenberge Herr Schaff, der während des Packens einen Blick durch das Wagenfenster warf, mit Pasteten und Backzähnen ungebührlich verglich), kamen wir endlich zu einem Gespräch, während dessen er sich den Schweiß immer aus dem Gesichte wischte. — Er hatte seine Noth mit meinen Taschenbüchern, die nirgendshin recht passen wollten.

„Die Taschenbücher überhaupt" — rief er — „sollte der Teufel je eher je lieber holen!" — und damit warf er zu meinem Erstaunen das Frauentaschenbuch zum Wagen hinaus unter die Führer.

„Ihr werdet's bezahlen müssen" — sagte ich — „aber warum? —"

„Die Journale" — fuhr er fort, ohne auf meine

Frage zu antworten — „und die sämmtliche Tagesliteratur dazu — wer die aufgebracht, hat sich an der Welt schwer versündigt!"

Das fuhr mir gewaltig in die Nase; denn mein eigener Vater war's mit gewesen. „Euere Gründe, Herr" — sagte ich — „Euere Gründe!"

„Kein Mensch" — erwiederte er — „liest mehr ein vernünftig Buch, seitdem ihm Einiges begann in Fragmenten fragmentarisch zugetheilt wird, daß er nur das faule Maul aufzusperren braucht, damit eine Menge scheinbarer Weisheit ihm zum Halse hineinfliege; heute ein Stück, morgen ein anderes von einem andern Texte; und die unpassenden Glieder reiben sich, wenn sie in den Magen kommen, einander, unverdaut blähen sie den Leib auf, daß der Kerl ganz gewaltig weh thut und das Gehirn dunkelt. Und unsere Schriftsteller fahren untereinander wie Eyren, flattern in einzelnen Liederchen, Sentenzchen und Novellchen und in so viel Diminutiven im Lande herum. Es möchte es ihnen selbst am Auferstehungstage, wo jeder Autor seine Bücher in einem Prachtexemplare dem lieben Gott, auf die Frage: was er hienieden geschaffen? wird vorlegen müssen, schwer werden, sich zu sammeln und zu sagen: Herr dem, daß man heut zu Tage erst sämmtliche, dann sämmtlichere, endlich sämmtlichste Werke veranstaltet, und jedes Habenichts aus dem Witz dann zusammenflickt."

„Unsere Journale" — sagt' ich — „sind entschieden die Hauptveranlassung zur Erfindung der Schnellpressen, die bekanntlich etwas schneller fahren, als unser Wagen hier. Der lebendige Verkehr in Deutschland aber wird

uns sicher unsern verlornen Patriotismus wiedergeben? — Ist's nicht prächtig, daß ich heute wissen kann, was sie vor acht Tagen in Hamburg oder in Bonn über Gegenstände der Kunst, des Lebens und des Staats gedacht, gelacht, gethan? Läuft nicht jeder frische Gedanke schon in drei Wochen in Deutschland herum, und ist jeder Witz und jeder Vorschlag nicht schon in eben der Zeit wieder vergessen? — Was für ein Anreiz, Gedanken zu haben und Witze zu machen, Herr! — Sonst brachte man höchstens nach einem halbjährigen Winden durch Verleger, Drucker, Zahlkunst, Messen, Versendungen, Emballage, Packhöfen, Papier, Kupfer und Schrift seine Kärrchen in großen Bänden, verkauft, alt und sauer zu Markte. In dieser Zeit erlebt manches Talent, das Jahre lang auf sein Honorar und seine Beurtheilung oft vergebens warten. Jetzt, Herr, wissen sie es schon über vierzehn Tage in Preß, daß wir heute nach Schandau fahren und beide solche geschwinde Einfälle gehabt, und wir bekommen's ebendrein bald bezahlt! und über acht Tage lebt uns vielleicht Herr Ulrich in seinem Eremiten schon oder macht uns pöbelt!"

„Aber die Engländer" — wendete Herr Schaff ein — „haben keine schwindsüchtigen Pläne, und entwickeln sich so schön!"

„Gerade die Engländer" — bat ich ihm schnell in's Wort, um mir den Faden der Rede nicht wieder aus den Händen winden zu lassen, mit triumphirender Miene: „ihre Literatur ist wegen der Leichtigkeit ihres Verkehrs, wegen ihres Geldes, schon seit langer Zeit eine dicke Journalistik in Octav. — Zwar die Staatsleute be-

sieht, wie ihr Geld, nur auf periodischem Papiere, in der Times, im Morning Chronicle, der, ein ungeheures Blatt, auf welches der halbe Shakespeare gedruckt werden könnte, täglich herauskommt und den die Magd in den Händen hat, wenn sie im Gasthofe dem aus dem Parlament heimkehrenden Herrn die Thüre öffnet. Unser ganzes Leben besteht heut zu Tage in der Literatur, die kräftig sich emporrankt, während der Staat als Maschine unbeachtet nebenbei hinkt. Aber unsere Journale können viel werden — darum sollen wir Monarch —"

„Er!" sagte Herr Schaff; — ich gedachte der Censur und schwieg. „Somit kommt unsere Reise nicht nach Pesth" — sagte Herr Schaff.

„Man kann doch annehmen," — sahe ich hinter, als der Mann durch erneute Thätigkeit am Sprechen gehindert wurde, zu meiner und seiner Frau zu sprechen fort, die beide auf Höflichkeit mir schienen, — „man kann doch annehmen, daß jeder Mensch im Durchschnitt während seines Lebens ein Paar originelle Ideen hat, die er weder zu verknüpfen noch zu einem Ganzen zu verarbeiten vermag, aber die er, wenn er's thäte, zu einer solche Flucht wässeriger Gedanken verdichte, daß wir bis an den Hals im Wasser waten müßten, um die vielleicht noch glücklich ebenauf schwimmenden Zeitungen zu erlangen. Aber so kann er das Auge allein nehmen, es in ein Magazin, wie die meisten unserer Journale sind, hineinfließen; da funkelt es allein wie ein Johanniswürmchen heraus, irrudert, weilt, rast an, indem zufällig vielleicht ein Blick aus einer Seele darauf vorüberstreift, in der es etwas Großes entzündet, wie manches Mal

verange" — fügte ich galant, zu Herrn Schaff's Frau gewendet, hinzu. — „So giengen diese Journale wie die Vögel umher, die auch die einzelnen Samenkörner durch ihren Leib an ferne Orte zu weiterer Fortpflanzung führen; aus einem entflicht oft ein ganzer Orangenhain. — Und unsere Schriftsteller bilden sich auch durch kleinere Versuche, so wie unsere Novelle einer ist, Frau; heut verlangt man schneller von der Minerva so viele Exemplare, daß sie schwerlich mehr mit einem Male aus dem Haupte des Jupiters springen wird. Hören Sie, Herr Schaff" — rief ich, der eben auch springen wollte, aber zum Wagen hinaus, und packte ihn an seinem Rockschoße an der Wagenthüre —

„Was haben die Taschentücher mit den Journalen zu thun?" — rief er, schon hinausspringend, zurück.

„Weil sie den ersten Anlaß dazu geben" — sprach ich ihm, erbost über seine Unhöflichkeit, nach.

Aber jetzt hört' ich erst den ungeheuren Lärm, der draußen entstanden war.

6.

Ein ernster Zank war nämlich unter den Führern entstanden, die ihren Lenker mit wie die nöthigen, unserem literarischen Wagen nachgehenden Reisenden vorstellen wollten — ein Zank, der bei dem durch Herrn Schaff's Zerstreutheit veranlaßt gewesenen Verlust einer Achse anzunehmen versprach, die man im gemeinen Leben bei Prügeleien zu erhalten pflegt. Wunderbar genug war der Urheber dieser Disharmonie, die sich nach den

Regeln des Contrapunktes mit Hülfe einigt, die übrigen blos schreienden Instrumente überlauender Wirbel, zu denen die Kopfhaut ein bequemes Trommelfell abgab, aufließen sollte, ein einheimischer Kerl, der kaum im nächsten Traum, geschweige in seinem bewußten und begossenen Zustande aufrecht zu stehen vermochte. Es war ein tüchtiger Mann in einer Husarenjacke und einem Tartüff, welcher der hohen Gnade, zur Verherrlichung seiner kriegerischen Thaten beitragen zu dürfen, sich erfreute, der aber, als er von einigen Kobbenbrüdern von dem freigebigen Aufzuge des Herrn Schaff gehört hatte, einen Jungen selber zum Führer gemiethet hatte und unserm Wagen aus Spekulation nachging, um Herrn Schaff wieder, in der mit seinem Jungen zu bildenden [illegible], zum Führer zu dienen. Da unser Zug so langsam ging, so war er ebenfalls mit uns zugleich in Pirna eingetroffen, und hatte sich humpelnd, krabbelnd, wankend und zaudernd unter die übrigen Führer gemischt, die ihn seiner Späße wegen hätten. Er hatte aber unbegreiflicher Weise das von Herrn Schaff unter die Führer herumgeworfene Frauenzimmertuch erwischt und es, wahrscheinlich Mut aus ästhetischem und poetischem Interesse, eingesteckt. Aber die Andern hatten sich alle so gut wie er aus Dresden her, und hatten dort auch die erste Liebe für Poesie eingesogen; das Gezänk, das bekanntlich der Kunst und der Poesie so eigenthümlich ist, hatte ihre Neigung noch mehr entflammt; so war es kein Wunder, daß sie um ein solches Product wie die sieben alten Städte um den Homer sich raufen wollten. Die Leute zusammen bildeten einen greulich verwirrten Knäuel,

der sich bald im Tanze wälzte, die Köpfe nach dem Centrum gekehrt, mit den Beinen herausstrompetend, wie ein Sonnenkopf, aus dem zierliche Strahlen entstehen; der Hofrat bildete das Centrum. Dann wälzten sie sich aufrecht gehend, doch auch im Kreise herum, um den Mann, der fluchend und schimpfend, die Hände über der Brust gekreuzt, verzweifelt das corpus delicti glaub, sich mit einer Lebendigkeit, die man ihm kaum zugetraut hätte, wie ein Kreisel umdrehte, und blitzartig Nase einem nach dem andern mit seinem spitzigen hölzernen Beine auf den Fuß trat, daß dieser laut aufschrie. Die Hauptlade war — denn sonst hätten sie schwer glich bethan werden müssen — daß sie alle mehr als der Hofrat herumkamen waren und ihre Hände immer wieder von ihm abglitten; auch half ihm sein Zauber von Zeit zu Zeit. Aber er war doch eben im Begriff zu triumphiren, als er Herrn Schulz erlang, sich Gehör bei diesem schelmischen Chore zu verschaffen. Lange Zeit hatten wir alle diesen höchst plastischen Bewegungen zugesehen, und, so ernsthaft Herr Schulz auch war, so mochte doch einiges Lachen mit seinem Ansehn daran haben, daß er nicht eher als Schulze sichtbar mit ernster Amtsmiene hervortrat. Er schlug vor den Tanz nun schwerd, daß er die Kapelle aus dem Hause herausnehme, sie, so weit sie möglich, verhöre, und, wie billig, dem adlichen Hofrate die Erzählung von Gehörde, die er so wacker verschlafen, überlasse. Er machte auch sehr wahrscheinlich, wieviel Einige schöne Erinnerungen nach den Kupfern bemerkt haben werden, um welche er dem wackern Krieger nicht zu thun gewesen wäre, da seine Liebe zur plastischen Kunst, in Nachsicht

einiger Völkerhändler an den Straßenecken, mit denen er gern einen Straßenhandel anknüpfen wollte, die zur persischen in etwas überging.

Nachdem dieses kleine Hinderniß beseitigt war, fuhren wir, wenn auch unter vielem Lärm, doch unaufgehalten weiter, und langten, spät in der Nacht zwar, doch wohlbehalten in Schamakha an.

Wir hatten beschlossen, den Nächsten über Herrnhuthäuschen — und von da auf das Predigtfeld — zu nehmen, und ob, von dem wunderbar schönen Wetter angezogen, hatte beschlossen, doch wenigstens einige Zeit die Natur zu genießen, was in Herrn Schaff's Begleitung, wie mich nun eine bereits zweijährige Erfahrung gelehrt hatte, unmöglich war. Deshalb brachte ich den rüstigen Herrn, mich und meine Frau mit einer kleinen Gesellschaft, die sich hier vorfand, am andern Tage früh allein voraus zu lassen, und uns mit seinen Pferden und seinem Gepäck auf dem Predigtfelde einzuholen, wo wir seiner zu harren versprachen.

Ein herrlicher Morgen, kühl noch halbdunkel und nebelig, doch einen klaren Tag verheißend, fand die Gesellschaft schon in einem Kahne, der schnell auf weiten gezogen zwischen den dunklen Inseln, die auf den hier und da heraustretenden Bergen lagen, auf dem stillen Strome und sehr bald in das Dorf brachte, von wo die muntere Gesellschaft zugleich den großen schönen Strom nach dem Predigtfelde zu heraufsegelte, um wo möglich das Heraufsteigen der Sonne recht noch zu genießen, und sich in der stillen Einsamkeit sich der großen Umgebungen und der neuen Bekanntschaften zu erfreuen.

Romantisch traten eben aus dem Nebel die kleinen Häuschen des Märtheil, die wie Schwalbennester an den Felsen klebten, heraus, und müde vom Gehen, ergriffen von der frischen lebenden Morgenluft, traten Alle in die netten Häuschen hinein.

2.

Während die Gesellschaft in dem kleinen Hause, das sie vor der kalten Morgenluft, welche die Wangen etwas zu roth gemacht hatte, schützte, böhmischen Harfenmädchen und deren gemüthlichen Volksliedern zuhörte, ging ich hinaus, um unter dem Portikushofe über die einsamen Felsenmassen hinüber zu schauen. Erstaunt hörte ich plötzlich laut die Worte aus Göthe's Faust sagen:

„Auf! habe, Schüler, unverdrossen
Die frische Brust am Morgenroth!“ —

und, um den Felsen herumtretend, sah ich einen Mann in einem grauen Mantel, den Rücken mir zugekehrt, der auf einem Felsenvorsprung an einem eben verglimmenden Feuer auf dem Felsen saß und sich mit einem Span eben eine kurze schwarze Tabakspfeife anzündete, deren Rauch er in den Morgenwirbel hinausblies. Als er meinen Tritt hörte, drehte er sich langsam um, und aus einem rothen, frischen, trotz der kriegerischen Mannszüge harmlosen Gesichte blitzten mir ein Paar große braune Augen entgegen.

„Nehmt an meinem Feuerplatz Platz, Herr,“ — sagte er, ohne meinen Gruß abzuwarten — „die Luft ist kalt, die Pulmer sind zwar berühmt, doch aber immer wärmer als der kalte Felsen.“

Er sah mir dabei aufmerksam in's Gesicht, das ihn zu etwas besonders zu interessiren schien.

„Ich komme eben vom Isarkamme" — fuhr er fort, als ich nach kurzem Grusse neben ihm Platz genommen — „und aus dem Riesengebirge;" — dabei stemmte er den Arm auf und wandte mir sein Gesicht zu, in dem bei dieser Rede die Augen einen noch grösern Glanz zu bekommen schienen. — „Ihr habt wohl auch einmal den finstern Alp von Euch geworfen, der Euch Menschen so oft, so sehr sich sein Jammer von Zeit zu Zeit dagegen sträubt, in die thörichte Alltagswelt wieder zurückdrängt! Seyd Ihr auch, wie ich, zum ersten Male den Gebirgen zugegangen? Was für ein Leben! — Ihr lächelt vielleicht über mich" — fuhr er fort, als ich ihn etwas verwundert und wie scheu ansah — „aber" — hier bekam sein ganzes Gesicht einen Ausdruck der Wehmuth und eine Thräne trat ihm in's Auge, die in dem kräftigen Gesichte ein unendliches inneres Weh verkündete — „aber wessen einzige Erinnerung aus einem beinah dreissigjährigen Leben ein Sonnenuntergang hinter der Bürgerschule in Leipzig ist, den er in der Kindheit einmal spät gesehen — dem ist jeder Berg ein Himmel."

„Ihr seht mitleidig" — sagte er nach einer Pause und sein Gesicht strahlte von Freude, als ich tiefgerührt und stumm den am fernen Horizont aufsteigenden, von der Morgensonne rosa gefärbten Wölkchen, die sich wie freiende Engel ausnahmen, entgegensah — „jetzt war ich auf dem Gebirg — und einen Mantel hab' ich endlich auch errungen!" — Er hing ihn malerisch um sich, wie ein Scheme sein Plaid. — „Habt Ihr jemals in

Dresden die Slavonier in der katholischen Kirche, ihre schmutzigen zwillichnen Kittel über der Schulter, an den Säulen lehnen sehen? Wahrlich alle Herrlichkeiten des Luxus um sie herum verschwinden vor diesen Verachtenen, aus deren Armuth, Flecken und Schmutz mehr Adel, Stolz, Hoheit und Glück hervorsieht, als" — hier lächelte er und seine angegriffenen Zähne sprachen wieder wehmüthig — „als ein hoher Expeditionsrath hat, der Sonntags mit Weib und Kind, in Frack, Nankinbeinkleidern und Strohhut, und einem Korb mit Zwieback, auf den Hegereuter zieht! — Und so glücklich, wie jene Männer, hoffe ich doch noch zu werden!"

In dem Augenblicke brach die Sonne durch den Nebel, der die Höhen umzogen hatte — ein rother Schein lag auf dem Predigtstuhl, und auf dem Blätterlager glänzten lieblich die Thautropfen. Der Fremde stand auf, entblößte sich die Brust, streifte von einigen Haidekräutern, die am Felsen standen, den Thau und wusch sich damit die starke kräftige Brust. Sein ganzes Wesen bekam dadurch etwas Hohes, er trat stark auf den Felsen auf, daß die Hallen widertönten — nur hatte der Tritt etwas Klapperndes, Schleifendes, und ich sah, daß dies von seinen Stiefeln herkam, deren Sohlen den Boden wie eine Zunge leckten. — Er bemerkte meinen Blick.

„Heimathlos zieh' ich freilich jetzt noch umher" — sagte er, und trat an die äußerste Spitze des Felsens; — „jetzen kann ich mit dem Wirthe eine erträgliche Rechnung machen. Auf dem Harkamme verkaufte ich Abends um ein Nachtlager ein Paar Denkleider, aber in Sch-

nlz mußte ich dem Wirth gar meinen ganzen Tornister lassen, worin ein Koran, Shakespeare's Heinrich der Vierte und schöne Specialcharten waren."

Ich hatte fast schweigend die Gesprächigkeit des Fremden mit angehört, und nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Worte das Interesse, das ich an ihm nahm, kund gegeben — erstaunt und erfreut zugleich, daß mein Wesen ihm ein solches Zutrauen zu erwecken schien, wie wohl ich erst nachher erfuhr, warum? Aber die Erwähnung der letztern Bücher setzte eine solche Bildung voraus, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine Verwunderung auszudrücken, daß er mit diesen Kenntnissen, die ihm eine so bedeutende Stellung anwiesen, in einer solchen Lage sich befände.

„Ich lese" — antwortete der Fremde — „und habe immer gelesen, weil meine Lage mir nicht erlaubte, zu thun. Meine Seele sträubte sich immer gegen die Herz und Geist einzwängenden Formen unseres gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, das ich verachte gegen das Leben der Bergvölker und das der Alten — dieser ewigen Alten vom Berge; und einen Gelehrten gar, mit seinem schleichenden, sitzenden Leben, hass' ich eben so wie die Pudel, die auch immer ihre Gefährten sind, im Vergleich zu einer neufundländischen Dogge. Darum ward ich nichts, und vertrauerte doch mein verfehltes Leben in Unthätigkeit, Resignation und ewiger Sehnsucht aus dem flachen Lande, das mich gebar."

„Immer wollt' ich hinaus" fuhr er fort und trat vom Felsenvorsprung zurück — „auf das Meer, in die Schlacht, oder dem Ruf des Jagdhornes im grünen

Tannenwalde folgen — aber mein früher gedrücktes Leben und der Kummer hat meine Zähne, meine Augen abgestumpft, meine Glieder erschlafft und ihnen die Beweglichkeit gelähmt."

„Aber Euer volles Gesicht" — erwiederte ich „Eure Muskelkraft —"

„Kummer und Seufzen" — entgegnete er lächelnd mit Falstaff — „blasen den Menschen auf wie einen Schlauch!"

„Doch laßt das!" — sagte er ernster. „Wollen wir uns doch den schönen Herbstmorgen nicht verderben. Von drinnen tönt die Harfe so lieblich heraus, und die Morgenwinde tragen die Töne über das Land nach der Riesenkoppe — und beleben die Einsamkeit der Felsen und Berge, aus denen sonst nur die Axt eines Holzhauers oder der Ton eines erschrockten Rehbocks sich hören läßt. — Hab' ich doch ebendrein einen unruhigen Schlaf hier oben gehabt — phantastische Träume, die so wenig mit dem hellen klaren Naturwehen, das ich hier eben einzusaugen hoffte, sich vertragen! Gestern Abend beurlaubte ich mich darum hier heraus, um wie Giannozzo in den freien Lüften in seinem Liedchen zu schlafen, und das Fest des ersten Januars, das nach Hippel jeder Mensch jedesmal feiert, wenn er wiederum in ein solches hineinschaut, zu feiern. — Wunderbar genug war der Freund, den man so gern sonst in's Freie mit sich hinausträgt, und an dessen Klarheit, Frische, Innigkeit man sich so gern erlabt, an den bösen Träumen Schuld — Wilhelm Müller."

„Wilhelm Müller!" rief ich erstaunt.

„Seine Debora in der Urania“ — sagte er, und holte zu meiner Verwunderung das Taschenbuch aus seinem Mantel hervor. „Ein Freund in S. . . . hat es mir geborgt, und ich tauschte es — gegen den Koran ein. — Ich führe“ — sagte er wie sich entschuldigend — „gern immer etwas zu lesen mit mir. Nun hat es mir die schöne Nacht verdorben!“

„Müller war aber immer der Sänger unglücklicher Liebe“ — sagte ich:

„Wo ein treues Herz in Liebe vergeht,
Da welken die Lilien auf jedem Beet,
Da muß in die Wolken der Vollmond gehn,
Damit seine Thränen die Menschen nicht sehn —
denkt nur an seine Müllerlieder!“

„Wehmüthig — freilich!“ antwortete der Fremde; „aber doch lag in seiner Frische, in seiner unverdorbenen Liebe zur Natur ein solch' poetischer Trost; der helle klare Bach, welcher den Gesellen anlockt, singt ihm ein solch' herrlich Wiegenlied, daß man gern zu solchem Schlaf sich zu ihm legen möchte! Und dann:

Ihr Blümlein alle, heraus! heraus!
Der Frühling ist kommen, der Winter ist aus!“

„Aber in seiner Maria — Ihr erinnert Euch doch ihrer aus den Waldhornliedern?“ — sagte ich —

„Taust denn die Thräne nicht?
liegt eine nähere und tiefere Andeutung von einem harten Weh, das ihn früher einmal getroffen zu haben scheint.“

„Und das ist's eben“ — rief der Fremde — „was in der Debora zum Gespenst und zum Spuk wird! Die

Debora iſt jene Maria; es ſind ſogar dieſelben Verſe dort angeführt:

Maria möcht' ich gern dich nennen" —

Juden- und Chriſten-Mord, Inquiſition, myſtiſcher Bilder- und Tempel-Dienſt, eine unheimliche Perſon, der alte Marquis, der den Ariſtokratismus adeln ſoll, römiſcher Carnaval mit Doppelgängern, wie in Hofmann's geſpenſtiſcher Brambilla — treiben ihr dunkles unklares Spiel. Es iſt, als wenn dieſe unglückliche Idee wie ein Alp Müller's ganze friſche Eigenthümlichkeit hier niedergedrückt hätte! Ihre Einwirkung geht ſo weit, daß die Charakteriſtik einer der gehaltloſeſten Charaktere iſt, der dem Myſticismus der Zeit endlich auch in einem Kloſter huldigt, und den nicht die loſeſten Bande mit den übrigen Perſonen zuſammenknüpfen, ſo wenig, wie die ganze Einleitung in Berlin zu der übrigen Erzählung gehört. Mich ergreift ſo ſehr unangenehm jedes, namentlich geiſtig Kranke in einer Menſchennatur, zumal, wenn es eine ſonſt ſo geſunde und friſche überfällt — darum mein böſer Schlaf."

„Aber ſollte er ſich denn ſo ganz dießmal verläugnet haben?"

„O! in einzelnen Anklängen findet man ihn allerdings wieder; wie in dem grünen Blatte in der Bibel, das im Traume des Decans in den Rhein zum Felſenriff fällt, an dem der Becher des Königs von Thule hängt."

„Jammerſchade" — fiel ich ihm in's Wort — „wäre es, wenn auch Müller, wie Kleiſt und Novalis, ſo ſich unterfechte *).

Das wurde von jenem erwiedert, das

„Meine Stimmung" — fuhr der Freund fort, den das Geleſene zu ſehr zu beſchäftigen ſchien, um ſich darüber nicht auszuſprechen — „meine Stimmung ward heut noch mehr verſchlimmert, als ich die böſen Träume der Nacht verſcheuchen wollte durch den friſchen Herbſtmorgen und die Weltgeſchichte, die uns in dieſer kräftigen Jahreszeit am meiſten ergreift, beſonders wenn ſie von Schlacht, von Mannesthat und Roſſeshuf erzählt. Mir war's ſo lieb, eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege: der Ring, von Tromlitz, den ich ſo rühmen höre, dicht hinter der Debora zu finden. Aber hier war wieder nach einer, allerdings lebendigen und charakteriſtiſchen, Introduction eine gewöhnliche Liebesgeſchichte, und auch mit dem nöthigen Spuk, mit Gräbern, Todten, Schickſalsringen und anderem Unfug der Zeit. Ganz fern bleibt ſpäter die groſſe Weltgeſchichte; in die Zeit, in die ihr eigenthümlichen Charaktere, thun wir nachher keinen bedeutenden Blick mehr. Nur Tilly's Tod, der durch den einzelnen beſtimmt angegebenen Mann vollbracht wird und ſich dadurch anſchaulicher und eindrucksvoller aus der groſſen Maſſe durch die Geſchichte allgemein erzählter Ereigniſſe hervorhebt, iſt der einzige bedeutende Moment. Und beſonders verletzt hat mich die Zeichnung Guſtav's. Wenn auch die Poeſie, wenn ſie die groſſen Menſchen beleuchtet, auch das Menſchliche an ihnen enthüllt, — die oft ſehr menſchlichen Motive der Handlungen entdeckt, — ſo war Guſtav doch nicht; das fühlt Jeder auf ſeinem Denkſtein bei Lützen, daß ihn

ihm trieben eine, nicht mit Ihnen, ſondern mit hinmenſchlichem Adam ſtammte, Manie entgegentreten!

nicht erſt ein Blitz, obendrein aus blauer Luft, daran hätte erinnern müſſen, Landshut für Magdeburg nicht zu verbrennen. Nur einmal iſt das kriegeriſche Erwachen des Morgens im Lager friſch und gut gezeichnet, dafür rinnt auch ein andermal einem des Nordlands Eis durch die Adern!"

„Dünkt Euch nicht auch," — ſagte ich — „es ſey ein recht erfreuliches Zeichen der Zeit dies Hineinleuchten und Hineindringen der Poeſie in jede Wiſſenſchaft, und beſonders in die Weltgeſchichte? Ich halte das für ihre größte Aufgabe, für ihre edelſte Beſtimmung; denn die Weltgeſchichte ſelbſt iſt nicht ſowohl das größte Epos, ſondern ſie giebt nur den Stoff zum größten, wenn die Poeſie ſie dazu macht. Sagt nicht ſchon Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt, daß der Dichter und Geſchichtſchreiber darin ſich von einander unterſcheiden, daß jener erzählt, was geſchehen, dieſer, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene geweſen; daß darum auch die Poeſie philoſophiſcher und nützlicher ſey, als die Geſchichte?"

„O dies Epos" — rief der Fremde — „würde ein Menſch ſchreiben können, der die Eigenſchaften unſerer größten Deutſchen in ſich vereiniate, die das Schickſal bis jetzt dazu beſtimmt zu haben ſcheint, in jedem Einzelnen eine einzige groſſe verwaltende Kraft iſolirt darzuſtellen; — ein ſolcher, der Leſſing's Kunſtſinn mit Jean Paul's heiliger Natur- und Herz-Verehrung, und ſeinem und Jacobi's Sinn, mit dem ſie das Kleinſte des innern Menſchen an ihre Bruſt legen; Herder's groſſe, weite, philoſophiſch-poetiſche Umfaſſungsgabe mit Luther's heiliger Unerſchrockenheit und dem feſtenſeſten Glauben:

Schiller's ewiges unermüdliches Streben nach Oben, mit dem er dem himmelanstrebenden Genius des Ruhms von Hannibal Carracci gleicht, mit Göthe's plastischem Darstellungstalente vereinigte. Und ich glaube fest, daß, bekommen wir eine thatkräftige unbedingt freie Zeit, ein solcher Messias unter den Deutschen kommen wird, der auf seiner Weltgeschichtsharfe, anders als Shakespeare in der beschränkteren Dramenwelt, den Ton wenigstens finden und angeben wird — daß tausend Homeriden ihm dann nachsingen, und wir eine Ilias der ganzen Menschheit bekommen werden."

„Theilweis" — sagt' ich, mit immer ärgerer Liebe zum Fremden — „ist wohl schon daran gearbeitet worden."

„Ja! aber es sind Versuche zur Schöpfung, mißlungene Embryone, wie sie die alte Urkraft manchmal hervorgebracht haben mag, ehe sie mit der großen, glänzenden, göttlichen Welt niederkam. Einzelne Stücke sind's, wie nach der Meinung der alten französischen Philosophen einzelne Nasen ohne Munde, Füße ohne Körper, Hände ohne Arme, unvollkommene Organe jeder Art zerstreut auf die Welt kommen und sich nachher von selbst zusammenfügen. Könnte Einer jetzt ein Werk, wie Herder's Philosophie der Geschichte, Steffens's Anthropologie, Walter Scott's Romane, Segur's Napoleon, Washington Irving's Skizzen, den Siebenkäs, Rousseau's Emil, Göthe's Faust und den Don Quixote zusammenarbeiten und verschmelzen, oder im Geist dieser Alles eine einzige Vorbedeutung der Geschichte bearbeiten — ich wollte ihn anbeten, den Mann! O hätt' ich nur den Segur da!"

„Und wißt Ihr“ — fuhr er plötzlich zu mir gewandt fort — „wißt Ihr, warum ich so mit Euch rede, wie mit Niemandem noch auf der Welt? Ihr habt eine Aehnlichkeit in Euern Zügen mit einem Manne, den ich in Ermangelung eines Größern am meisten ehre, weil er in einer weichen Zeit charakterfest wie ein Kerl dasteht; — Ihr seht einem großen Feldherrn etwas ähnlich!“

„Darauf sollter Ihr weniger geben!“ — erwiederte ich. — „Es gab Lumpe genug, die großen Sebastianen ähnlich sahen und jämmerlich klein waren; aber gesagt hat mir's Mancher schon, und ich verdanke dieser flüchtigen Aehnlichkeit eine bedeutende Wendung meines Lebens; ich erzähl's Euch wohl bei Gelegenheit. Nur das eine saat mir noch,“ — meine Freude über dies Recensiren ohne mein Zuthun schnell verbergend — „war in der Uranie nichts, was Euch anzog?“

„Wohl,“ — erwiederte er — „Giannetto der Afrikaner, von Berromäus Militz. Eben hatte ich das Buch zugeschlagen, als Ihr mich jene Worte aus dem Faust sagen hörtet. Da ist Frische und Lebendigkeit! Die Introduction namentlich gehört zu dem Lebendigsten, was ich noch gelesen; sie ist beinah so schön, wie die in Tieck's Aufruhr in den Cevennen. Durch das Ganze hindurch hat mich die kräftige Natur Giannetto's recht gestärkt, wenn auch später zu viel Geschichtliches blos erzählt ist, namentlich gegen die Erwartung, die der Anfang erregt; doch der Ton der südlichen Novelle, wie in denen Boccaccio's, des Cervantes, ist sehr getroffen. Man hat halborientalische Bilder, wie: „die Augen des Rehes

gleich einer Quelle im dunkeln Schatten.“ Eben ſo glücklich iſt die Wahl des Schauplatzes. Dort iſt in der Wirklichkeit ſo ſchnelles Steigen und Fallen des Glücks, daß der Dichter, der ein Leben ohne wahre Liebe und voll Ehrgeizes anſchaulich machen will, ſeinen Helden eine Reihe von wechſelnden Verhältniſſen natürlich ſchnell durchgehen laſſen kann. — Wunderbar hat mich dieſer männlichen Kraft und Rauheit gegenüber die ſo unſäglich ächt weibliche Erſcheinung der Niſida ergriffen, die nicht Gattin, nur Geliebte ſeyn will. Solche Naturen werden von unſern Dichtern ſo ſelten dargeſtellt, und in ihnen offenbart ſich doch das Weib am reinſten und natürlichſten, das nach den Staatsverhältniſſen und nach allen von der äußern Ehre abgeleiteten Begriffen nichts fragen, und ſeiner Beſtimmung nach nichts, als lieben ſoll. — Ich glaube wohl, daß in der Wirklichkeit oft ſolche Weſen gefunden werden.“

„Sie werden gefunden!“ — rief ich faſt zu begeiſtert aus; — „ich ſelbſt hatte eine Niſida. — Hört Ihr die Harfe wieder drin, welche in mir die Erinnerung an das Entſieben meiner Liebe ſo mächtig anfregt? O! welch' beſſeres Morgengebet könnten wir verrichten, als wenn ich Euch von meiner Niſida erzählte?“

Der Fremde zündete ſich erfreut ſeine kurze Thonpfeife an; wir legten uns näher aneinander, und ich begann:

„Es war gerade am elften März, glaub' ich, als plötzlich der Winter, der felſenfeſt auf uns gelegen, vor den erſten Frühlingswolken floh. Schon des Morgens, als ich ausgegangen war und von allen Dächern der Häuſer die

Treyſen immer ſchneller herabfielen, hatte mir ein Mann in dürftigem Rock und blaſſem Geſicht freudig entgegen gejubelt: o jetzt wird's wieder warm! mir, der ihm ganz fremd war. Aber Nachmittags hatte es mich den von den Bergen unaufhaltſam herabſtrömenden Bergwaſſern entgegen nach den Anhöhen von Räcknitz hinaufgetrieben, um dem göttlichen Walten der alle Banden ſprengenden Natur über dem Elbthale zuzuſchauen. Um durch eine Beſchäftigung das gewaltſam ahnungsvolle Toben in der Bruſt zu hemmen, das der Frühling ewig in uns erregt, der uns mit goldumſäumten auf fernen Bergen liegenden Wolken umgibt, und mit in der Abendſonne ſtrahlenden Schlöſſern, aus deren hellumglänzten Fenſtern Mädchenaugen ſehnend nach uns ausſchauen, ſpielte ich eben mit den Füßen in einem ganz kleinen, von einem Feldſtein zum andern fallenden, Waſſerbächlein, räumte die hemmende Erde und die kleinen Steine hinweg — als plötzlich mehrere Kanonenſchüſſe an mein Ohr drangen. — Der Frühlings-Kanonendonner! der Elbaufgang! die Frühlingswaſſer! rief ich laut und ſtürzte athemlos zurück, um dieſer Frühlingsfeier beizuwohnen, die mich immer das Poetiſcheſte dünkte unter allem, womit eine reiche Natur die Einwohner Dresdens beſchenkte."

„Auf der Brühl'ſchen Terraſſe fand ich ſchon eine freudig wogende Menge, die nach dem lange trennenden Winter zum erſten Male ſich hier wiederfand. Die Freude hatte Alle gleich gemacht; Alt und Jung, Vornehm und Gering, Fremdes und Einheimiſches, Alles kreuzte im freudigen Getümmel unter einander umher, und fühlte, daß der Himmel einen Jeden mit dem gött-

lichen Frühlinge beſchenke. Der Don Juan war kurz vorher mehrere Male gegeben worden, und die hohe Geſtalt des Comthurs, der an der Terraſſen-Treppe nach der Brücke hinüber ſah, der Don Juan mit ſeinen pechſchwarzen blitzenden Augen, alle in die weiten italieniſchen Mäntel gehüllt, erhoben in mir noch weit mehr das freudig begeiſterte Herz. — Aber zu feſt hielt die ſtarke Eisdecke, immer wollte ſie ſich noch nicht auseinander drängen laſſen, ich wollte eben getäuſcht und mißmuthig nach Hauſe gehen — als plötzlich eine helle, klare und weiche Mädchenſtimme an mein Ohr drang. „Komm hieher, Anna!“ rief es. Ich wandte mich um und gewahrte ein ungemein kräftiges Profil, und hellbraune Locken quollen von einer hohen runden Stirn unter einem ſchwarzen Hut hervor. Es war eine ſchwarzverhüllte Mädchengeſtalt, die mit ſauber geſchürztem Kleide die weißen Füße über die Schneewaſſer hin zu ſetzen verſuchte. Sie wandte mir einen Augenblick lang ihr feines bleiches Geſicht zu, und vor einem Paar groſſer und hellbrauner Augen ſchlugen die langen Wimpern ſchnell ſich wieder nieder. Weit flatterte im Winde der ſchwarze Schleier vom Hute, und als ſie das Trockene erreicht, eilte ſie mit ungemein heftigen und haſtigen Bewegungen, bei denen das braune Pelzfutter hinter ihr zurückſchlug, davon. Unentſchloſſen, wie man in ſolchen Augenblicken immer iſt, ſtürzte ich erſt nach einigem Zögern der Erſcheinung nach, die aber bereits in der Menge verſchwunden war. Eine Fremde mußte es ſeyn, denn ihre Sprachſtimme klang ſo rein und voll, es war nichts von dem Ziehen und Dehnen unſerer Dresdener Schönen — verdrießlich eilte ich nach Hauſe.“

„Es war ſchon lange zehn Uhr vorbei, als endlich der Donner vernehmlicher hallte und das endliche Aufbrechen des Eiſes verkündete. Mich ließ die wunderbare Aufregung des ganzen Tags nicht ſchlafen, und nach einer Stunde unruhigen Umherwälzens im Bette ſtand ich wieder auf und eilte auf die Terraſſe. Ein unendlich erhabenes Gefühl zog in mich ein, als ich in der rabenſchwarzen Nacht von fern ſchon die ungeheuern Waſſerfluthen rauſchen hörte, die den Frühling auf ihrem Rükken von den Bergen zu uns hertrugen. Feenhaft lieblich glänzte in die Waſſer die hellerleuchtete Brücke hinein; aber beſonders maleriſch ſpiegelten ſich die kleinen Laternen, die in dem einen Brückenbogen hingen, um an dem Meſſer die Zolle der ſteigenden Fluth erkennen zu laſſen. Dieſer Bogen bildete faſt eine erleuchtete Felſenhöhle, die wie eine Feenwohnung erſchien. Immer mehr leerten die Lichter, immer lebendiger gab ſie das Waſſer zurück, und, da die Luft ſo lau, eilte ich, faſt gewaltſam zu ihnen hingezogen, der Brücke zu, mich in dem Bogen auf die Bank ſetzend. — Ihr wiſt wohl, was in ſolcher Umgebung, nach ſolcher Aufregung, in ſolcher Stunde der Menſch für wunderbare Gedanken haben kann; wie uns Träume da befallen, die wir ſchwer vom Wachen zu unterſcheiden vermögen. Mir war, als ſänge jede Welle um mich her. Ich weiß nicht, wie es kam, aber bald lehnte ich mich auf die andere Seite, wo ebenfalls ſolche Laternen hingen, über das Brückengeländer und ſah immer gedankenvoller in die Fluth hinein. Dort iſt, wie Ihr vielleicht wiſt, das Dresdener Wahrzeichen, das Elbmännchen, eine Figur des Brückenerbauers nach

der Sage. Es dauerte nicht lange, so ſchien mir das Männchen ſich zu regen, mit den Augen zu funkeln, mit den Händen zu drohen; kurz darauf ſchien es ſich von der Brücke abzulöſen, auf den Waſſern zu ſchweben und die Fäuſte nach mir zu ballen. Es war, als wenn es mir den Eingang wozu verwehren wollte; aber trotz Allem ſchienen mir die Wellen immer lieblicher zu tönen, immer freundlicher zu locken; Augenblicks darauf däuchte mich, auch ich ſey in der Fluth, trotz dem Gekreiſche des Männchens. O wie lieblich umklang mich dieſe kryſtallene Welt! Mir war, als ob die Waſſer alle alte Geſtalten der Sage und der Vergangenheit aus dem Rieſengebirge mit ſich trügen, die vom Rübezahl entführte Emma, kleine liebliche Zwerge, die mit Blumen ſpielten, welche der Frühling noch erzeugen ſollte — mir war, als ob ſchon die Geſtalten dahin ſchwämmen, die der Frühling in der Bruſt der Dichter wecken würde: blonde Jungfrauen, ſilbergelockte edle Greiſe in alten Coſtümen, ritterliche Jünglinge mit Schwert und Zither — mir war, als ob die Seelen ankämen, welche in die Blüthen und Blumen des Jahres einziehen, die Seelen, die in den Tönen der Kompoſition fortleben und die Menſchen umwallen ſollen! Bald aber ſtieß ich mit dem Fuß auf etwas Hartes; es war wie der Eingang zu irgend einem Tempel. Eifrig wollt' ich hineindringen, als das Elbmännchen mit den drohendſten Geberden, mit dem durchdringendſten Geſchrei mir ſich entgegenſtellte. Erſchrocken wich ich zurück, weil mir vor dem unheimlichen Weſen zu grauſen begann — da fand ich mich wieder auf der Brücke, in meinen Mantel gehüllt, ſitzend. Stürmiſcher

rauſchten die Waſſer, matter glühten die Lampen — da tönte von Neuſtadt herüber die Brücke entlang eine himmliſche Altſtimme, die ſich in der Nacht allein wähnen mochte; der Geſang war ſo hell und klar, daß ich deutlich folgende Strophe verſtand:

Wenn Sternlein ſo blinken,
In dir zu verſinken,
Zu ſinken in's heilige Aug' dir hinab;
Im Frühlingserſtehen
An dir zu vergehen,
Welch' himmliſches Leben, welch' ſeliges Grab!
Doch ewig ſo ferne,
Wie droben die Sterne,
Und ſchauſt doch ſo lockend, ſo ſehnend mir zu!
Nie ſtillſt du das Sehnen,
Nie trockneſt du Thränen
Und wehſt doch ſo ſehnende Träume mir zu!

Die Melodie war die des bekannten Beethoven'ſchen Walzers." —

So weit war ich mit meiner Erzählung, welcher der Fremde, freundlich und aufmerkſam zwar, aber eben ſo verwundert zugehört hatte, als ich Anfangs ſeiner Redeweiſe; — da ſtörten uns Lärm und Geſchrei von unten auf. „Wir müſſen abbrechen!" — ſagte ich zu ihm. „Das wird der Doctor Schaff ſeyn mit ſeinen Führern und Recenſenten; der Mann läßt mich einmal keine ordentliche Novelle zu Stande bringen. Begnügt Euch daher heute mit dem Dresdener Eisgange. Sollte ich Euch von meiner Niſida auch nichts weiter erzählen

können, ſo ſollt Ihr doch von dem Elbmännchen noch etwas wenigſtens vernehmen.“

8.

Herr Schaff (denn natürlich war er's) hatte endlich alle ſeine Führer bepackt, und jetzt ſah ich wirklich ein, daß er alle ſechzehn nöthig hatte; denn auch die Fußwanderung hatte er angetreten mit ſeinen acht und ſechzig Octavbänden, ſeinen ſechs Buch Schreibpapier, ſeinen Tüchern, Meſſern, Scheeren und Flaſchen. An der Spitze des Zuges ſchritt er ſelbſt einher, in einem blauen kalmuckenen Oberrocke über einem ſchwarzen Frack und einer Mütze mit einem Sturmbande über dem hagern Geſicht. Am Arme hing das Strickkörbchen ſeiner Frau, die einige Schritte hinter ihm, mit einer goldenen Kette und einer Damenuhr angethan, nachfolgte. An ſeiner Seite hinkte der einbeinige Huſar, den er ſelbſt von Zeit zu Zeit ſtützte, und der, ſeinen Flaſchen fleißig zuſprechend, in ſeiner Gunſt beſonders geſtiegen war. Dieſer hatte in ſeinen Taſchen ſogar bereits einige von Herrn Schaff's Schnupftüchern, die der gute Mann dem liſtigen Huſaren zur Belohnung mancher naiven und freimüthigen Aeußerung ſchon geſchenkt hatte.

Der Tumult wurde bei ſeiner Ankunft bald allgemein; die vorausgegangene Geſellſchaft kam aus dem Häuschen heraus, die Harfen verſtimmten, von den lauten Befehlen Herrn Schaff's überſchrieen, der die Führer abzupacken, die Bücher auf einen Haufen zu legen, und Allen Erfriſchungen geben zu laſſen, vollauf zu thun

hatte. In dem engen Raume rannte einer an den andern an; an ein Genießen der Aussicht, an ein Sitzen, an ein Gespräch war gar nicht zu denken. Hatte doch Herr Schall Lindau's Ansichten der sächsischen Schweiz bei sich, in denen er ein ander Mal bei mehr Muße das Prebisch-Thor ansehen konnte. Bedenkt man, daß es bereits Mittag war, als sie ankamen, so wird man die Gewandtheit des Mannes bewundern, der schon um drei Uhr seine Führer wieder aufgepackt hatte und an der Spitze des nun vereinten ganzen Zuges dem großen Winterberge in ewigem Sprechen, Laufen und Sorgen zuwanderte. Sonst war der Zug ganz anmuthig; die Damen saßen alle auf Tragsesseln, von der Menge umgeben; in dem frischen üppigen Moose, unter den großen schönen Tannen und den einsam verragenden Felsen hatte das Ganze allerdings etwas Zigeuner- und Preciosaartiges. An Gesang und Liedern, an Scherzen und kleinen Unglücksfällen fehlte es nicht, und so war dieser Naturgenuß, wenn auch von denen des Morgens himmelweit verschieden, doch auch nicht zu verachten.

Mich aber hatte besonders die Recension der Urania erfreut, zu der ich auf so wohlfeile Weise gekommen war, und ich hätte wohl gewünscht, daß der Fremde statt meiner bereits alle einundzwanzig Taschenbücher gelesen gehabt hätte. Aber dergleichen war ihm nicht zuzumuthen, und ich schäme mich sogar, meines Recensirgeschäftes gegen ihn nur zu erwähnen, und war froh, daß er Herrn Schaff in Verdacht dieser Lectüre hatte, weil er sie aus dessen Taschen hervorragen sah, und daß er seine Späße darüber gegen diesen richtete. In man-

cherlei Gesprächen ging ich mit ihm hinter der Gesellschaft her, und es war schon spät Abends, als wir an dem Hause des Winterberges anlangten. Ein tiefes Schweigen ruhte über den Bergen, hell schauten die Sterne vom Himmel, und lieblich leuchteten aus einem Nebengebäude die hellen Feuer, an denen das Nachtmahl bereitet wurde. Schwarze Mädchengestalten — denn es waren schon Gesellschaften vor uns heraufgekommen — kreuzten bald bei dem Feuer vorüber, bald verschwanden sie wieder in die Dunkelheit. Herr Schaff wirthschaftete und tobte draußen umher, wir konnten daher drinnen ungestört rauchen, schwatzen, und von den Führern uns bald Lieder, bald erlebte Abenteuer erzählen lassen.

Nicht lange aber hatten wir so gesessen, als die Stubenthüre aufging, und mit einem Liede aus den Wienern:

„Und a Büchslein zum Schießen,
Und a Fanfring zum Schlahn,
Und a Dirnal zum Lieben
Muß a frischer Bub hahn,"

ein Student, so schien es, hereintrat, von kleiner Gestalt, aber mit einem schwarzen Schnurrbart, in einem kurzen grauen altdeutschen Rock, ein halb roth halb weißes Tuch nachlässig um den Hals geschlungen und einen Tornister auf dem Rücken. Ihm nach folgten noch drei andere, weniger auffällig gekleidet, aber auch weniger lebendig und munter, als der erste. Sie verlangten blos eine Laterne, und gingen damit, so spät es auch bereits war, noch auf die oberste Spitze des Berges, die bekanntlich aus einigen Felsstücken besteht, stimmten bald einen schö-

nen vierstimmigen Gesang an, und zwar Uhland's „Ich bin vom Berg der Kirchenknab'."

Die Stimmen der vier Sänger waren gut gesetzt und paßten alle gut zusammen — der Student im grauen Rock sang einen hohen kräftigen Tenor — so daß die ganze Gesellschaft in Mänteln aus dem Hause heraus um sie herumtrat, und die jungen Männer, nachdem sie ihren Gesang beendigt, herzlich bewillkommte. Der eine von ihnen, schmächtig, blaß und hager, hatte etwas Schwärmerisches in seinen schwarzen Augen, und um seine Schultern eine große Tasche hängen, die mit Steinen, Mineralien aller Art und anderen Instrumenten zum Steinsuchen gefüllt war. Dieser erweckte besonders Zutrauen, während von dem Grauen ein satyrischer Zug um den Mund, welchen der Schnurrbart nicht ganz verbarg, zurückscheuchte, so anziehend er sonst erschien. Mit dem Grünen aber — denn einen solchen Rock hatte der Hagere an — kam ich sehr bald in ein höchst lehrreiches Gespräch. Er war ein Homöopath, trieb Geologie und alle Naturwissenschaften, und offenbarte, außer anderer mannigfaltiger Bildung, ein herzliches und fast schwärmerisches Interesse für alles Menschliche, und es war sogar rührend, wie er selbst dem Kleinsten, wie den Geräthschaften, deren Gestalt, ihrem Stoff, eine Bedeutung abgewann. Lange konnte er bei Tische z. B. über das Angenehme hölzerner Teller und Löffel und deren Formen sprechen, wiewohl bei fernerer Besprechung häuslichen Lebens ein Schmerz über sein bleiches Gesicht floh, und auf eine hindeutende Frage sagte er: der Mensch sey eine gothische Kirche, mit zwei Thürmen; ihm sey einer

erſt vor Kurzem einmal eingefallen. Später erfuhr ich, er habe damit eine ihm untreu gewordene Geliebte gemeint. Bald trat auch der Graue wieder zu uns, Hand in Hand mit meinem Fremden vom Prebiſch-Thor, in dem er einen alten Freund wiedergefunden hatte. Wir ließen uns ein beſonderes Zimmer geben, Wein herbeiſchaffen, und dem Grauen entſprühten bald helle, wenn auch oft ſehr derbe, Witzfunken, deren Schärfe jedoch die durchleuchtende Gutmüthigkeit milderte.

9.

Je tiefer die Nacht auf den hohen Berg herabſank, je mehr das Säuſeln in den hohen einzelnen, auf ſeiner Spitze ſtehenden, Bäumen zunahm, je ſtärker der Wein in uns glühte: deſto inniger wurden unſere Geſpräche, deſto erhabener ihre Gegenſtände; Einfall folgte auf Einfall. Aber, wunderbar genug, wurden, je mehr der Wein ſie aufregte, die Bemerkungen des Grünen freier und ſchroffer, und die des Grauen herzlicher, ernſter, gemüthlicher. Nur der Fremde vom Prebiſch-Thor blieb ſeiner früheren Stimmung auch beim Weine getreu. Der Grüne ſprach immer mehr von Politik, hoffte von der Einführung ſeiner Homöopathie und von der nach ihren Vorſchriften geſtalteten naturgemäßeren Lebensweiſe die endliche Einführung freierer Conſtitutionen durch ganz Europa. „Wir Aerzte" ſagte er unter anderem — „wollen die Staaten ſo mit geſunden Menſchen anfüllen, daß ſie platzen ſollen, wie ein Todtenkopf, den man mit genäßten, nach und nach aufquellenden Erbſen angefeuch-

tet hat.“ Was half es, daß ich ihn auf China, den am meiſten bevölkerten und doch am meiſten deſpotiſch regierten Staat, verwies? Was half es, daß ich ihm die immer mehr abnehmende Erzeugungsfähigkeit unſeres Welttheils zu Gemüthe führte, der immer mehr die Kräfte ſeines Bodens an die Menſchen verliert, welche denſelben ſeit Jahrhunderten fortwährend ausſaugen? — Ein Homöopath iſt der hartnäckigſte Sectirer, namentlich wenn er Wein getrunken hat, den er, wie die Belladonna, Nux vomica und die Pulſatille, jene homöopathiſche Dreieinigkeit, mit der er alle Leiden der Menſchheit beſtürmt, für ein pathogenetiſches Mittel hält.

Wir vertieften uns immer mehr in Betrachtungen über die wunderbaren Einwirkungen der körperlichen Außenwelt auf das Erwachen innerer Seelenzuſtände und neuer Ideen; der Fremde vom Prebiſch-Thor konnte beſonders nicht genug das Gebirgsleben preiſen, das ihm allein rein menſchlich ſchien.

„Seltſam!“ fiel hier der Student im grünen Rocke ein, „daß die Bedeutung gewiſſer Dinge, die man bereits lange unklar in der Bruſt mit ſich herumgetragen hat, uns oft plötzlich vor die Seele tritt! Mit einem Male, gar nicht erſt, wie es ſonſt in der Natur immer geſchieht, nach langſamen unmerklichen Uebergängen, reißt ein Blitz eine Maſche des Schleiers durch, und man ſieht plötzlich dadurch in eine weite, helle Landſchaft. Man erfährt dadurch oft nur, was man eigentlich oft ſchon hörte, und was Viele wiſſen; aber die Art, wie es uns klar wurde, der Umſtand, wodurch es in unſer Bewußtſeyn, und darum für uns erſt in das Leben trat, iſt

pſychologiſch ſo intereſſant, daß man gern einem Menſchen zuhören ſollte, der uns von dieſem Entſtehen Rechenſchaft zu geben im Stande iſt, weil es ſelten genug vorkommt."

„Ging doch Göthen" — ſagte der Fremde vom Prebiſch-Thor — „erſt ſpät in Italien die Bedeutung der Pferdegeſtalten auf, ihm, dem Plaſtiker, dem jenes Bewußtſeyn, welches anderen Menſchen im Verlaufe des langen Lebens nach und nach erſt wird, ſchon mit auf die Welt kam."

„Und mir" — fiel der Grüne ein — „erſt die Bedeutung des Gebirgs, nachdem ich drei Wochen in den Alpen geweſen und ſchon lange aus ihnen wieder heraus war."

„Von den Alpen! O erzähl', Selbitz!" — ſagte der Fremde, rückte ſeinen Stuhl an das Feuer des Kamins, ſah hinein, holte ſich mit manchem Hm! von Zeit zu Zeit eine Kohle, die er auf ſeine Thonpfeife legte, während der Grüne erzählte.

„Ich war einige Tage von Bern aus" — hob er an — „einſam in den Gebirgen des Jura und in den abenteuerlich ſchief ſich übereinander thürmenden Kalkſteinlagern des Münſterthales bei Pierre pertuis unter franzöſiſch redenden Leuten gewandert, ſinnend über die verſchwundenen Geſtalten, die aus dem lichten Strom des Ganzen ſeit einem Monate vor mir aufgetaucht waren. Zum letzten Male hatte ich auf der Höhe von Sonceboz die Spitzen der Berner Alpen, hervorragend aus den weißen Wolken, geſehen, und meine Hoffnung, dieſe Rieſenbilder, die vor Kurzem in meiner Bruſt ſich aufgethürmt und den inneren Geſichtskreis faſt zu ge-

waltſam auseinander gedrängt hatten, aus dem Münſterthale kommend, noch einmal wieder zu ſchauen, verbaute der nach Oſten dem von Schafhauſen kommenden Rheine ſich entgegenlagernde Jura. Bang vor der Leere der nächſten Zukunft, wanderte ich der letzten ſchweizeriſchen Stadt, dem alten ehrwürdigen Baſel zu, deſſen Thürme die untergehende Sonne mir einen Augenblick goldener leuchtet gezeigt. Der ſtille Abend wehte mir alle Lieder aus der Vergangenheit und entfernte oder ſchon untergegangene geliebte Geſtalten zu, und mit leiſer bewegter Stimme ſang ich den aufgehenden Sternen Tieck's himmliſches Lied:

Im Windgeräuſch, in finſtrer Nacht.
Ging einſt ein Handwerksmann,

entgegen, und fand mich auch diesmal durch den Schluß:

Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne! —

wunderbar geſtärkt und erquickt."

„Aber ſelbſt, als ich endlich nach zehn Uhr, ermüdet von dem langen Tagemarſche, bei mit Lampen erhellten Gärten, deren Licht feenartig durch die grünen Blätter ſchwamm, bei dem Denkmal der bei St. Jacobs gefallenen Schweizer, das ein aus einem offenen Landhauſe ſtrömendes Licht umleuchtete, vorüber, durch die Straßen der alten Stadt in einem Gaſthofe anlangte, ließ auch hier der ſo aufgeregte Geiſt den müden Körper nicht ruhen, und denkend an Herder's:

Kehreſt du wieder, du ſtille Mutter
Der Geſtirn' und erhabener Gedanken!

legte ich mich in das geöffnete Fenster und sah hinaus in die schweigende Nacht."

„Die verschiedenartigsten Bilder, die in dem wunderbarsten Gemisch in so kurzer Zeit schnell aufeinander folgend an mir vorüber gegangen waren, tauchten jetzt zusammen vor meiner Seele auf; — von dem junkerhaften reichskleinstädtischen Schaffhauser bis zu den trotzigen Bergvölkern in den Waldcantonen — von den aristokratischen Herren in Bern und Zürich bis zur kernigen Landesgemeinde von Appenzell, die den Landammann vom Stuhle reißt — von dem leichten, zierlich sich ausdrückenden Franzosen in Pays de Vaud, dem schlauen Italiener im Canton Ticino und am Lago maggiore bis zur schlichten und fast zu einfachen Weise derer von Uri — von der Armuth des nur Birnenwein erzeugenden Unterwalden bis zu den üppigen Korn- und Weinfeldern des Thurgau's und den Ufern des Genfersee's — von dem ungeschlachten Deutsch in Zürich und Appenzell bis zum Patois in Wallis und dem Romanischen in Graubünden; — von der Verschiedenheit der Deutschen, Franzosen und Italiener, die in den Cantonen wohnen, zu denen, die als Fremde das Land durchreisen; — und vergebens suchte ich diese verschiedenen Gruppen in ein harmonisches Ganze zu reihen, vergebens des Bandes, der sie so fest zusammenhält, mir deutlich bewußt zu werden."

„Da erschallte von fern ein Gesang — immer näher kam er — es war ein vierstimmiger Männerchor. Mein ganzes Seyn ging unter in diesen Tönen, die wie ein heller kräftiger Ruf durch die Nacht drangen. Der Chor zog bei mir vorüber. Studenten von Basel schie-

nen es zu ſeyn. Nicht konnte ich die Worte verſtehen, aber wunderbar ſchön war die Harmonie, innig vom Sinn der Worte durchdrungen, ja faſt begeiſtert waren die Stimmen der Sänger. Es wär mir, als ſollte ich mich hineinſtürzen in den Strom der Töne, als würde mir da klar werden, was mir bisher ſo dunkel geweſen — wie es wohl einem jeden einmal ging, der den Tönen in ihr lockendes myſtiſches ahnungsvolles Reich nachzog. Plötzlich rief eine freudige Stimme: es iſt das: Hoch vom Gebirg' komm' ich daher!"

„Ein Licht zuckte in meiner Seele! Die Jungfrau erſchien mir mit ihren Brüdern, ſtrahlend in der Morgenſonne in herrlicher Klarheit. Die Alpen ſind's, rief ich aus, die dies Gemiſch von Völkern zu einem einzigen machen! So weit von den Höhen die Alpen geſehen werden, das Bollwerk der von den Vätern errungenen Freiheit, ſo weit verbindet ein gemeinſam ewig unzertrennliches, geiſtiges Band die durch Sitten, Religion, Sprache und Verfaſſung ſonſt vielfach getrennten Herzen. Wie die italiſchen Städte im Mittelalter auszogen zum Krieg, feſtgeſchaart um ihren mit Fahnen geſchmückten Wagen, den ſie nur mit ihrem Leben den Feinden überließen, der ſie feſt verband bis in den Tod: ſo ſind die Alpen das Gerippe, an das mit dem Rücken die Völker ſich lehnen, das Alle zu Einem Leibe verbinder, wenn ſie auch nach den vier Himmelsgegenden hinſchauen und hinreden."

„Und wenn ja ſchon" — fuhr er nach einer Pauſe gemäßigter fort — „wenn nach Steffens die Mährchen der Gebirgsvölker, je nachdem die Gebirge, die ſie

bewohnen, aus Granit, oder Basalt, oder Kalksteinen bestehen, alle etwas bestimmt Verschiedenes, die Mährchen der von einander entferntesten Gebirgsvölker aber, wenn die Gebirge, die sie bewohnen, aus gleicher Gebirgsart zusammengesetzt sind, immer einen wunderbar übereinstimmenden Charakter haben — wie müssen nicht die Urgebirge Europa's, die ihre Alles belebenden Ströme in die fernsten Länder aussenden, eine gleichartige magnetische Kraft auf die an der Werkstatt der bildenden Natur wohnenden Wesen ausüben!"

„Wie schön erschien mir die Bestimmung Basels, die aus den hohen Gebirgen herabgestiegenen Söhne des Landes zu vereinigen, in der Jugend Begeisterung für das gemeinsame Vaterland zu entflammen; wie beneidenswerth erschien mir der Jüngling gegenüber, der sich an sein Klavier gesetzt hatte und die unten vorbeiziehenden Töne zu begleiten suchte! Wie rührend tönt seitdem immer in mir das alte Heimwehlied der Schweizer:

Möcht' die Bloage wieder a'höre,
Wenn der Hirt zu Berge tryht,
Wenn die munire Chueli springe,
U kes Lamm im Thale blybt!"

„Doch damals" — fasste Selbst, und fasste des Fremden Hand, dessen ganzes Gesicht erhaben sich verklärte — „damals dachte ich mit Wehmuth an so manchen Freund drüben über dem Rhein im deutschen Vaterlande, der, ein hoher Sohn der Gebirge, vergeblich seit der Kindheit schon nach der Heimath sich sehnt. Wohl versuchten auch wir, uns Alpen zu bauen aus der Geschichte der Völker und aus der Wissenschaft, uns auf

ſie zu ſtellen und über das Leben hinwegzuſchauen; aber ſie lagen doch nur verborgen in der Bruſt des Einzelnen, und nicht vermochte ſie Einer dem Andern zu zeigen im Abendroth, wie der alte Schweizer ſeinem Sohne, wenn die Abendglocke durch die Berge tönt und die Hirten ihre „Gute Nacht!“ durch die Alpenhörner ſich zurufen.“

„Damals ſchloß ich ſtill das Fenſter“ — ſo endete Selbitz, und beide Freunde hielten ſich lange ſchweigend umarmt.

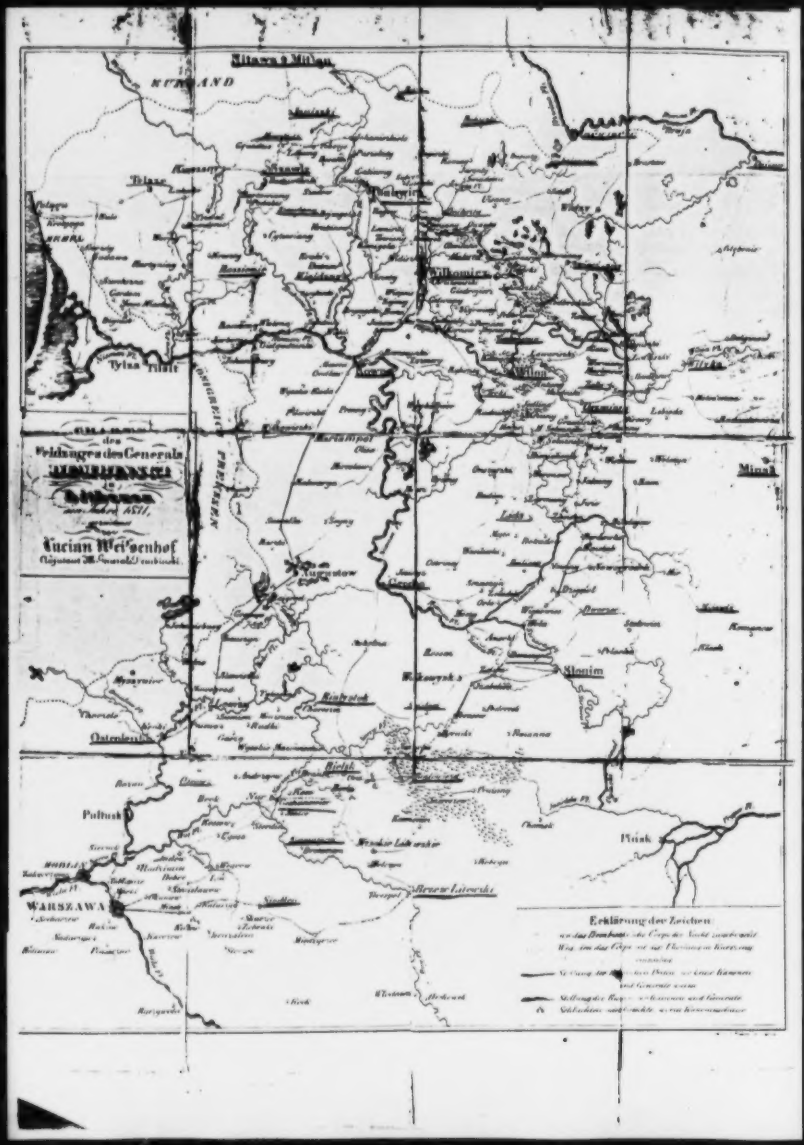
Tief waren wir alle gerührt; ein tiefes Schweigen lag über unſeren Seelen; einzelne Thränen in den Augen verkündeten die in die Bruſt eingezogenen Erinnerungen; leiſer weheten draußen die Bäume und tiefe Ruhe thronete auf dem Berge, der dieſe Nacht fünf ſeelentrunkene Geſchöpfe auf ſeinem Scheitel trug.

10.

Aber dem Grauen, der ſelbſt auf das innigſte gerührt geweſen, war es unmöglich, in dieſer Stimmung lange auszuhalten, geſchweige die Geſellſchaft in derſelben ſich trennen zu laſſen. Nachdem er ſchon eine Zeit lang den verſammelten Freunden durch ſein lachendes Auge und den ſich immer mehr zuſpitzenden Mund, die eine baldige Exploſion verriethen, in dem mimiſchen Ausdruck ihrer Gefühle hinderlich geweſen, brach er endlich das Schweigen.

„Auch ich habe auch einmal auf eclatante Weiſe an mir erfahren, wie äußere Stöße und Anſtöße uns plötzlich alte Räthſel auflöſen.“

Beinahe allgemein erhob ſich heftiges Proteſtiren.


RUSSLAND
Tilsit
Tylza
Pilkallen
Wilkomierz
Kowno
Wilna
Grodno
Lida
Nowogrodek
Slonim
Ostrolenka
Pultusk
Brześć Litewski
WARSZAWA
Mińsk
Erklärung der Zeichen

daß man dem Spötter das Wort nicht lassen solle; aber geschützt von dem Fremden vom Prebitzer Thor, der ihn am genauesten kannte, drang er wirklich mit folgender Erzählung durch:

„Wenn ich als Student in Leipzig am Morgen aus meinem Pandektenexaminatorium in der Petersstraße kam, konnte ich selten bis zum Marktplatze kommen, ohne bei den plastischen Kunstwerken des bekannten Bilderhändlers im Durchgang des Kolberg'schen Hauses nachdenklich stehen zu bleiben: die Tage etwa ausgenommen, an denen man mit Posaunen vom Balkon des Rathhauses herunter auf Befehl des hochweisen Magistrates die Bürger anblies. Denn mir kam es da immer so vor, als wolle man sich des Schalles jener am meisten Schrecken und Ehrfurcht gebietenden Instrumente bedienen, um solche in den halsstarrigen Bürgern zu erregen und rege zu erhalten; und solche ehrfurchtsvolle Unternehmungen habe ich, auch wenn meine Einbildungskraft sie nur figurirte, stets mit einer gewissen Ehrfurcht beobachtet."

„Ich war damals noch nicht die wichtige Person, die ich jetzt bin, denn" — dann wandte er sich zu seinem neuen Bekannten — „ich bin jetzo sonst nicht mehr Student, und habe nur zu meinem Ergötzen die äußere Hülle eines solchen wieder einmal umgenommen, sondern ich war noch ein infimer, unstudirter und unexaminirter, also durchaus kein anständiger Mensch; darum brauche ich mich nicht zu schämen, daß einige der Krähwinklerbilder dort meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, während mir als damaligem Demagogen alle noch so fein colorirte und gravirte und lithographirte

Potentaten nur verächtliche Seitenblicke abgewinnen konnten. Sie ergötzten mich alle — aber, wie gesagt, nachdenklich machte mich nur eins, das Bild, wo alle Krähwinkler endlich doch unter einen Hut gebracht werden. Ein ungeheurer Hut schwebte in der Luft, und unter demselben standen, wie eine Heerde Schaafe zusammengedrängt, alle Arten von Leuten, dicke in Frack und Nankinhosen, in Perücken Zöpfen, dünne, hagere, die besonders nach Julius Cäsar's Ausdruck über den Cassius in Shakespeare's gleichnamiger Tragödie sehr gefährlich seyn sollen, in weiten schlappen Tuchkleidern — und voran ein Altdeutscher mit rother Mütze, Leinwandhosen und einer Pfeife mit großen schwarzrothgoldnen Quasten, der sich es besonders angelegen seyn ließ, durch eifriges nach hinten zu Drängen noch, trotz seiner frühern demagogischen Ideen, mit unter den breiten, großen, nährenden und schützenden, wie eine heilige Geisttaube über Allen schwebenden, Staatshut zu kommen. Ich wußte wohl, das war ein bildlich dargestelltes, ein nicht einmal in fein zu errathenden französischen Devisen, sondern ziemlich grobdeutsch, sogar mit der nöthigen Unterschrift sinnlich veranschaulichtes, Sprichwort. — Aber eben das Sprichwort! Es sollen Alle von Staatswegen, und das ist billig und ersprießlich, nur eine Meinung haben, d. h. l'état c'est moi — also die eine einzige mögliche. — Warum nun aber durch Vermittelung eines Hutes? Brachte man sie unter einen Waschtrog, unter ein Scheermesser, war das nicht dasselbe? Sollte es ein Kleidungsstück seyn, warum konnten sie nicht, und noch besser, in Eine Weste geknöpft werden, wo sie den

Vortheil hatten, wenig mehr als Einen Magen zusammen zu brauchen und weniger zu verzehren, wo denn noch mehr für die Staatsausgaben übrig abliehen wäre? Oder warum steckten sie ihre Beine nicht in Eine Hose, da man doch in Bayern ein solches Spiel hat, wo Zwei in Einer Hose wettlaufen? Was hätte das nicht Alles für Gruppirungen geben müssen! Warum also gerade ein Hut?"

„Ich kannte den Hut damals nicht. Wie oben bemerkt, gehörte ich zu der damaligen Burschenschaft. Und wiewohl diese in Leipzig weniger ihren deutschen Patriotismus, wie die in Halle und Jena, durch schmutzige Hosen, schwarze Hälse und zerrissene Röcke an den Tag zu legen sich bestrebte, höchstens mit einigem unsaubern Tüchern die Plätze im Theater belegte, allenfalls einigemal bei grosser Hitze und durch Eßlair's Gastspiel hervorgeführter warmer Begeisterung im Schauspiel die Röcke auszog und den Leipziger Schönen vom Fechtboden mit einigem Schweiß unter den Armen benetzte Hemden zur Schau bot — so war doch ein Hut noch nie auf meinen lustigen Kopf gekommen."

„So ging ich daher auch mit diesem unaufgelösten Problem, wie mit so manchem andern, von der Hochschule nach Hause."

„Jetzt ging nun die merkwürdige Metamorphose mit mir vor, die unser geschätzter Herr Dr. Mitscherlich in seiner Lobrede auf die Naturwissenschaft so anschaulich beschreibt. Mein kurzer, bis an's Knie gehender Rock verlängerte sich um eine ganze halbe Elle, damit die Beine weniger dem Ernst des Lebens zu entlaufen vermöchten;

der Hals kroch ganz und gar hinter den Wall einer Cravate, wahrscheinlich, damit Niemand sieht, was man von Staatswegen hinter zu schlucken hat; in der Hand wiegte sich wagrecht ein langer Stock, um den gebeugten Mann selbst mit diesem Bildungsinstrumente etwas zu unterstützen und das gestörte Gleichgewicht wieder etwas herzustellen; doch blieb vor der Hand der Kerl noch wie er war unter einer Mütze, die man Leuten in den Flitterwochen des Philisteriums noch zu gute hält."

„Endlich aber mochte mein Papa doch in seinem Sohne gern einen vollständig gemachten Mann erblicken. Er kramte daher eines Tages sein ledernes, etwas dünnes, Geldbeutelchen ein, zog sich mit entschiedner Miene den Ueberrock an, setzte mit sehr entschlossener seinen etwas abgegriffenen Hut auf, und erklärte kurz und bestimmt, er wolle mit mir zum Hutmacher gehen. Das Mittagsbrod war etwas knapp gewesen, und mein nicht ganz gefüllter Magen hatte stärker als je in mir eine Art Sehnsucht nach einem Aermchen zu erkennen gegeben, das, wie die am Spinnrocken sitzende Mama mit bedächtiger Miene versicherte, durch Erscheinen in einem legitimen Hute um vieles näher rückte, da solches gnädig von Männern u. s. w. aufgenommen werden würde. — Kurz! ich folgte dem mit langen Schritten voran schreitenden Papa resignirt nach. Ein ellenlanger Filzhut wurde im Laden vom Gestell herunter genommen, gefilzt; endlich erschien ich mit gebücktem Rücken, mit einem Gesichte eines, der heftiges Magendrücken hat, mit meinem Hute in der Strasse. Bewußtes kam ich — wie? kann ich mich noch nicht entsinnen; wahrscheinlich führte

mich der Vater an der Hand nach Hause — in unserer Wohnung an, und erst, als ich den Hut abgenommen, der einen rothen Heiligenschein um die Stirn herum gezogen hatte, und vor den Spiegel trat, ihn zu beschauen, bekam ich Bewußtsein und Gedanken wieder."

„Himmel! da war mir mit einem Male das Krähwinkierbild und die tiefe politische Bedeutung eines Hutes klar! — Hausenweis strömten mir von jetzt an, wenn ich im bloßen Kopfe war und meinen Hut nicht aufhatte, die Gründe zu, warum gerade der Mensch mit seiner Meinung unter einen Hut zu bringen ist; hauptsächlich darum, weil er da gar keine mehr hat. Was hälfe die Weste und der Eine Magen, da Hunger nur den Verstand schärft, wie alle große Menschen beweisen. Da wir einmal nicht die Gewohnheit haben, wie die Caraiben, die Kinderköpfe schon unter eine Presse zu bringen, die nachher zur gehörigen Dummheit keinen Hut weiter brauchen, so müssen wir späterhin nachhelfen, ebendrein die Pille mit Mode, Ansland und Eitelkeit verzuckern. Denkt man nur allein an das Gewölke, das sich über dem Kopfe des Menschen durch Ansetzen der Ausdünstungen in einem dicken, schweren, geschlossenen Kerker bilden muß, das beständig über dem Haupte eines solchen Unglücklichen schwebt und seine Tropfen wieder herabfallen läßt; wo soll es jemals um die Köpfe klar und heiterer Himmel werden können! Himmel! hätte der alte Chandy die Zuthüte noch erlebt, er, der nicht einmal wollte, daß ein Kind mit dem Kopfe zuerst auf die Welt komme, damit nicht das kleine Cerebellum, in dem die Seele schwimmt, gedrückt und um

getrübet werde, der daraus alle Thorheiten, Dummheiten, Kurzsichtigkeiten und alle die andern närrischen „heiten“ und „keiten,“ mit denen das menschliche Geschlecht seit der Erbsünde geplagt ist, herleitete!“

„Wie erklärlich war mir's nun, was den Leuten oft so unerklärlich vorkommt, daß aus Kindern und jungen Leuten mit den vielversprechendsten Anlagen oft so gar und gar nichts wird, gegen alle natürlichen und gegründeten Erwartungen! Durch den Hut und die immerwährende Kompression wird jede freie Thätigkeit des Kopfes, jedes feine Verstandeszellen- und Nerven-Gewebe in seinen Functionen gehemmt. Gepreßt, vom Schweiße erdrückt, geht Alles zum Teufel. Daß es noch talentvolle Leute gibt, ist nur daraus zu erklären, daß sie sich wahrscheinlich unsichtbare Löcher und Oeffnungen in die Hüte bohren, wo die Ausdünstung durchschlüpfen, der blaue Himmel etwas hineinschauen und der Hut selber etwas leichter werden kann. Ich selbst, meine Herren! habe das Wenige an Verstand, was ich Ihnen hiermit vorlege, mir nur dadurch erhalten, daß ich gemachte Oeffnungen mit etwas, ad libitum davon wegzunehmendem schwarzen Wachs verklebte. Hätte ich das nicht gethan, so hätte mir ja nicht einmal der Gedanke, warum ich nicht klüger geworden, bewußt werden können; was indeß freilich schon ein sehr verbrecherisches Attentat ist. Lesen Sie irgendwo eine einfältige Recension, machen Sie es wie ich, und denken Sie, daß der Recensent einen zu schweren Hut getragen, der sein Cerebellum erdrückte, seine Verstandeskräfte zerschwitzte, und daß er darum doch an seiner Dummheit unschuldig ist.“

„Daß der Staat von diesem Gebrauche seine Ver-

theile ziehe, wer vermöchte ihm das zu verargen! Haben Sie denn nie darüber nachgedacht, warum die Soldaten so schwere Tschako's tragen? warum der Dolki sogar, und, wohlgemerkt! erst in neuern Zeiten, sogar mit einem eisernen Reifen versehen ist? Daß ein Ding, was bei dem ersten Hiebe — so leicht ist es! — wegen seiner Schwere herunterfallen muß, und das die meisten Leute auf den Köpfen balanciren, — daß ein solches zum Schutz da sey: das kann wohl nur einem Dieten beifallen. Man hält es gewöhnlich für Schmuck: — aber — der Subordination wegen ist es da. Wo soll ein solcher Mann irgend einen, geschweige ungehorsame, Gedanken in den Kopf bekommen, wenn er in Reihe und Glied mit seinem Tschako daliegt? Ist es wohl sonst zu begreifen, daß man ihm die sechs nöthigen Handgriffe sechs Wochen lang einprügeln muß, hätte er nicht schon als Rekrut den Tschako auf? Aber nun, hat er sie mechanisch einexerciert, dann kommt der Lohn für die unteroffizierlichen Mühen. In die Schlacht geht er getrost, macht dort, ohne an Tod noch Leben denken zu können, seine Handgriffe, und läßt sich aduldig todt schießen, wie ein Strauß, der die Devise hat, den Kopf ruhig in den Sand steckt und Alles mit sich vornehmen läßt. Dann kommt der Feldherr und macht Berichte von hohem Muthe und bewährter Vaterlandsliebe und großem Charakter. Darum, weil Krieger immer Subordination brauchen, trugen auch Griechen und Römer schwere Helme in der Schlacht. In Hause, wo sie blos Verstand und Talente brauchten, saßen sie im bloßen Kopfe. Man sagt, die Franken seyen heute bloße Ma-

scheinen. Sie sind es mit Hülfe der schweren Hüte und der Tschako's. Nur läßt man die doch etwas vielfältigeren und schwereren Kandarisse, als die militärischen, dazu die jungen Leute im tiefen Kopfe einlernen, und deckt mit dem Hute, wenn sie fertig sind. Alles zu, wie man einen Topf mit dem Deckel bedeckt, daß er nicht weiter kochen soll. — Wir wollen hier keine politische Meinung äußern; liegt die menschliche Glückseligkeit in der maschinenartigen Einrichtung der Staaten: nun, so setze man Hüte auf; und ist es hier blos um physikalische und wissenschaftliche Erklärung zu thun."

„Das Thema wäre unerschöpflich; doch muß ich mich aus Mangel an Zeit zum Abbrechen zwingen."

„Nur kurz will ich noch auf zwei Nebenumstände aufmerksam machen. Der erste betrifft die Contrebande, die unter dem Namen von Strohhüten, Pfauenfederhüten, Fischbeinhüten u. s. w. eine Zeit lang eingeschwärzt wurde. Die demagogischen Ideen nahmen in dieser Periode unbeschreiblich überhand. So trug Herr Wittdöring besonders einen, ehe er noch seine frühern Herren verrieth, und alle rechtliche Leute dann wie Petrushähne krähten. Dem Himmel sey Dank! die Zeit ist vorüber, und jedermann fällt wieder an der Tagesordnung."

„Endlich war das ein gar praktischer Umstand, als man einmal alles Hutnehmen abschaffen wollte. Man erinnere sich, daß dies in Frankfurt, am Ende des Bundestages, zu Zeiten der Mainzer Untersuchungs-Commission geschah. Sicher hatte man schon damals die hier beschriebene Wirkung der Hüte erkannt. Das Grüßen

macht den Kopf erst in frischer Luft frei. So finden wir auch in den ehemaligen freien Reichsstädten die Höflichkeit des Grüßens und Hutabnehmens überaus groß. Die gescheidten Bürger der alten Zeit wußten gar wohl sich ihrem gestrengen Rathe gegenüber zu benehmen, und waren gar politisch höflich. Die Verwandtschaft zwischen Politik und Höflichkeit zeigt auch schon der französische Sprachgebrauch, wo poli höflich und politique eben Politik heißt."

„Nun, auf diesem Wege fahre man fort! Man bemeistere sich der Moden, man bezahle einige tüchtige Faiseurs in Paris, daß sie für schwere Modehüte sorgen; an den Reden der linken Seite würde man es bald spüren. So kann man heiter athmen, und dabei doch unzählige Complimente über Preßfreiheit und Liberalität ohne Kosten einstreichen."

Mit steigender Lust hatte ihm die Anfangs unwillige Gesellschaft zugehört, schallendes Gelächter hatte manchen Einfall unterbrochen, in das selbst der Grüne, dessen Alpenrede gelegentlich auf das Beißendste damit parodirt worden war, von Herzen mit einstimmte, und in der heitersten und freiesten Stimmung suchte jeder der Freunde sein Lager.

II.

Am andern Morgen, der etwas trübe und nebelig anbrach und unsere Aussicht auf einen schönen Sonnenaufgang vereitelte, welchen Unfall die meisten mißmuthig beklagten, da mehrere den Sonnenaufgang wie

ein leckeres poetiſches Frühſtück hatten zu ſich nehmen wollen, war der Graue ganz beſonders in ſeinem Element. In ewigem Lachen und Necken ſprang er umher, machte jede äſthetiſche Aeuſſerung über Morgengefühle, mochte ſie hervorbringen wer wollte, herzlich lächerlich, fiel den empfindſamen Damen mit ſo harten, oft beinahe an's Niedrige grenzenden, Aeuſſerungen in's Wort, ſo daß Niemand in ihm nur eine Spur von Gefühl geſucht hätte, und mancher ihm als einem herzloſen Menſchen den Rücken kehrte. Nur die alten Herren hatten ihn gern; am meiſten aber ergriff ihn das Geneibe des Herrn Schaff mit ſeinen Führern, das ihm ganz neu war; ganz toll ſprang er mit dem Huſaren um.

„Sehr oft wird er verkannt;" — ſo wandte ſich der Fremde vom Preßiſch-Thor zu mir — „aber ich habe ihn nur deſto lieber. Er iſt im Leben ein echter Humoriſt, und Niemand wird weniger verſtanden, als dieſer. Er will und kann ſich nicht immer ſo zeigen, wie er iſt, weil es ſeinen Gefühlen zu ſehr widerſpricht, ſich als ein offenes Waarenlager aus- und abzupacken. Selbſt ſeinem Freunde und einer Geliebten, wenn er eine hätte, würde er nicht ohne die nöthige Anſtrengung der Muskelkraft das Wort: Herz, ganz ausſprechen, ſo ſehr auch beide davon Herren ſeyn mögen. Alles Metall iſt undurchſichtig, und dennoch ſind gerade Metalle die beſten elektriſchen Leiter. Selten und einzeln und nicht froſchleichartig kommen ſeine Gefühle an die Oberfläche, und alles Erz liegt in ihm wie in den Ganggebirgen: abwärts; alte Kraftvölker und die Kinder wiſſen nichts von der eben

ſo geheiligten als gemißbrauchten Empfindſamkeit. Tiefe und dunkele Brunnen enthalten eben die hellſten und klarſten Quellen."

Ich war ganz damit einverſtanden, hatte den luſtigen Kauz nicht nur liebgewonnen, ſondern ihn auch ganz beſonders geeignet gefunden, in den Plan einzugehen, der geſtern Abend ſchon während unſers Zuſammenſitzens in mir aufgeſtiegen war. Eben machte er einer Blondine aus Freiberg die Cour auf ſeine närriſche Weiſe, wobei die Kranzfüße, die er in ſeinen grünen Hausſchuhen auf dem Felſen machte, ſich ziemlich komiſch ausnahmen. Ich nahm ihn trotz ſeines Sträubens bei Seite und eröffnete ihm mein Anliegen.

Im Augenblick waren Schuhe und Alles vergeſſen. „Herrlich! Göttlich!" rief er, und tanzte in bloßen Strümpfen umher. „Ich gehe mit dem Huſaren in's Schwedenloch; das ſollen Schreibereien werden! Herr! eine Laterne nehme ich mir bei lichtem Tage mit hinein, lege mich auf den Bauch und ſchreibe in dieſer erhebenden Stellung! Nur geſchwind! Her damit! Fort! fort! Wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Halt!" — ſagt' ich — „noch ſind wir nicht ſo weit! Es gehören noch mehr Herren dazu, und beſonders Herr Schaff, der ſeine Leute dazu herleihen muß und einiges Geld."

„Was? der alte Narr wird eine ſo herrliche Literatur- und Recenſionsanſtalt doch nicht hindern wollen, die alle Societäten Berliner Gelehrten überwiegt und in den Staub tritt? Gleich will ich ihn mit dem alten Huſaren, der ſo in Gunſt bei ihm ſteht, ceramiren, und wenn

er nicht will, thun wir ihn in Verschiß, und machen doch, was wir wollen."

Genug! er stürmte fort, fand nach vielem Suchen den Mann, als er eben einen Führer schreiend auszankte, weil er ihm aus Cicero's tusculanischen Quästionen ein Blatt zu einem nichts weniger als ästhetischen Behufe ausgerissen hatte. Der Vorfall machte ihn geneigter, uns zu willfahren, er wollte einige Leute los seyn, die ebenfalls mit seinen Werken zu schlecht umgegangen waren, gab ihnen tüchtigen Sold, und überließ uns fünf zu unserem Gebrauch.

Jubelnd wurde der Plan den Uebrigen kund gemacht, die alle bereitwillig in ihn eingingen, und schon nach einer Stunde machten sich vier Freunde, jeder mit vier Taschenbüchern und einem Führer, der die fertigen Recensionen uns gleich hinauf auf den Winterberg zu bringen hatte, wo ich mit dem Fremden vom Prebischthor zurückbleiben und von Weitem, wie ein echter Feldherr, aber selbst unthätig, die ganze bewegliche Literaturzeitung dirigiren wollte, fort, jeder sich einen Ort im ganzen Bezirk der sächsischen Schweiz aussuchend, wo er sich habilitiren, lesen und schreiben wollte. Einer begab sich in den Ottewalder Grund, einer setzte sich an die Lochmühle, der Dritte auf den Kuhstall, und Selbiger marschirte richtig mit dem einbeinigen Husaren und einer Laterne in's Schwedenloch ab.

Herr Schaff war selbst so gefällig, sich vier Taschenbücher, mit deren Recensionen er alle seine sechs Buch Schreibpapier anfüllen wollte, auszubitten; wir gaben sie ihm auch, wiewohl der Ausgang vorherzusehen war.

Er begab ſich ſehr bald mit ſeiner ganzen Suite fort; meine Frau gab ich ihm mit, die er ſpäter zwar richtig in Dresden abſetzte, mit den Büchern aber kurz darauf in ſeiner Vergeſſlichkeit, ohne ſie nur angeſehen, geſchweige beurtheilt zu haben, nach ſeiner ſechzig Meilen entfernt liegenden Vaterſtadt fortreiſte. Er wollte in derſelben, wie mir meine Frau erzählte, „ein Paar Nächte ſchlafen.“ So werden denn auch die Leſer mit ſeinen Recenſionen verſchont bleiben; ſo wie auch ich im ganzen Verlaufe unſerer Bekanntſchaft keine Zeile von ihm zu Geſicht bekam, aus der ich auch nur ſeine Handſchrift hätte kennen lernen können.

Froh war ich, als ich endlich mit dem Fremden allein auf dem Winterberge zurückblieb.

12.

Nachdem wir in der friſchen Morgenluft unter den hohen Bäumen lange umhergeſtreift waren, fanden wir uns herzgeſtärkt in dem Hauſe droben am Kaminfeuer zuſammen, und nach manchem Hin- und Herreden ſagte der Fremde: „Aber Ihr verſpracht ja von Eurer Niſida zu erzählen. Die Harfe tönt hier zwar nicht, aber dafür macht das kniſternde Feuer eine ſo trauliche Muſik, ſich miſchend in das Getön des Windes, das wie Aeolsharfen den Berg umwallt.“

„Ein andermal von der Niſida“ — ſagt' ich. „Ihr habt ſie ja geſehen! Ein wunderbarer Zufall führte wenige Wochen nach jener Frühlingszeit mich mit ihr zuſammen. Ich trat eines Abends in einen weiten Saal,

einer großen Musik zuzuhören; da fand ich sie, im himmelblauen Kleide, und von dem Augenblicke an waren wir vereint, wie? ist mir selbst jetzt noch nicht klar bewußt. Aber sie ward erschüttert durch die oberflächliche Aehnlichkeit meiner Züge mit denen eines Feldherrn, der sich in die Erinnerungen aus ihrer Kindheit tief eingeprägt hatte, da sie ihn damals täglich lange Zeit hindurch im grauen Ueberrocke bei ihrem Fenster vorüberreiten gesehen, und nach seiner Erscheinung jedesmal von allen Seiten den Donner der Kanonen gehört hatte. So hatte die seltsame Ideenmischung, die den Menschen eigenthümlich, alles Große und Erhabene an die Züge dieses Mannes geknüpft, und unwillkührlich hörte sie bei jeder Erinnerung daran das Große und Erhabene der ganzen Natur und Menschheit vor ihrem Geist vorüberrollen."

„Ein tiefes, inniges, hohes Gemüth!" — sagte der Fremde. „Wie freue ich mich, daß ich sie sah! Wie ist da wieder die Erfahrung bewährt, daß unter der heitersten, kindlichsten, ja unter einer kindischen Oberfläche eine unendliche Tiefe verborgen ruhen kann. Wer sie so herumtändeln sieht, sollte glauben, sie spiele wie ein leichtfertiges Kind mit dem Ernstesten des Lebens immerdar."

„Aber vom Elbmännchen" — fuhr ich fort — „versprach ich zu erzählen, und dies Versprechen will ich halten. Es ist mir noch einmal erschienen."

„Gerade am Abend vor Jean Paul's Geburtstage, der, wie Ihr wißt, in der Nacht vom zwanzigsten bis zum einundzwanzigsten März mit dem Frühlingsanfange zusammenfällt, hatte ich einer Gesellschaft von

Frauen den letzten Band ſeiner Flegeljahre, welche mir immer als ſein größtes Werk erſchienen, vorgeleſen, und der wunderbar ſchöne Schluß, wo mit dem närriſchen Quod Deus vult! die ganze Poeſie auf deſſen Flötentönen in die weite ferne Welt wegflieht, hatte Alle unendlich ergriffen. In ſtummer Rührung wollten wir eben von einander ſcheiden, als mir plötzlich einfiel, es ſey gerade um Eins, eine Stunde vor der, in welcher der Dichter vor vierundſiebzig Jahren am Fuſe des Fichtelgebirges auf die Welt gekommen; die hohe Begeiſterung des Augenblicks, das einwirkende Beiſpiel des excentriſchen „Vult.“ welches unſere Seelen erfüllte, lockten mir das ſeltſame Verſprechen ab, noch in der finſtern Nacht mit einer Laterne in den großen Garten zu gehen, und gerade um zwei Uhr eine Frühlingsknoſpe vom Stranche dort abzubrechen.“

„Es war eine helle laue Sternennacht; das Bild des großen Menſchen, der droben in die großen Blüthenhallen kürzlich eingezogen war, nickte mir aus jedem Sterne nieder, und die innere Anſtrengung war ſo groß, daß die Bruſt mir faſt bis zu ſchmerzhaftem Schmerz anſchwoll. Einen wunderbaren Perlenſchein warf das Licht der Laterne auf alle Gegenſtände, die es beſtrahlte, und ſonderte ſie ſeltſam von allen übrigen ab, die dunkeln in ſchwarzem Dunkel ruhten. So kam ich in den großen Garten, ſchritt zu einem Strauche, über den das Licht der Laterne ſich hinweggeworfen, und in den verſtrickten Zweigen ein Leben von faſt wunderbaren Geſtalten in mannigfachen Krümmungen erzeugte. Droben leuchtete eine große ſchöne Knoſpe mir entgegen, die, mit feuchtem Frühlings-

faſt umzogen, ſich, gewaltſam ſchwellend, dem Aufplatzen entgegen drängte. Eben ſtreckte ich die Hand aus, ſie zu pflücken, als ich plötzlich an meiner Seite am Strauche, dicht an meinen Füßen, die es unheimlich beſtreifte, das Elbmännchen mit großen rollenden Augen kauern ſah. Entſetzt fuhr ich zurück."

„Bald aber überdachte ich, wie in dieſer Nacht, ſo heilſam und heilig, als Shakeſpeare die Weihnachtsnacht beſchreibt, kein böſer Geiſt Macht habe, und ſchritt von Neuem auf den Strauch los."

„Jean Paul!" — kreiſchte hier laut das Männchen, ſo, daß mir die Stimme durch Mark und Bein fuhr, — „Jean Paul iſt ja nur ein verdikter Cramer!"

„Ich ſehe wohl" — fuhr ich erzürnt und deshalb ermuthigt auf — „ich ſehe wohl, du haſt den Solger'ſchen Briefwechſel geleſen, und biſt aus der Tieck'ſchen Schule! Darum alſo wollteſt du als wahrer Antichriſt den Eingang in den heiligen Tempel in den Frühlingsfluthen mir verwehren, weil ich laut, wenn auch ſtammelnd wie ein Kind, gezeugt habe von ihm."

„Der Titan iſt ein verdikter Cramer!" kreiſchte das Männchen noch lauter, daß ich meines Zorns nicht mehr mächtig war.

„Matthias Phocius!" — denn ſo nennt das Volk, den Namen unanſtändig aber abkürzend, das Elbmännchen — „Matthias Phocius!" rief ich, „nenne mir, neben dem Titan, noch ein Dichtwerk, das der Tod denen, die es auf ihrem letzten Schmerzenslager getröſtet, erſt aus der Hand riß! Kannſt du mir eines nennen

von deinen Meistern, das etwa eine sterbende Engländerin veranlaßt hätte, von ihrem Manne als letzte hohe Gunst das Gelübde zu fordern, weit von der fernen Insel hin nach Bayreuth zu wallfahrten, um dem Dichter den heißen Dank einer Sterbenden für den Titan zu bringen, dessen Widerschein ihr die bereits geöffneten Pforten des Himmels rosenroth erleuchtete? Hebe dich weg von mir, Unheimlicher! Wer keinen hohen Menschen hat, der ihm, wie dem Alexander der Achill, wie Karl XII. Alexander, als ein hohes Bild durch's Leben voranzieht, das er mit allen Herrlichkeiten schmückt, die aus seiner Seele aufstanden, der verkümmert im Kothe der Selbstheit. Warum wollt Ihr nun mit Euren Systemen die Heiligenbilder anderer Menschen schänden, um nur Euren Götzendienst allein geltend zu machen? Der nur hat die wahre Religion, der jedes Gottverehren, mag es Andern auch in anderen Gestalten sich offenbaren, heilig hält."

„Aber der Titan hat manchen Jüngling verführt!" sagte das Männchen, und verlöschte mit seinem Athem meine Laterne.

„Wer sich durch den Titan verführen läßt, wer überhaupt auf immer durch ein Buch zu verführen ist, an dem war nie etwas zu verführen. Wie Viele hat die Bibel verführt, wie Viele Euer so hoch zu den Himmel erhobene Meister!"

„Hier hörte ich den Pheons im Gerausch der vom vorigen Herbst noch daliegenden falben Blätter sich entfernen."

„Was kümmern mich Eure Systeme? — sagte ich

feierlich, allein in der hohen Natur, und hob die Hand zum Himmel auf. — Hier in der heiligen Nacht schwör' ich's: vor jedem Geisterkönig will ich ewig anbetend knieen, mag er sprechen in welcher Form er wolle, mag er schlicht und ohne Hülle, mag er im Scherz, mag er in erhabenen Weisen, mag er in Idealen, mag er in wirklichen unter uns wallenden Gestalten von dem ewigen Urbilde alles Menschheitlichen zeugen. Mit unerschrockenem Muthe will ich jeder Geistestyrannei entgegen kämpfen, der kritischen so gut, wie allen andern, so wie Er es einst that, der gleich für die Freiheit der Völker wie für die des Geistes stritt."

„Hoch leuchtete die Knospe im Sternenlicht — warum hatte ich sie im Laternenschein suchen wollen? Begeistert brach ich sie ab. Als ich in der Nacht allein nach Hause schritt, war mir, als zögen die Töne von Volt's Flöte in heiteren Weisen den Bergen zu, und als ich nach Hause kam, erhellte das angezündete Licht einen frischen Lorbeerkranz um das Bild des Dichters; ihn hatten die Frauen während meiner Abwesenheit dort hinhängen lassen."

Der Fremde vom Prebisch-Thor hatte während der letzten Hälfte meiner Rede meine Hand fest umschlungen gehalten. Ich brachte, statt des Herrn Schaff, aus den Bergen einen innigen Freund nach Dresden zurück.

Rhythmisches.

I. Lyriſch-Epiſches.
1) Der Faris (nach Mickiewicz).
2) Fernando.

II. Lyriſches.
1) Ode an die Jugend (nach Mickiewicz).
2) Dithyrambe.

III. Erotiſches.
1) Die Veilchen.
2) Die Glöckchen.
3) Das Gewand.
4) Frauenliebe.
5) Troſt.
6) Abend und Morgen.

I. Lyriſch-Epiſches.

1. Der Faris.

Nach dem Polniſchen des Adam Mickiewicz.

O wie glücklich der Araber! — ſprengt auf dem Roß
Vom Fels in die Wüſte, ſo weit und ſo groß!
Vom Hufſchlag im Sande der Schall erliſcht,
Wie wenn glühendes Eiſen im Waſſer erliſcht.
In das Glutmeer dringt er, die Sandwog', hinaus,
Wie die Bruſt des Delphins durch des Meeres Graus.
Und ſchneller und ſchneller er ſchwimmt wie der Wind,
Den Sand kaum berührend, der unter ihm rinnt.

Schwarz iſt mein Roß, ſchwarz wie der Orkan,
Ein Morgenſtern hat auf der Stirn den Sitz;
Es flattert die Mähn' auf der Sturmesbahn,
Es glänzet der Fuß wie ein leuchtender Blitz.

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz macht, ihr Wälder, ihr Berge, mir!

Ein Palmenbaum mir ſchattig winkt,
Zum Haupt die Frucht herniederſinkt —
Ich flieh' ſeinen Schutz — er birgt voll Scham
Sich in die Oaſe; — des Wegs, den ich nahm,
Des verwegnen, ſpottet ſein rauſchend Blatt;
Der Fels, der die Grenzwacht der Wüſte hat,
Er wendet mir zu ſein düſter Geſicht —
Und giebt zurück meiner Hufe Schall,
Wie wenn er drohend zu mir ſpricht:

„Wohin, du Toller? — Kein Palmenbaum,
Kein Zelt iſt dort im weiten Raum!
Der brennende Pfeil aus dem Sonnenball
Verſengt dein Haupt da überall!
Nichts ſchützet dich, als des Himmels Zelt;
Es ſchläft nur der Fels im wüſten Feld,
Und Sterne nur wandern in einſamer Welt!"

Fleuch an! Fleuch an! Ich wende den Blick; —
Es fliehen die Felſen beſchämt zurück,
Und einer hinter den andern ſich bückt,
Daß nicht mein flüchtig Aug' ihn erblickt! —

Ein Geier ihr Drohn vernimmt, und ſich müht,
Daß er mich ſchnell ergreif',
Durchſchifft die Lüfte mir nach, und zieht
Dreimal um mein Haupt einen dunklen Reif.

„Ich witt're, ich witt're Leichengeruch!
O wilder Reiter, laß ab! genug!"
Suchſt hier du, wilder Reiter, die Bahn?
Glaubt hier dein Roß, daß es weiden kann?

Hier ſucht nur der Samum ſeinen Pfad,
Für Schlangen die Wüſte nur Speiſe hat.
Nur Leichen hier ſchlummern den Todestraum,
Nur Geier durchwandern den öden Raum!" —

Er ſchrie's und ſtreckt die Krallen nach mir;
Und dreimal uns ſchau'n in's Auge wir —
Und wer von uns war's, der erſchrak?
Es war der Geier, der erſchrak!

Fleuch an! Fleuch an! — Ich hebe den Blick —
Weit war ſchon der Geier zum Himmel zurück,
Schwarz, wie ein Vöglein — ein Schmetterling —
Eine Mücke dann, — bis er im Blau verging!

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Macht Platz, ihr Felſen, ihr Geier, mir!

Des Geiers Drohn eine Wolke vernahm,
Und, entfaltend die weißen Flügel, ſie kam.
Am Himmel will ſie — danach ſteht ihr Sinn —
Ein Renner ſo ſeyn, wie auf Erden ich bin.
Und ſchwebt dann um das Haupt mir auch,
Und flüſtert mir zu auf des Windes Hauch:

„Unſinn'ger, wohin? Wo die Hitze zerbirſt
Deine heiße Bruſt, wo verſchmachten du wirſt?
Keine Wolke dir wäſcht dein brennend Haupt
Mit ihrem Naß, wenn es heiß beſtaubt,
Kein Bach dich lockt mit Silberklang,
Keinen Tropfen je der Wandrer trank?

Denn eh' der Thau ſich niederſenkt,
Hat ſchon ihn der lechzende Wind verſengt!" —
Umſonſt ſie mir droht. Fleuch an! Geſchwind!
Die Wolke, erſchöpft, ſchon zu ſchwanken beginnt —
Schon neigt ſie das Haupt — und hält ſich an
Am Fels — ich wende den Blick, doch dann
Schon trennt uns ein Horizont; — und bald
Schau' ich die Wolke, wie ihre Geſtalt
Ihr innerſtes Herzgefühl mir malt: —
Zorn macht ſie erſt roth, dann gelb der Neid;
Drauf nimmt ſie ein ſchwarzes Todtenkleid, —
Und hinter den Felſen hinab
Sinkt ſie in ihr Grab. —

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz machet, ihr Geier, ihr Wolken, mir!

Als wär' ich die Sonne, ſo ſchaut' ich umher,
Sah Niemand als mich am Geſichtskreis mehr!

Hier hat Natur im Schlaf die Augen zu,
Die Elemente bleiben um mich her in Ruh,
Wie wohl im neuentdeckten Inſelland
Furchtlos das Thier de a Menſchenblicke ſtand. —

Doch, Gott! bin allein nicht, der Erſte nicht hier —
Eine Schaar glänzt vom Sandlaaer her zu mir.
Sind es Reiſende wohl, ſind es Räuber gar,
Iſt's eine auf Reiſende lauernde Schaar?

Wie ſind die Reiter doch ſo bleich,
So ſchrecklich weiß die Roſſe zugleich!

Ich eile hinzu — ſie regen ſich nicht:
Ich ruf' ihnen zu — doch Keiner ſpricht.

O Gott! es ſind Leichen! — Vom Sturm einſt verweht
Im Sand eine Karavane ſteht!
Es reitet noch auf der Kameele Gebein
Das Gerippe der Mauren im grauſigen Reih'n.
Durch die Höhle, in der einſt das Aug' geglüht,
Durch die Kinnbacken, wo einſt die Lippe blüht',
Nimmt heißer Sand ſeit Jahren ſchon,
Und murmelnd ſcheint alſo mir zu drohn:

„Unſinn'ger, wohin? Bald kommt der Orkan,
Und faßt dich mit Rieſenarmen an!"

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz machet, ihr Leichen, Orkane, mir!

Und Afrika's entſetzlichſter Orkan,
Der je die Wüſt' durchbrauſet mit Gebrüll,
Geht einſam um im ſand'gen Ocean.
Von weitem ſchaut er mich, und ſtaunt, ſteht ſtill —
Rollt um ſich ſelbſt, und ſpricht ſodann:

„Was iſt das für ein elend Lüftchen nur,
So hin ſich ſchleppend, winziger Natur!
Daß ſolch ein Abenteurer unverzagt
Hier in mein Wüſtenerbtheil her ſich wagt?"

Roth werdend dringt er dann auf mich ein,
Wie ein wandernder Pyramidenſtein,
Und ſehend, daß ich ein Sterblicher bin
Und weichen nicht will — da wüthet er hin,

Da ſtampft mit dem Fuß die Erde er,
Daß halb Arabien ſich wälzt umher.
Wie ein Geier wohl nach dem Sperling hackt,
So er mich mit Wirbelflügeln packt.
Es glüht mich ſein Feueratßem an,
Wirft mich in die Luft, zur Erde dann.

Da ſpring' ich auf, und kämpf', und in Eil'
Durchbrech' ich der Rieſenwirbel Knäu'l,
Zerreiß' ihn, zermalm' ihn, es knirſcht der Zahn
Auf des Sandkörpers Stücke. Es will der Orkan
Entwinden ſich meines Arms Gewalt
In einer Säule Rieſengeſtalt.
Doch kommt er nicht los, er zerbricht dabei;
Das Haupt ſinkt in Staubregen morſch entzwei.
Zu den Füßen die Leiche geſtreckt ſich ſchon hat,
Die gewaltige, wie der Wall einer Stadt! —

Da athm' ich frei, und ſchau' empor
Mit Stolz zu der Sterne leuchtendem Chor.
Sie ſchau'n mit den goldnen Augen mich an,
Als mich ſie nur ſehn in der Wüſte alsdann.
O! iſt's doch ſo ſüß hier zu athmen, ſo weit
Die Bruſt ſich öffnet — wie athm' ich erſtreu
So frei und ſo voll! Kaum genügen kann
Meiner Lunge die Luft von Arabiſan!
Wie ſüß iſt's, zu ſchauen ſo weit umher!
Mein Aug' ſich erweitert, erſtarkt ſo ſehr,
Dringt über den Horizont hinaus!
Wie ſtreckt ſich's ſo ſüß hier die Arme aus

So frank und ſo frei und ſo weit in das All.
Als umfaßt' ich den ganzen Weltenball!
Mein Gedanke fliegt höher in Pfeilesflauf
Und höher und höher zum Himmel hinauf!
Und wie die Biene ſich ſenkt in's Grab
Zugleich mit ihrem Stachel hinab:
So taucht mein Gedanke die Seele ſo rein
Tief in den Blumenhimmel hinein!

Fernande.

Zog ein Ritter einſt von hinnen,
Hoch und ſtolz, in ernſtem Muth,
Als von Salamanka's Zinnen
Strahlte rothe Morgenglut.

Jungen Tages friſche Schwingen
Schlagen in der Männerbruſt,
Der Trommeten fernes Klingen
Weckt ihm freud'ge Schlachtenluſt;

Und das treue Schwert zur Seite,
Klirrend an der ehrnen Wehr,
Sprengt hinaus er in die Weite,
Fernhin zu Granada's Meer.

Sonne blickt ſchon hell und warm,
Als er in Orangenhainen

Einen Jüngling ſiehet weinen,
Eine Zither in dem Arm;

Ganz erblaßt von tiefem Sehnen,
Von durchwachter Nächte Pein.
Sieht er ihn am Baume lehnen,
Klagend in den Wald hinein. —

„Jüngling, was haſt du verloren?
Sprich! warum haſt du erkoren
Düſtre Waldeseinſamkeit,
Klagend ihr dein einſam Leid?“ —

„Komme von Sevilla's Hallen,
Eile nach Valencia's Flur,
Will zur Mutter Gottes wallen
Auf der heil'gen Pilger Spur.“

„Ach! im Kummer muſt' ich gehen
Aus der Väter hohem Haus!
Einer Jungfrau ſtolz Verſchmähen
Stieß mich in die Welt hinaus!“

„Nun von ihr, die ſo gelitten
In des Sohnes Todesnoth,
Von der heil'gen Mutter, bitten
Will ich Liebe oder Tod!“

Doch da zürnt der hohe Ritter
Um den träumeriſchen Tand:
„Sprich! ziemt wohl die weib'ſche Zither
Eines Span'ſchen Mannes Hand?“

„Aus dem Aug' unwürd'ge Thräne!
Lockt dich nicht das stolze Roß
Dorten mit der muth'gen Mähne?
Nicht das blinkende Geschoß?"

„Fort zu Saracenenschaaren,
Die schon gen Granada ziehn!
Laß die Weiber Liebe wahren;
Nur aus Kampf und aus Gefahren
Männern kann das Glück erblühn!" —

Sprach's. — Da dringt durch Laubgeflechte
Plötzlich heller Sonnenstrahl,
In des Ritters starker Rechte
Blinkt der hellumflammte Stahl.

Ganz von lichtem Glanz umflossen
Steht die eherne Gestalt;
Feder, die den Helm umgossen,
Flatternd in die Lüfte wallt.

Mannesmuth und Manneskraft
Sich in Jünglingsbrust errafft;
Schamvoll glühen ihm die Wangen
Um das weiche Liebesbangen;

Und, im Aug' ein edles Feuer,
Schaut er auf den Rittersmann,
Und — zerschlägt die blanke Leier,
Legt den starken Stahl sich an;

Schüttelt aus dem Aug' die Thräne,
Steigt auf's Roß mit stolzer Mähne,

Sprengt mit jenem dann hinaus
Muthig in das Schlachtengraus. —

Ringsum ſchallen Heldenſänge,
Frohe Provencalenklänge
Von Fernando's Ruhm und Macht
In der Saracenenſchlacht.

Wackre Kämpfer zu ihm dringen
Aus den Landen fern umher,
Unter ihm nach Sieg zu ringen,
Unter ihm ein furchtbar Heer! —

Doch nicht freuen ihn die Lieder,
Nicht der Siege goldner Preis,
Liebe nicht der Waffenbrüder —
Sehnſucht drückt ihn ſchwer und heiß. —

An dem ſteilen Felſenpfade,
An dem ſich die Weg' eraieſt,
An Granada's Meergeſtade
Er die ferne Lieb' oft grüßt:

„Jungfrau mit dem dunkeln Auge,
Hehre, himmliſche Geſtalt,
Mit dem ſchwarzgelockten Haare,
Biſt mir ewig ſtumm und kalt?"

„Fühl' ein endlos Heimathwehen,
Denkend deiner Stimme Ton;

Hör', o Jungfrau, hör' mein Flehen;
Sieh, auch ich bin Spaniens Sohn!"

Und es rauſcht wohl nimmer bänger
Dann die ſturmbewegte See,
Und im Herzen immer reger
Drückt ihn heiſſes Liebesweh.

Aber einſt, in Sturmestoben,
Trennt ſich ſchnell die Wolkennacht;
In die Fluthen glänzt von oben
Groß ein Stern in heller Pracht:

Und es taucht mit hellen Gluten,
In dem Dunkel ganz allein,
Sanft ſich wiegend auf den Fluthen,
Auf ein heller Widerſchein;

Und ihm iſt, als auf den Wogen,
Aus der Ferne hergezogen,
Schweb' ein helles Aug' dahin,
Schaue liebend hin auf ihn;

Ja, ihm iſt, als ſteig' im Meere
Aus dem Auge die Geſtalt —
Ja, ſie iſt's, die Theure, Hehre!
O! ihn treibt's mit Allgewalt,

Nach dem theuren Bild zu faſſen,
Dringend in die Fluth hinein —
Doch die düſtren Wolkenmaſſen
Hüllen Stern und Auge ein. —

Weithin die verklärten Höhen
Silbern ſchon der Mond umzieht;
Auf der Flur Geſtalten ſtehen,
Die der Menſch erſchrocken flieht;

Kleiner Elfen ſtumme Schaaren
Spielen ihren frommen Reih'n;
In die Fluth mit naſſen Haaren
Laden Nixen trügend ein. —

Seinem ew'gen Stern vertrauend,
Hellem Aug' im dunklen Meer,
Nach Sevilla gläubig ſchauend,
Zieht Fernando ſtill daher.

Enge, ſteile Felſenklüfte
Oeffnen ihm ihr grauſig Thor,
Mancher Laut durch ſtille Lüfte
Seltſam dringt zu ſeinem Ohr; —

Doch dem Jüngling will's nicht bangen,
Dünkt ſich ew'gen Mächten nah,
Seit ihn jenes Bild umfangen,
Seit er ſie im Sterne ſah.

Ueber umgeſtürzten Bäumen
Strauchelt wohl das treue Roß,
Bangend vor des Waldſtroms Schäumen,
Der vom Fels ſich niedergoß;

Aber bäumend hält's am Rande.
Vor ihm, die er liebt ſo heiß,

Steht im flatternden Gewande,
Mit dem Antlitz lilienweiß.

Seltsam fühlt der Jünglina wogen
In sich bange Schmerzensluft,
Sinkt, gewaltsam hingezogen,
An des Wesens fromme Brust;

Und sie wiegt ihn in den Armen,
Streichelt ihm das goldne Haar,
Läßt am Herzen ihn erwarmen,
Schaut ihn an so lieb und klar;

Spricht zu ihm mit sanftem Blick:
„Jüngling, droben wohnt nur Glück!"

Ewig Verlangen,
Ungestillt Bangen,
Endloses Sehnen,
Schmerzliche Thränen,
Das ist der Erde Geschick!

Jene uralten
Nebelgestalten,
Die sich entfalten
So vor der Seele dir,
Sind nicht von hier!

Aethergewoben
Wohnen sie droben,
Schweben nur manchmal hernieder,
Rufen in Tönen der Lieder,

Strahlen dir hohes Entzücken
Aus frommer Mägdelein Blicken.
Winken aus goldenen Sternen.
Locken aus bläulichen Fernen.
Und aus des Feuers Gluten.
Und aus der Ströme Fluthen.
Wesenlos.
Schatten bloß!

Willst sie erfassen
Must du sie lassen:
Denn sie erblassen.
Und, wie schuldbewußt
Schlägt dir die Brust:
Und du bangst bänger.
Und verlangst länger.
Sehnst dich unendlicher
Weinest nur schmerzlicher

Jüngling, fliehe zurück!
Droben wohnt nur Glück!

II. Lyrisches.

1. Ode
an die Jugend.

Nach dem Polnischen des Adam Mickiewicz.

Die Völker? Ohne Herz und Geist! — Skelette! —
Drum, Jugend, leih' mir Deine Schwingen! Sieh,
Daß über diese todte Welt ich rette
Mich auf in's Himmelreich der Phantasie; —
Wo die Begeist'rung schafft ein Wunderland,
Uns windet eine neue Blumenkette,
Und Hoffnung hüllt in goldenes Gewand.

Wag', wen umzieht des Alters Grau'n,
Das Haupt zur Erd' herabgebeugt,
Nur jenen Kreis der Welt beschau'n,
Den ihm sein blindes Auge zeigt!

Du, Jugend, schwing' über die Fläche Dich auf!
Und mit dem Auge des Sonnenballs
Durchdringe im Alles umfassenden Lauf
Die ganzen Massen des Menschheitalls! —

Nun ſchau' hinab – da deckt ein ew'ger Nebelſchaum,
Vom Meer der Trägheit überſchwemmt, den ara-
ſen Raum; —
Dies Deine Erde iſt! —

Und ſieh, wie aus dem düſtren Meer
Ein elend Schaltbier aufkriecht ſchwer,
Sich ſelbſt Schiff und ſein eigen Steu'r zugleich,
Nach kleinern Thieren lechzt im feuchten Reich;
Wie's untertaucht und wieder auf ſich wühlt —
Wie keine Well' es lockt, es keine an ſich zieht; —
Bis es am Riff wie Blaſen ſchnell zerſtiebt; —
Sein Daſeyn Keinen freut, ſein Tod Niemand betrübt; —
Das iſt ein Cacti! —

Doch, Jugend! Dir iſt Lebensnectar dann
Nur ſüß, wenn ihn ein Andrer theilen kann:
Denn Himmelsſeelen tränken Freuden nicht,
Als wenn ſie Tugend eng umfaßt.

Drum an einander, Jugendgenoſſen!
Aller Glück ſey Aller Ziel.
In Begeiſt'rung bekennen, durch Einheit Viel —
So, Freund'! an einander geſchloſſen!
Ja, glücklich ſelbſt, wer fällt in dieſem Lauf,
Zu dem ihn heil'ger Eifer führt hinauf.
Es fällt ſein Körper nieder nur zur Erde,
Damit dem Freund ſein Geiſt die Ruhmeshaſſel werde!
Drum an einander geſchloſſen!

An einander, Jugendgenoſſen!
Iſt der Weg auch ſchlüpfrig, verengt,

Die Pferde von Schwachheit Gewalt verpflichten,
So sey Gewalt mit Gewalt verdrängt!

Wer in der Völker hohen gekrönt die Kinder,
Als Jünglinge schon Centauren macht' erstarren,
Der nimmt der Welt' auch ihre Opfer wieder.
Auf den im Himmel Seligern harren.
Erfasse drum, was noch kein Aug' erblickt,
Zerknicke, was noch nie Vernunft zerknickt!
Den Adlern ja gleicht Deiner Schwingen Flucht,
Dein Arm, o Jugend, hat des Donners Wucht!

Ha! Arm in Arm, mit starkem Band die Schranken
Des Erdballs rings umkreis't!
In einen Brennpunkt werft Aller Gedanken,
In einen Punkt werft Aller Geist!
Wir, Erde, Dich aus Deinen Fugen rücken,
Und werfen Dich in eine neue Bahn;
Die faule Rinde von Dir ab wir pflücken,
Dann blickt der grünen Jahre Bild uns an!
Und wie, als finster noch und wirr die Erde,
Zum Kampf sich jedes Element gestellt,
Des großen Gottes donnernd: Werde!
Hervorrief einst der Dinge Welt; —
Dann Winde hausen, sich verliefen Meere,
Des Himmels Plan enthüllte Sternenheere: —
So sichst Du Nacht noch auf der Menschheit liegen,
Des Willens Elemente sich bekriegen, —
Doch in der Jugend auch das heil'ge Feuer brennen,
Das los die Geister wird vom Chaos trennen!

Aus ihrem Schooß wird ſich die Lieb' erheben,
Der Freundſchaft wird ſie ew'ge Bande weben.
Das Eis, das fühlloſe, dann bricht;
Kein Vorurtheil verfinſtert mehr das Licht!
O, Heil Dir, Freiheitsmorgenroth! o Wonne!
Es folgt Dir der Erlöſung goldne Sonne!*)

2. Dithyramb.

Wein! ſieh, ich preiſe dich!
Nicht, wie der Zecher,
Der nur den Wohlgeſchmack
Sich auf die Zunge wünſcht;

Sondern weil alles,
Was in des Herzens
Tiefen uns ſchlummert,
Du in uns aufregſt!

Weil du der Liebe
Himmliſches Walten
Mächtig hervorrufſt
Uns in dem Herzen!

*) Die beiden letzten Zeilen ſind hiſtoriſch merkwürdig geworden, weil ſie, an dem Nationalfeſte zu Warſchau am 30. November 1830 angeſchlagen, zuerſt den polniſchen Aufſtand begrüßten.

Weil, was da Ewiges
Weil, was da Heiliges
Menschen nur dachten,
Du vor die Seele führst!

Weil Du den Muth stählst
Wenn mit dem Schwert wir
Treulich bekämpfen
Alles das Schlechte!

So wie am Boden
Jeglichen Fasses
Trübes sich ansetzt,
Klares nach oben strebt:

Also versenkst du
Tief in den Abgrund
Und in Vergessenheit
Irdisches Alles!

Und nur das Wahre,
Und nur das Schöne,
Und nur das Gute
Lässest du droben!

Blinkt nicht die Sonne
Heller durch Blätter?
Strahlt nicht der Himmel
Blauer da droben?

Sieh! darum regt sich
Mächtig das Herz mir,
Seh' ich im goldnen
Römer dich blinken!

III. Erotisches.

1. Die Veilchen.

Noch ein Veilchen,
Kleine Veilchen,
Blühet, meiner Liebe Stern!
Euer Blümchen,
Euer treuliches
Aug' hat mein herziges Liebchen so gern!

Denn dem Scheuen
Gabt Ihr Treuen
Stummer Liebe Sprache-Hauch;
Unermüdliches,
Unvergeßliches
Duftet Ihr ihm nun entgegen auch!

Sagt, was nickt Ihr,
Sagt, was blickt Ihr
Mich so heimlich fragend an?
Strahlt so sonnialich,
Lockt so wonniglich,
Daß ich so nimmer Euch lassen kann!

Wenn am Abend
So erlabend
Wenn in Euch der Perlenthau,
Schaut mit bangenden,
Mit verlangenden
Thränen mein Auge die Blüthenau'.

'S iſt, als bliebe
Meine Liebe
Feſt mit Euch im ew'gen Bund;
Durch Euch erwerben ſeyn,
Mit Euch abſterben ſeyn,
Blühen und welken zur ſelbigen Stund'!

Bald vergehet,
Bald verwehet
Euer farb'ger Duft mit Euch;
Sinkt in's bängliche,
In's vergängliche,
Bleichende, welkende Todtenreich! —

Drum ein Weilchen
Noch, ihr Veilchen,
Blühet, meiner Seele Stern'!
Euer blaulichet,
Euer traulichet
Aug' hat mein herziges Liebchen ſo gern!

2. Die Glöckchen

Hoch auf der grünen Alpe da
Steht früh der Hirtenknab':
Die Glöcklein klingen fern und nah
In's tiefe Thal hinab; —
Und drunten schaut zum stillen Haus
Das Mägdlein sehnsuchtsvoll hinaus:
„O Hirtenknab'! wie hell und fein
Schallt her dein Glöckelein!" —

„„O Mägdlein du, so hold und traut,
Wie ist's hier eben trüb! —
Es ruft in ferner Glöckchen Laut
Mir ungestillte Lieb'! —
Schon wenn ergraut das Morgenlicht,
Hab' ich dich, trautes Liebchen, nicht! —
Drum ruft zu dir das Glöckelein:
Ich möchte bei dir sein!""

„„Doch Alpenblümchen, hold und blau,
Sehn mir oft freundlich zu;
Ich ihnen in die Aeuglein schau',
Da find' ich süße Ruh;
Dann kommt im Traum der Abendroth
Der Berge glühend rother Schein:
Mir ist, als ob ich bei dir wär';
Und Glöcklein klagt nicht mehr.""

Das Mägdlein drauf in ſtiller Ruh,
In ſüßer Seelenluſt,
Schließt's Fenſterchen nun wieder zu,
Der treuen Lieb' bewußt. —
Lockt auch der Ton das Thal entlang,
Dem Mägdlein wird das Herz nicht bang:
Die blauen Blümchen ſehn ja da,
Sie iſt ihm ewig nah.

4. Das Gewand.

Ach, wie durchzuckt mich des Himmels Blau,
Der azurnen Berge Rand!
Und wenn ich in die Fluthen ſchau', —
Mein Lieb hat ein blau Gewand.

Und es umgießt den holden Leib,
Als umzög' ſie der Himmel ſo rein.
Und ſink' ich dann an das göttliche Weib,
Sink' ich in den Himmel hinein.

Und ſchreitet die Herrliche fern daher,
Durchzittert mich Sehnſuchtsweh,
Wie wenn ich, geſiegert am Himmel umher,
Blaue Berge mich locken ſeh': —

Denn da will's in's Weite, da treibt mich's gleich
Fern über die Berge hinaus.

Um jenseits zu finden das jenmige Weib,
Unter Blümlein das wenmige Haus? —

Doch denk' ich im Geiste der blauen Gestalt, —
Da wird mir so wehlig zu Muth,
Als schaun' ich hinab vom sichern Halt
In die plätschernde stille Fluth!

Und es wiegen die Sinne auf ihr sich hin,
Und es weht so mild in der Brust! —
Auf dem Lebensstrom schwimme ich sanft dahin
Mit des Fischleins wenniger Lust!

Ach! wie durchdunkt mich des Himmels Blau,
Der azurne Berge Rand! —
Und wenn ich in die Fluthen schau', —
Mein Lieb hat ein blau Gewand! —

I. Frauenliebe.

Sie nahm mich in die Arme,
Küsste tausendmal mir den Mund,
Sie drückte mich an ihr Herze
Und herzte mich liebestrunk.

Wund hat sie mich geherzet
Und küsst nun verblumen die Brust.
Das nennen sie Liebeswonne,
Das nennen sie Liebeslust! —

Sie wagt ihr ganzes Wehe,
Sie wagt ihr ganzes Glück,
Daß sie nur einmal mich sahe
Und tränk' meiner Augen Blick.

Noch Abends glüht wie die Rose
Vom Antlitz der Liebe Schein,
Es leuchten der Augen Blitze
Mir tief in die Seele hinein: —

Und über Nacht bin verrathen
Ich schon an den andern Mann!
Und selbst schilt sie mich Verbrecher,
Weil ich ihre Liebe gewann. —

Wund hat sie mich gebettet
Und läßt nun verbluten die Brust. —
Das nennen sie Liebeswonne,
Das nennen sie Liebeslust!

5. Treu.

Kann mir's doch Niemand nehmen,
Daß ich sie fest umschlang,
Den süßen Leib ich gehalten,
Umschlungen wohl Stunden lang.

Kann mir's doch Niemand nehmen,
Daß sie mich glühend umfing,

Und in einander verſunken
Die Welt um uns rings verging!

Kann mir's doch Niemand nehmen,
Daß ich ihre Seele trank,
In Sehnſucht aufgelöſet,
Sie in mein Herz verſank!

Und ſie auch nicht iſt dieſelbe
Mehr, die ſie geweſen dieweil,
In ſich hat ſie eingeſogen
Von meinem Selbſt ein Theil.

Des kann ſie nimmer vergeſſen!
Nicht, wie mein Aug' geglüht,
Nicht, wie mein Herz geſchlagen,
Mein ganzes Seyn ihr erblüht.

Kann mir's doch Niemand nehmen, —
O Herz! poche nicht zu laut! —
Daß ich, was Tauſend begehret,
Als mein, mein eigen geſchaut!

6. Abend und Morgen.

O geh' nicht Abends im ſäuſelnden Hain,
Stehſt du in der Welt ohne Liebe allein! —
Es werden da Stimmen im Buſen dir wach,
Die ziehn durch die flüſternden Bäume dir nach,

Und rufen dir zu:
Haſt kein Liebchen denn du? —

O geh' nicht im Mondſchein zum ſtimmernden Quell,
Hältſt du nicht ein Lieb im Arme, Geſell!
Es tauchen dir Schatten aus Wogen hervor,
Es ziehen entſchlaf'ne Geſtalten empor; —
Die ſchauen dich an; —
Wirſt du weinen nicht dann? —

Und ſtehſt du auf Bergen im Abendroth da,
Und lauten im Dörflein die Glocken dir nah,
Beflügeln die Wölkchen nach Abend den Lauf,
Gehn lockend im Morgen die Sternlein auf:
Willſt du überall hin —
Ach, und weißt du wohin?

Und du gehſt wohl hinab dann in's einſame Haus,
Zu weinen im Bettlein den Kummer dir aus, —
Und haurſt auf die tröſtende Mutter, die Nacht,
Die Alles im Thal nimmt, was ſehnend wacht,
Und ſanft trägt und weich
In der Träume Reich. —

Doch ſchauet der Tag in dein Kämmerlein,
Und funkelt der Thau im Morgenrothſchein, —
Da iſt's luſtig auch ohne Lieb' in der Welt
Und wird auch das Herz dir ſonnenerhellt; —
Nur freudiger Klang
Zieht die Flur entlang!

Hinaus dann! Im Wald dich nichts fragend umweht,
Es lispelt der Baum nur ſein Morgengebet;
Nicht taucht dir die düſtre Geſtalt aus dem Quell:
Klar ſchaut er dich an und ſilberhell,
Und aus ihm quillt
Nur dein eigen Bild.

Hinaus denn! Beflügle zum Berge den Lauf,
Und ſchwinge dich muthig zum Gipfel hinauf! —
Dort ſteht dir zu Seite die Hoffnung im Blau,
Schaut thatendurſtig hinaus in die Au,
Und wundernd dich fragt:
Haſt da drunten geklagt? —